[illegible] k. 4183-2

mit Karte

~~O. d. 66. 64.~~

Ch
93.

Austr. 4183-2

mit Karte

~~O. d. 66. 64.~~

Ch
93.

Geſchichte der Länder

O 1055

des

öſtreichiſchen Kaiſerſtaates.

Von

J. B. Schels,

kaiſ. öſtr. Hauptmanne.

Zweyter Band.

Zeitraum vom Jahre 101 vor Chriſti Geburt, bis zum Tode des römiſchen Kaiſers Auguſtus, im Jahre 14 nach Chriſti Geburt.

Wien 1819.
Im Verlage von J. G. Heubner.

Hbga /68/ 62
Bibliothek des 3ten L. J. R. Prinz (?)

Altbeſtand 58034

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Inhalt.

Erſter Abſchnitt.

Schilderung der alten Deutſchen und anderer einſt die öſtreichiſchen Länder bewohnenden Völker zur Zeit ihrer Unterjochung durch die Römer . . . . Seite 3

Zweyter Abſchnitt.

Schilderung der Römer als Beherrſcher der öſtreichiſchen Länder . . . . — 151

Dritter Abſchnitt.

Geſchichte der öſtreichiſchen Länder nach dem Einfalle der Cimbrer und Teutonen, bis zur Schlacht von Actium und Octavians Alleinherrſchaft. Zeitraum vom Jahre 101 bis 29 vor Chriſti Geburt . . . . — 286

Vierter Abſchnitt.

Geſchichte der öſtreichiſchen Länder unter der Regierung des römiſchen Kaiſers Auguſtus . . . . Seite 384

Militäriſch-politiſche

Geſchichte der Länder

des

öſtreichiſchen Kaiſerſtaates.

Vierter Abſchnitt.

Geſchichte der öſtreichiſchen Länder unter der Regierung des römiſchen Kaiſers Auguſtus . . . . Seite 384

Militäriſch = politiſche

Geſchichte der Länder

des

öſtreichiſchen Kaiſerſtaates.

Erſter Abſchnitt.

Schilderung der alten Deutſchen und anderer einſt die öſtreichiſchen Länder bewohnenden Völker zur Zeit ihrer Unterjochung durch die Römer.

Inhalt.

Einleitung.

Urſprung der Deutſchen. Verwandtſchaft derſelben mit den Celten und Galliern. Ihre älteſte Geſchichte und deren Quellen. — Des alten Germaniens Gränzen und Ausdehnung. Urſprung der Volksbenennungen Teutonen, Germanen, Allemanen. — Verſchiedene Stämme der Deutſchen, und deren Wohnſitze. —

Natürliche Beſchaffenheit des Landes, und Cultur des Bodens. Klima. Ackerbau; Getreide; Gartenfrüchte. Weide. — Viehzucht; Hornvieh; Schafe; Pferde. — Baumfrüchte. Der Weinſtock. — Germaniens Wälder. Das Wild und die Jagd. Vögelfang. Zahmes Geflügel. — Germaniens Flüſſe und Seen. Die Fiſcherey. — Gebirge. Der Bergbau auf Gold, Silber, Eiſen, Bley, Kupfer, Salz u. ſ. w. — Der Bernſtein.

Verwandtſchaft aller germaniſchen Stämme. Körperliche Bildung der Deutſchen. — Stärke einzelner Völker. Deren Eintheilung in Gaue. Die Höfe. Die Wohnungen. Hausgeräthe. Entſtehung der Burgen und Städte. — Die Sprache der Germanen und ihre Mundarten. — Lebensart. Nahrung. Kleidung. Haarputz.

Politiſche Verfaſſung der Germanen. Volks-Claſſen: der Adel; die freyen Menſchen; die leibeigenen Knechte, und die Freygelaſſenen. — Verſchiedene Regierunsformen der ſelbſtſtändigen Staaten: demokratiſche; ariſtokratiſche; monarchiſche; vermiſchte.

Die Volksverſammlungen. — Die Fürſten. Gränzen ihrer Macht. Wahl derſelben. Einkünfte — Erſte Spuren der Lehenverfaſſung.

Religion. Gottesverehrung. Heilige Haine. Götter. Opfer. Prieſter. Glaubenslehren. Aberglauben; Wahrſagerey; Prophetinnen. — Ehen. — Erziehung der Kinder. Dauer der väterlichen Gewalt. Wehrhaftmachung des Jünglings. — Leichenbegängniſſe. Teſtamente. —

Verwaltung der Gerechtigkeit. Geſetze. Strafen. —

Kriegsweſen der Deutſchen. Die Armeen. Ihre Stärke. Das Aufgeboth. Die Feldherrn. Der Sold. — Waffen des Fußvolks und der Reiterey. Feldzeichen. Beſchaffenheit der Truppen. Befeſtigungskunſt und Hülfsmittel zum Angriff feſter Orte. — Schlachtordnung und Fechtart. Der Marſch. Das Lager. Die Wagenburg. Theilnahme der Weiber an der Schlacht. Benehmen der Deutſchen nach Siegen und Niederlagen; wenn ſie überfallen wurden. Behandlung der Gefangenen. — Kriegskunſt germaniſcher Feldherrn; Aufſtellungen; Terrain-Benutzung; Hinterhalte; Ueberfälle. — Innere Kraft und Schwäche der Heere. Furcht der Römer vor der Deutſchen Tapferkeit. Deutſche Söldner in fremden Dienſten. — Kriegszucht; Strafen; Belohnungen. —

Zuſtand der Handwerke, Künſte und Wiſſenſchaften in Germanien. Schreibekunſt. Heilkunde. Geſchichte. Geographie. Aſtronomie. Philoſophie. Beredſamkeit. Geſang und Dichtkunſt. Muſik. — Volksſpiele. Gymnaſtiſche Uebungen. Glücksſpiele. — Handel. Schifffahrt. Geld. —

Gemüthseigenſchaften. Achtung gegen die Frauen. Freiheitsliebe. Kriegeriſcher Geiſt. Nationalſtolz. Entſchloſſenheit. Tapferkeit. Offenherzigkeit. Treue. Haltung des gegebenen Wortes. Liſt gegen Feinde. Neigung zum Kampfe und zur Rache. Recht des Stärkeren. Beuteſucht. Hang zum Müſſiggange. — Geſellſchaftlicher Umgang. Gaſtfreyheit. Feſtliche Mahlzeiten. —

Blicke auf die nicht germaniſchen Bewohner der jetzt öſtreichiſchen Länder: auf die Ober-Italiener; — Iſtrier, Japydier und Liburnier; — Noriker, Carnier, Taurisker, Rhätier, Vindelicier und Bojer; — Illyrier, Pannonier, Dalmaten, Dacier und Baſtarnen. —

Wir haben in dem erſten Bande dieſes Werkes die Abkunft und die Begebenheiten der älteſten Bewohner jener Länder, welche jetzt den öſtreichiſchen Kaiſerſtaat bilden, dargeſtellt. Die Hyperboräer, Illyrier, Iſtrier, Euganeer, Liburnier, Dalmaten, Veneter, Tuscier, Inſubrier, Dacier, Baſtarnen, — endlich die Celten mit ihren verſchiedenen Stämmen, den Norikern, Carniern, Rhätiern, Vindeliciern, Bojern u. a. m., ſind an uns vorüber gegangen. In griechiſchen und römiſchen Quellen forſchten wir nach den Thaten und Schickſalen dieſer Völker, zurück bis auf die Urzeit, die ein undurchdringliches Dunkel der Wißbegierde verhüllt. Die von den Claſſikern aufbewahrten ſparſamen Daten wurden in ein der Zeitfolge nach geordnetes Gemählde vereiniget. Auch ſuchten wir, den Charakter des Volkes, welches ſechshundert Jahre vor Chriſti Geburt den größten Theil unſerer Länder beſetzte, der Celten, mit möglichſter Klarheit darzuſtellen. — Wir ſchilderten ſodann die Bemühungen der Römer, dieſe Nationen zu unterjochen, und ſahen die Erfolge verfeinerter Politik und geregelter Kriegskunſt in Italien und Illyrien. Doch gelang es den Eroberern damahls noch nicht, über die ſchützenden Alpen in das Herz der jetzt öſtreichiſchen Länder zu dringen. Sie mußten zuvor ihre eigene Freyheit verlieren; als Sclaven mußten ſie ſich unter den Scepter eines Imperators beugen, ehe ſie auch unſere Nationen zu feſſeln vermochten. —

Eine neue Epoche tritt nun ein: die Eroberung unſeres Vaterlandes durch die Römer. Ueber die Jahrhunderte mit dem großen Reiche verbundenen Länder verbreiteten die Sieger ihre Sitten, Religion, Gebräuche, Tugenden und Laſter. Die Götter und die Tempeln, die Pro-Conſuln und die Legionen, die Wiſſenſchaften und die Künſte, der Reichthum und der Luxus, wanderten von der Tiber an die Donau. Es wird uns unentbehrlich, die Römer-

ſitten genauer kennen zu lernen, da ſie ſo lange Zeit hindurch auch die unſerer Voraltern geweſen. —

Zur nähmlichen Zeit wurden auch die Deutſchen bekannter, und durch ihre rauhen Tugenden und kraftvolle Tapferkeit berühmt. Schon haben wir die germaniſchen Cimbrer und Teutonen auf dem Zuge durch unſere Länder bis dahin begleitet, wo ſie, auf unſerem Boden (bey Verona), ihre Vernichtung fanden. Jetzt wandern die deutſchen Marcomannen, Quaden u. ſ. f. in unſere nördlichen Provinzen (Böhmen, Mähren, Schleſien, Ober-Ungern) ein, und ſo wird uns dieſes Volk immer bedeutender. — Mit ruhmvoller Tapferkeit vertheidigten die Deutſchen durch mehrere Jahrhunderte ihre Freyheit und ihr Vaterland gegen alle Verſuche der Römer. Dort, wo die beyden Völker an einander gränzten, auch in unſeren Thälern, an der vaterländiſchen Donau, wurden die Schlachtfelder oft mit Beyder Blute gedüngt. — Immer weiter verbreiten ſich deutſche Nationen erobernd in Oeſtreichs Ländern, verdrängen daraus die Römer, und theilen ſich mit den celtiſchen Urbewohnern, ohnehin ihren Stammverwandten, in deren Beſitz. Sie ſtürzen die entartete Roma von ihrer Höhe. Aber auch ſie ſelbſt unterliegen in der Folge neuen, aus Norden und Oſten hervorbrechenden, barbariſchen Völkerſchwärmen. — Endlich befreyt der deutſche Carl der Große Oeſtreich, vereinigt es mit den Ländern, die ſeinem Scepter gehorchen, ſtiftet das tauſendjährige Kaiſerreich, und gründet jene weiſen politiſchen Formen, die allen Stürmen der Zeiten ſiegreich widerſtanden. — Eben ſo wichtig, wie die Schilderung der römiſchen Sitten, wird uns alſo auch jene der älteſten Deutſchen. —

Germaniens und Galliens Urbewohner, ſo wie die aus dem letzteren Lande nach Deutſchland und Italien eingedrungenen Anſiedler, waren vermuthlich Zweige des celtiſchen Urvolks. Zu der Zeit, in welche unſere Geſchichte nunmehr die Leſer einführt, waren die Celten ſchon ſeit Jahrhunderten in ſelbſt-

ſtändige Stämme getrennt. Längſt hatten die Verſchiedenheit der Wohnſitze und Lebensweiſe, der Einfluß einer entgegen geſetzten Politik, und tauſend andere Urſachen, dieſe Stammverwandten einander entfremdet. So ſahen ſich dann die Sitten der Deutſchen und jene der Gallier oder Celten nur wenig mehr ähnlich. Schon Cäſar fand es 50 Jahre vor Chr. G. nöthig, nachdem er in ſeinen Geſchichtsbüchern von den galliſchen Celten geſprochen, auch noch eine eigene Charakteriſtik der Deutſchen zu entwerfen. Er beginnt ſie mit den Worten: »Die Sitten der Germanen ſind von jenen der Gallier ſehr unterſchieden.« (J. Cäſar vom galliſchen Kriege 6. B., 21. C.) Dann im 24. C. erzählt er: »Es gab eine Zeit, wo die Gallier die Germanen an Tapferkeit weit übertrafen, ſie aus eigenem Antriebe mit Krieg überzogen, und wegen übergroßer Bevölkerung und Mangel an Unterhalt Colonien (jene des Segoves 590 Jahre v. Ch. G.) über den Rhein ſchickten. Den fruchtbarſten Theil Germaniens um den hercyniſchen Wald haben damahls die Tectoſagen erobert und angebaut. Noch jetzt bewohnen ſie jene Gegenden, und ſind ihrer Rechtſchaffenheit und Tapferkeit wegen ſehr berühmt. Sie leben dermahlen, ſo wie die Germanen, arm, dürftig, rauh; ſie kleiden und nähren ſich wie jene. Den Galliern verſchafft aber die Nachbarſchaft der Provinz (der früheren römiſchen Beſitzungen in Gallien) und der Handel nach der See noch Vieles zum Ueberfluß und zum Vergnügen. Aber ſie ſind nach und nach gewohnt worden, beſiegt zu werden, und ſchätzen ſich nun ſelbſt nicht mehr den Germanen an Tapferkeit gleich.« In des 1. B. 1. C. nennt Cäſar »die Belgen die tapferſten Gallier, weil ſie weit von der römiſchen Provinz entfernt ſeyen, und daher faſt nie Kaufleute zu ihnen kämen, und ihnen Gegenſtände zuführten, die ihre Mannskraft ſchwächten. Sie grenzten an die Germanen, die über dem Rheine wohnten, und wären beſtändig mit denſelben in

Kriege verwickelt. — Aus gleicher Urſache ſeyen auch die Helvetier tapferer als die übrigen Gallier; denn ſie ſchlügen ſich faſt täglich mit den germaniſchen Nachbarn, indem ſie bald ihr eigenes Land gegen dieſe vertheidigen müßten, bald ſie jenſeits des Rheines in ihren Wohnſitzen ſelbſt angriffen.« — In des 1. B. 31. C. ſagen die Geſandten der Aeduer, welche Cäſars Hülfe gegen den in ihr Land gedrungenen germaniſchen König Arioviſt anflehen: »In wenig Jahren würden gewiß alle Gallier aus ihrem Lande verdrängt ſeyn, und alle Germanen über den Rhein herüber kommen. Denn der Boden der Germanen ſey mit dem galliſchen Lande eben ſo wenig zu vergleichen, als die Lebensart beyder Nationen.« — Tacitus, deſſen Werk von der Lage, den Sitten und den Völkern Germaniens, uns zum vorzüglichſten Leitfaden bey dieſer Schilderung diente, erinnert an die in früheren Zeiten Statt gehabten Einwanderungen der Gallier nach Germanien (28. C.); für ſpätere Zeiten aber ſtellt er die Deutſchen als Gegner und Beſieger der Gallier dar (Germ. 2. C.). Er erzählt, »daß die Trevirer und Nervier, Beyde nach Gallien eingewanderte germaniſche Stämme, auf ihr Deutſchthum ſo ſtolz waren, als ob ſie durch den Ruhm dieſer ihrer Abkunft vor jeder Aehnlichkeit mit den trägen Galliern geſchützt würden« (Germ. 28. C.). Sein Werk, welches gegen das Ende des erſten Jahrhunderts nach Chr. G. geſchrieben worden, handelt mit der ſtrengſten Beſtimmtheit nur allein von den Germanen, und ſtellt dieſelben, ſo wie in den oben angeführten Sätzen, auch noch in vielen andern, als Gegenbilder der Gallier auf. —

Auch wir ſuchten in den folgenden Blättern die germaniſchen Sitten von jenen der Celten zu ſcheiden, und das Gemählde der erſteren in Julius Cäſars und Tacitus Geiſte, jedoch mit Benutzung aller übrigen claſſiſchen Quellen, welche das erſte Jahrhundert nach Chriſti Geburt nicht überſchreiten,

auszuführen. Wir hielten es für nöthig, die über dieſe Epoche heraufreichenden Werke der Claſſiker ſo wenig als möglich zu gebrauchen, damit dieſes Gemählde die Deutſchen ſo darſtelle, wie ſie in der erſten Zeit ihrer Bekanntſchaft mit den Römern geweſen ſind, ehe ſie noch durch die vielfältige Berührung mit den Letzteren in ihrem häuslichen und Volksleben bedeutend verändert wurden. — Der Schilderung der Deutſchen haben wir die wenigen Züge beygefügt, die uns von den Sitten und Gebräuchen einiger nicht germaniſchen, unſere Länder zu jener Zeit bewohnenden Völkerſtämme, z. B. der Illyrier, Pannonier, Liburnier, Dacier, in den Werken der Alten vorkamen. Jedoch haben wir es vermieden, Gegenſtände zu wiederhohlen, die aus dem erſten Bande dieſer Geſchichte ohnehin ſchon bekannt ſind. — Auch hielten wir es für zweckmäßig, die Charakterſchilderung der Deutſchen jener der Römer vorausgehen zu laſſen, weil unſere Urväter erſt dann Römer wurden, als ſie aufhörten, freye Deutſche zu ſeyn. —

Der Urſprung der Deutſchen iſt eben ſo ungewiß, als jener aller alten Völker, denen es in der früheſten Zeit an Geſchichtsbüchern fehlte. Eine Nation, welche die Schreibekunſt nicht kannte, hatte keine Jahrbücher, um ihre Begebenheiten künftigen Geſchlechtern aufzubewahren. Die Quellen, aus welchen die Deutſchen ſich ſelbſt über ihr Entſtehen und ihre vermuthliche Abſtammung unterrichten konnten, beſtanden in Ueberlieferungen, welche in dem Munde der Prieſter, enge vereint mit ihrer Mythe, ſich als Grundlehren ihrer Religion erhielten, oder in den Volksgeſängen der Barden aus der Urzeit auf ſpätere Geſchlechter übergegangen waren (T. G. 2. C.). In dieſen Bardengeſängen ſollen ſich die Deutſchen, wie Tacitus verſichert, eines göttlichen Urſprungs gerühmt haben. Der aus der Erde gebohrene Gott Tuiſto (Teut), und deſſen Sohn Mannes, wären des Volkes Stifter geweſen. — Dieſer römiſche Schriftſteller äußert als ſeine

perſönliche Meinung, daß die Germanen ein eigenes und unvermiſchtes Urvolk ſeyen (G. 2. und 4. C.) (1).

Wir haben in dem erſten Bande dieſes Werkes (Seite 19, Anm. 15) ſchon erwähnt, daß die Abſtammung der Deutſchen von den Celten, und ihre aus derſelben hervorgehende nahe Verwandtſchaft mit den alten Galliern, ſich eben ſo wenig mit Beſtimmtheit erweiſen, als die Frage entſcheiden laſſe, ob dieſe Celten ein eigenes Urvolk, oder nur ein Theil der Scythen geweſen ſind, die man im letzteren Falle für die älteſten Bewohner unſeres Welttheils, und mittelbar auch für die Urväter der Deutſchen, erkennen müßte. Die Mehrzahl der gelehrten Forſcher hat ſich für die celtiſche Abſtammung der Deutſchen erklärt. (Man ſehe hierüber des I. Bandes Seite 70—80.) Die Theilung des angenommenen Urvolks in ſeine großen Zweige hatte zur nächſten und unmittelbaren Folge die Verpflanzung dieſer Theile in

(1) Wir haben die Nothwendigkeit gefühlt, bey allen wichtigen Stellen dieſer Schilderung auf die Claſſiker hinzuweiſen, die deren Gewehrsmänner ſind. Um Raum zu erſparen, wurden bey dieſen Citaten Abkürzungen gebraucht, deren Erklärung hier beygefügt wird: B. bedeutet Buch, C. Capitel oder §.; J. C. bedeutet immer Julius Cäſar vom galliſchen Kriege; J. C. v. b. K., Julius Cäſar vom bürgerlichen Kriege; al. K., vom alexandriniſchen Kriege; af. K., vom afrikaniſchen Kriege; ſp. K., vom ſpaniſchen Kriege; — T. G., Tacitus Germanien; T. B. d. G., Tacitus Buch der Geſchichte; T. Ann., Tacitus Annalen; T. Ag., Tacitus Agricola; — P. Me., Pomponius Mela; — Suet. Cal., Dom., Vit., Suetonius Caligula, Domitian, Vitellius u. ſ. w.; — Diod. v. S., Diodor von Sicilien; — Dio C., Dio Caſſius; — Pl. N. G., Plinius Naturgeſchichte; — App. d. r. g., Appianus de rebus gallicis (d. b. c., de bello civili, d. b. i., de bello illyrico u. ſ. w.); — Vell. P., Vellejus Paterculus; — Eut., Eutropius; — Fl., Florus; — Au. V., Aurelius Victor; — St. G., Strabo Geographie; — Plut. Cäſ., Plutarch im Leben Cäſars; u. ſ. w. —

weit von einander entfernte Länder. Jeder Volkszweig fand ein anderes Klima, einen andern Boden, andere Nahrung. Die neue Lebensart mußte ihn mit der Zeit den früheren Sitten entfremden. Jedes Stammes Gewohnheiten, Gemüthsneigungen, Tugenden und Laſter wurden allmählich durch die natürlichen Eigenſchaften ſeines Wohnlandes beſtimmt. Nach Jahrhunderten waren ſich die Völker, ungeachtet ihrer Stammverwandtſchaft, kaum mehr ähnlich; und ſchwer konnte man dann den celtiſchen Bewohner des rauhen Scandinaviens und jenen des ſüdlichen Galliens für Abkömmlinge eines und desſelben Volkes halten, ohne durch geſchichtliche Beweiſe zu ſolcher Meinung berechtigt zu werden. Aber ein allgemeiner und faſt durchaus gleicher Grad von Un-Cultur war damahls noch über die von celtiſchen Abkömmlingen bewohnten Länder verbreitet. Daher mangeln die Quellen des Wiſſens; daher laſſen ſich die gleichzeitigen Charaktere der verſchiedenen Volkszweige nicht immer ſtrenge genug ſcheiden, und die äußeren Merkmahle der ſittlichen Veränderungen kaum mehr erforſchen. — Doch iſt dieſer Unterſchied des Volks- und Familien-Lebens zwiſchen Galliern und Germanen unverkennbar, und durch die in der Einleitung dieſes Abſchnittes angeführten Stellen der Claſſiker unläugbar bewieſen. — In dem zweyten Abſchnitte des erſten Bandes wurde das Sittenbild der galliſchen Celten und ihrer in unſeren Ländern angeſiedelten Colonien aufgeſtellt. Hier folgt die Schilderung der durch den Rhein von Gallien getrennten celtiſchen Germanen. Wir werden das, was beyde Volkszweige in ihren Sitten, Gebräuchen, Meinungen u. ſ. w. hier und da gemein hatten, nicht wiederhohlen, ſondern verweiſen bey derley ähnlichen Zügen auf die betreffenden Stellen jener Schilderung der Celten. Auch bemerken wir, daß die Epoche, für welche die Schilderung der Celten paßt, der Epoche der Germanen vorausging; daß die Bekanntſchaft der Römer mit den deutſchen Celten beyläufig erſt begann, als die Freiheit der galliſchen

Celten, und mit derſelben ihr Volksthum und ihre Volksſitten ſchon ihrem Ende nahten; daß dieſe Schilderung der Deutſchen alſo der Zeitfolge nach gleichſam zur Fortſetzung der erſteren dient, und, in ſo weit deutſche Stämme frey von der Römer Joche blieben, bis in die Jahrhunderte der Völkerwanderung herabreicht. —

Die älteſte Geſchichte der Deutſchen iſt für uns verloren. Bardengeſänge, welche ſich meiſt nur inner den Gränzen der Mythe, und zwar in einem allegoriſchen, geheimnißvollen Style, der keine chronologiſchen Beſtimmungen aufnahm, verbreiteten, — dann die fabelhaften Erzählungen und Ueberlieferungen der Volksälteſten, die ſich von einem Geſchlechte auf das andere fortpflanzten, aber auch eben ſo oft Geſtalt und Sinn verändert haben mögen, waren die Quellen, aus denen Carl der Große die Geſchichte der germaniſchen Völker zu erforſchen bemüht war. Er ließ jene Geſänge, welche die früheſten Großthaten der Nation, vermiſcht mit den Dichtungen ihrer Götterlehre, feyerten, ſammeln. Aber auch dieſe, weder vollſtändigen noch verläßlichen, Sammlungen ſind nicht auf unſere Zeiten gekommen. — Wir dürfen übrigens ihren Verluſt kaum bedauern. Ein beynahe wildes Volk, wie uns die älteſten Schriftſteller die Deutſchen ſchildern, kann in der früheſten Zeit keine thatenreiche denkwürdige Geſchichte gehabt haben. Immer ſich ſelbſt gleich, höchſtens hier und da einmahl durch eine niedrige Folge von Leidenſchaften, durch einen grauſamen Bürgerkrieg, durch ein verheerendes Naturereigniß unterbrochen, floß der trübe Strom ihres Volkslebens in ſchlammigten Ufern den Zeiten zu, wo eine gewaltſame Revolution von Außen oder Innen die Nation plötzlich in einen andern Kreis des Handelns und Denkens hinein ſtieß, ſie auf eine höhere Stufe unter den Völkern hob, und von nun an die einzelnen Tage ihrer Geſchichte mit großen bemerkenswerthen Thaten bezeichnete. Dieſe Revolution entſtand bey den Germanen durch ihre Berührung mit den Römern. Rom

ſtand bereits auf dem Gipfel der Macht. Carthago war vernichtet; das bezwungene Aſien ſendete ſeine Schätze an die Tiber; Griechenland und Macedonien waren unterjocht, als ſich zuerſt langſam und drohend von den Ufern der Nord- und Oſtſee Deutſche, die Cimbrer und Teutonen, den Römern nahten, und ſich im Kampfe mit ihren Legionen verſuchten.

Die alten Griechen ſind, ſo viel wir wiſſen, nicht in das innere Deutſchland gekommen, und ſtanden in keinem Verkehr mit den Bewohnern dieſer Gegenden. Nur ſoll der Bernſtein ſchon in den älteſten Zeiten an den Küſten der Oſtſee gefunden, und von dort auf weiten Handelswegen bis nach Griechenland gebracht worden ſeyn. Zur Zeit Alexanders des Großen führte eine, vielleicht dieſer Waare wegen gemachte, Entdeckungsreiſe den griechiſchen Geographen Pytheas von Maſſilien an die Küſten der Nord- und Oſtſee, und lehrte ihn dort die Teutonen und Guttonen kennen. — Auch das Zinn wird, außer in Brittanien, nur noch in Böhmen und Sachſen in ſolcher Menge erbeutet, daß es als Handelswaare zu einer Zeit dienen konnte, da die an dieſem Metalle reichen Länder, China, Japan und Oſtindien, kaum bekannt waren. (Siehe I. Band, S. 8 und 9; Anm. 3 und 4). Dorther konnten alſo die Alten auf was immer für eine Art dieſes Metall beziehen, wenn man annimmt, daß die deutſchen Zinnbergwerke ſchon in der älteſten Zeit benutzt wurden, und daß ihre Wiedereröffnung im dreyzehnten Jahrhundert keine ganz neue Entdeckung derſelben geweſen. — Wir wiſſen, daß die älteſten Völker, z. B. die Phönicier und Carthager, zu Lande ſowohl, als beſonders zur See, unermeßliche Reiſen ausführten. Dieſe können nun wohl eben ſo leicht Europa umſchifft haben, als, wie ſie wirklich gethan, Afrika; der Weg nach den Küſten der Oſtſee war nicht ſchwieriger zu finden, als jener nach dem indiſchen Ganges. Aber die Aufzeichnung der Reiſen, die geographiſchen Beſchreibungen der beſuchten Gegenden, waren zu jener Zeit ſeltener als die Reiſen ſelbſt, und vielleicht ſind von

den wenigen Reiſegeſchichten, die damahls verfaßt worden ſind, gerade jene, welche die deutſchen Küſten betrafen, verloren gegangen. — Die Erwähnungen, welche Herodot von den Cimmeriern (Cimbrern) am Pontus Euxinus, und von den Budinern an der Weichſel, ſo wie ſpätere griechiſche Geographen von germaniſchen Gegenden und deren Bewohnern machen, ſind dunkel und verworren. Häufig bezeichnen und begreifen ſie die Germanen unter den allgemeinen Nahmen der Hyperboräer, Scythen und Celten. Appianus, Diodor von Sicilien, Dio Caſſius und Plutarch vermiſchen die Germanen vielmahls mit den Galliern. Strabo verfaßte ſeine Geographie um Chriſti Geburt. Auch ihm war das innere Germanien, ſeinem eigenen Geſtändniſſe zufolge, faſt gar nicht bekannt. Er konnte alſo von dieſem Lande nur höchſt unvollſtändige Nachrichten liefern. Des Ptolemäus zur Zeit Marc Aurels (reg. in den Jahren 138 bis 161 n. Chr. G.) verfaßte Geographie enthält ein Nahmenverzeichniß der Flüſſe, Gebirge und Städte Germaniens, mit ihren oft ſehr unrichtig angegebenen Längen und Breiten. Dieſer Schriftſteller benutzte alle zu ſeiner Zeit vorhandenen älteren geographiſchen Werke, aber ohne genaue Auswahl, und ohne eigene an Ort und Stelle gemachte Berichtigungen. — Die Römer legten keinen großen Werth auf die Arbeiten der griechiſchen Geſchichtſchreiber und Geographen. Sie gaben ihnen Schuld, ſie hätten ſo viel mit der Bewunderung ihrer eigenen Thaten zu thun, daß ſie ſich mit Aufzeichnung fremder Begebenheiten nicht befaßten; ſie wären überdieß unverläßig in ihren Angaben; ihre Geſchichtſchreiber erlaubten ſich dichteriſche Freyheiten. Juvenal nennt ſie ganz trocken Lügner in der Geſchichte. (Hennings, die Deutſchen der früheſten Vorzeit, 1. C. 3. §.) — Wir verweiſen hier auf die älteſten griechiſchen Angaben über die Bewohner der öſtreichiſchen Länder, die in dem I. Bande dieſer Geſchichte bey der Schilderung der Celten, Seite 75 — 77, angeführt ſind. —

Die Römer, die erſt zweyhundert Jahre vor Chr. G. in Gallien eindrangen, lernten noch viel ſpäter die Germanen von den Galliern unterſcheiden. Eine nähere Bekanntſchaft mit den Erſteren machten ſie zwar in dem Kriege gegen die Cimbrer und Teutonen; aber Schlachten und Feldzüge konnten ihnen weder über das innere Leben und die Verfaſſung der Deutſchen, noch über deren frühere Geſchichte Aufſchlüſſe geben, beſonders da dieſer Krieg nicht auf deutſchem Boden geführt wurde, und da die Cimbrer, wegen ihrer nördlicheren Lage, und manchen andern Abweichungen von den deutſchen Sitten, eben kein treues Bild der ganzen Nation darſtellten. — Cäſar kam wirklich auf deutſcher Erde an. Als Feldherr, Geſchichtſchreiber, Menſchenkenner und Philoſoph ſuchte er ſich über die Verhältniſſe einer Nation zu unterrichten, die ihm äußerſt merkwürdig erſchien, und deren entſcheidenden Einfluß auf Roms Schickſale er vielleicht vorahnete. Seine Beobachtungen ſind größten Theils in den acht Büchern vom galliſchen Kriege verſtreuet. — Tacitus ſchrieb ungefähr hundert und funfzig Jahre ſpäter ſein Werk über Germanien. Dieſe beyden reichen Quellen laſſen aber noch viel zu wünſchen übrig. Cäſar war nur kurze Zeit in Deutſchland. Bey den wichtigen Kriegsgeſchäften, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, fand er wohl nicht Muße genug, ſich ſorgfältig um das Detail der Sitten, Lebensweiſe, Geſchichte, u. ſ. w., nicht einmahl jener deutſchen Stämme zu erkundigen, unter welchen er ſich eine ſo kleine Weile aufhielt. Seine Nachrichten ſind daher, ſo wie ſie ſeyn konnten, geiſtreich, treffend, umfaſſend, — aber auch allgemein, nicht genau bezeichnend, und mangelhaft. Als Tacitus ſchrieb, gegen Ende des erſten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt, kannten die Römer die am Rheine, an der Elbe, Weſer und der Donau, dann die um die Alpen wohnenden deutſchen Stämme. Nach dieſen beurtheilte Tacitus das ganze Volk, und faßte, wahrſcheinlich ohne hinreichende

Prüfung, alle Nachrichten auf, die er ſich nur immer verſchaffen konnte. Die erſten ſieben und zwanzig Capitel ſeines Buches tragen die Spuren einer Allgemeinheit und Unbeſtimmtheit der Angaben, welche durch die in den letzten neunzehn Capiteln ſparſam angeführten unterſcheidenden Merkmahle einzelner Völker nur um ſo ſichtlicher werden. — Noch in unſerer Zeit, nachdem die Cultur, die Wiſſenſchaften, der Luxus, und tauſend anderer Urſachen die hervorſpringenden, beſtimmt unterſcheidenden Charakterzüge der europäiſchen Nationen meiſt abgeſchliffen haben, finden wir doch eine bedeutende Verſchiedenheit unter Nord- und Süd-Deutſchen. Wie ungleich müſſen ſich erſt zu Cäſars und Tacitus Zeiten die entfernt von einander wohnenden deutſchen Stämme geweſen ſeyn, da z. B. die Anwohner des Rheines faſt gar keine Handels- oder andere Verbindung mit den Anwohnern der Elbe und Oder hatten? — Tacitus war ein unermüdeter Forſcher und Sammler. Er fand aber für den erſteren Beruf keine pragmatiſchen Quellen: denn die Deutſchen hatten keine Geſchichtsbücher, keine ſchriftlichen Verfaſſungen und Geſetze. Als Sammler mußte er ſich, in Ermangelung aller beſſeren Nachrichten, mit mündlichen Ueberlieferungen und Volksliedern begnügen, und ſich dabey ſo manches Mährchen aufheften laſſen. Ueberdieß hat Tacitus wahrſcheinlich die deutſche Sprache nicht gekannt. Ein Grund mehr, wodurch ihm ſeine Nachforſchungen erſchwert wurden, und Mißverſtändniſſe ſo leicht in ſeine Schriften übergehen konnten. Auch war er, ſo viel wir wiſſen, nie in dem eigentlichen Deutſchland, — vielleicht nur, wie Einige glauben, am Unter-Rhein an Germaniens Gränze. — Tacitus benutzte ſicher jene Schriften des Livius und Plinius über Deutſchland, die nicht auf unſere Zeiten gekommen ſind, deren Gehalt wir folglich nicht zu beurtheilen vermögen. Den Julius Cäſar führt er ſelbſt als Quelle an, und nennt ihn (G. 28. C.) den Erſten der Geſchichtſchreiber. — Die bey Vergleichung der Nachrichten des Cäſars

und Tacitus auffallenden Widerſprüche ließen ſich vielleicht durch den Zeitraum von einhundert und funfzig Jahren erklären, der zwiſchen dem Leben dieſer beyden Römer lag, und ſo Manches in den Sitten der Deutſchen verändert haben konnte. Dann ſchrieb Cäſar als Soldat, im Getümmel des Kampfes, von den Stämmen allein, mit welchen er kriegte, nur nach der eigenen, ſtolzen, durch den Sieg befangenen Anſicht, — Tacitus mit beſtimmter Abſicht, nach Muße, mit Ueberlegung, mit Benutzung der Schilderungen früherer Schriftſteller. Bey allen dieſen Vorzügen bleibt es doch gewiß, daß auch Tacitus Schriften Rom und die Nachwelt weder über alle Stämme des deutſchen Volkes, noch über alle Theile ihrer Länder- und Sittenkunde aufzuklären hinreichten. — Der berühmte Geſchichtſchreiber Livius hatte beyläufig um Chriſti Geburt ein Buch über Germanien und deſſen Bewohner geſchrieben, das nicht auf unſere Zeiten gekommen iſt. — Plinius, der unter Kaiſer Claudius (reg. in den Jahren 41 — 54 nach Chr. G.) als Oberſter der römiſchen Reiterey in Nord-Deutſchland geſtanden, ſoll eine Geſchichte des Krieges mit den Deutſchen geſchrieben haben, die aber ebenfalls verloren ging. Nur in ſeiner Naturgeſchichte hat ſich eine kurze phyſikaliſch-geographiſche Ueberſicht Germaniens erhalten. — Pomponius Mela ſchrieb ſein Buch von der Lage der Welt auch unter Claudius Regierung. Aber ſeine Beſchreibung Germaniens iſt in einem einzigen Capitel, dem dritten des III. Buches, aufs kürzeſte abgethan, und lehrt uns wenig Neues. — Die übrigen älteſten Claſſiker erwähnen der Germanen in ihren Schriften ſo ſelten, und führen ſo wenige dieſes Volk genauer bezeichnende Umſtände an, daß ſie für die Schilderung desſelben nur ſelten benutzt werden konnten. —

Die Erzählungen der Kaufleute, die deutſche Länder des Handels wegen durchreiſten, der Krieger, die durch militäriſche Bewegungen in dieſe Gegenden geführt wurden, und die

Ausſagen jener Deutſchen, welche ſich als Gefangene, Sclaven, Geißeln, Handelsleute, oder Geſandte eine Zeitlang unter den Römern aufhielten, oder jener, die in der römiſchen Armee dienten, waren die Quellen, aus welchen die meiſten Claſſiker ihre Angaben ſchöpften. Von ihren Werken ſind aber nur wenige unverſtümmelt auf unſere Zeiten gekommen. Viele ſind gänzlich verloren gegangen. Die Nachrichten, die uns übrig blieben, verrathen nur zu deutlich ſo wohl die parteyiſche Vorliebe der Römer für ihr Volk, welche ſie gegen alle andere Nationen ungerecht machte, als die Widerſprüche ihrer unſichern und mangelhaften Quellen. —

In den älteſten Zeiten ſchon waren deutſche Völker über den Rhein nach Gallien eingewandert. Julius Cäſar hat uns (2. B. 4. C.) eine Tradition aufbewahrt, welche ihm die Bewohner der Stadt Rheims (Civitas Remorum) mittheilten. Dieſer zu Folge ſollen die Belgier, welche bey der Römer Eindringen in Gallien beynahe den dritten Theil des Landes im Beſitz hatten, und auch mit den celtiſchen Bewohnern Galliens und mit den Aquitaniern, ſo zu ſagen, ein einziges Volk bildeten, urſprünglich Germanen geweſen ſeyn, in früheren unbeſtimmten Zeiten, und aus ganz unbekannten Urſachen, ihre älteſte Heimath verlaſſen, den untern Rhein überſetzt, und die Gallier aus den zunächſt am linken Ufer dieſes Fluſſes gelegenen Landſtrecken verdrängt haben. Sie ließen ſich in dieſen fruchtbaren Gegenden nieder, und ſchlugen in der Folge die Cimbrer und Teutonen, welche bereits das übrige Gallien verheert hatten, von ihren Gränzen tapfer zurück. Sie waren ſtolz auf den Ruhm, den ihnen dieſer Sieg erworben. — Ihre gegen Cäſar ins Feld geſtellten Streitkräfte beliefen ſich auf mehr als 300,000 Mann. — Dieſe Belgier lebten auch noch zu Cäſars Zeit in manchen Stücken treu den rauhen Sitten ihres urſprünglichen Vaterlandes. Hundert Jahre waren die Römer ſchon im Beſitze der ſo genannten galliſchen Provinz, und noch war keiner ihrer gewinn-

ſüchtigen Kaufleute, die der Handelsgeiſt doch durch das ganze übrige Gallien trieb, in die belgiſchen Gegenden eingedrungen: denn dort wurden alle Waaren verabſcheuet, welche die Weichlichkeit befördern, das Volk entnerven, und mittelbar die Freyheit untergraben konnten. — Die Belgier hatten jene Luſt zum Kriege, welche alle Zweige des germaniſchen Volkes auszeichnete, in dem neuen Wohnlande nicht verloren. Sie machten Einfälle nach Brittanien, verjagten die keltiſchen Bewohner von den dortigen Küſten, und ſetzten ſich an denſelben feſt. Aber auch gegen ihre vormahligen deutſchen Landsleute am Rheine waren die Belgier nicht ſehr friedlich geſinnt. Beyde lagen ſich, vermuthlich als Nachbarn durch Gränzſtreitigkeiten aufgeregt, immer in den Haaren, und beunruhigten einander durch wechelſeitige Streifereyen und Einfälle. (J. C. 1. B. 1. C.) — Die Zeit ihrer Einwanderung iſt zwar nicht genau bekannt, da die Rheimſer dem Cäſar nur überhaupt von einer ſehr alten Zeit ſprachen. Aber da die Auswanderung der Gallier unter Belloves und Segoves auf den Anfang des ſechsten Jahrhunderts vor Chriſti Geburt berechnet worden iſt (I. Band, S. 137 — 143), ſo ſcheint es, daß jenes noch dunklere Ereigniß früher Statt gefunden habe. Ja man wird auf die Vermuthung geleitet, daß die am linken Ufer des Unter-Rheins ſich ausbreitenden Deutſchen die Celten genöthigt haben, ſich bey ihren am Ober-Rhein wohnenden Landsleuten zuſammen zu drängen, und daß die auf ſo außerordentliche Art zunehmende Bevölkerung dieſe Länder veranlaſſet habe, durch die Ausſchickung jener großen Colonien über den Rhein nach Deutſchland, und über die Alpen nach Italien, ſich ihrer überflüſſigen Bewohner zu entledigen. — Schon zu Cäſars Zeit wohnten auch vom Jura bis zur Moſel mehrere deutſche Völker auf der Weſtſeite des oberen Rheins. Zum Theil waren ſie von Arioviſts Heere dort zurück geblieben; theils wurden ſie erſt während der folgenden Kriege mit den überrheiniſchen Stämmen auf das linke Ufer verſetzt. —

Der am linken Ufer des Rheins von deutſchen Völkern bewohnte Landſtrich wurde von den Römern Germania cisrhenana, romana, auch minor genannt. Dieſes Land gerieth, zugleich mit Gallien, durch Cäſars Siege unter die Herrſchaft der Römer, welche deſſen Bewohner, ohne Rückſicht auf deren germaniſchen Urſprung, meiſtens unter dem Nahmen der Gallier anführen. Das galliſche Germanien wurde von den Römern in das obere oder erſte, welches ſich von den Quellen des Rheins bis an die Obringa (Moſel), — und in das untere oder zweyte, das ſich von der Moſel weiter hinab bis an die Nordſee erſtreckte, eingetheilt. Moguntiacum (Mainz) war des erſteren, Colonia Agrippina (Cöln) des zweyten Hauptſtadt. — In dem obern Germanien wohnten die vier Stämme der Helvetier; dann längs dem Rheine hinab die Nauraker, Triboker, Nemeter, Vangionen und Saravater. Zu dieſer Provinz könnte man auch noch die in dem Bezirke des Belgica prima an der Moſel wohnenden germaniſchen Trevirer und Condruſer rechnen. — In dem untern Germanien wohnten zwiſchen dem Rheine und der Maas die Ubier, Bataver, Caninefater, Eburonen (auch Tungerer genannt), und andere Stämme mehr; zwiſchen der Maas und der Schelde die Aduatuker, Menapier u. a. m.; jenſeits der Schelde die Nervier mit mehreren ihnen unterthänigen Stämmen. — In wie weit dieſe Germanen bereits die Sitten und Gebräuche ihres neuen Wohnlandes angenommen hatten, als die Römer ſie kennen lernten, und unterjochten, iſt nicht mehr zu beſtimmen. Doch dürfte man von jenen, welche ſchon lange vor Cäſar in Gallien wohnten, es als gewiß annehmen, und nach Cäſars Commentarien ſcheint es nicht zu bezweifeln, daß ſie damahls in ihrer Religion, Kriegskunſt und Lebensweiſe den Galliern ſchon vollkommen glichen. — Einiger dieſer Stämme, z. B. der Bataver und Helvetier, haben wir in der geographiſchen Skizze Galliens, in des I. Bandes 2. Aſchnitte, Seite 84—86, bereits erwähnt. —

Wir gehen nun auf das eigentliche, große, von den Römern ihrer eigenen geographiſchen Lage nach transrhenana (das überrheiniſche), ſonſt auch noch das barbariſche, genannte Germanien über. Die Römer verſtanden unter dieſem Lande die Wohnſitze aller jener Völker, die weſtlich durch den Rhein von den Galliern getrennt wurden, öſtlich ſich bis an die Weichſel und Sarmatien, ſüdlich bis an die Donau und die Carpathen, endlich gegen Norden bis an den Oceanus Germanicus (die Nord = und Oſtſee) ausdehnten. Tacitus beſtimmt deſſen Gränzen mit folgenden Worten: »Germanien wird von den Galliern, Rhätiern und Pannoniern durch den Rhein und die Donau, von den Sarmaten und Daciern durch gegenſeitige Furcht, oder durch Gebirge geſchieden. Den Reſt umgibt der Ocean, der weite Buſen und unermeßliche Inſelgruppen umfaßt.« (G. 1. C.) — Einige geographiſche Forſcher rechnen auch Noricum, Rhätien und Vindelicien bis an die Alpen zu Germanien. Dafür ſprechen Pomponius Mela, indem er die Alpen als die ſüdliche Gränze Germaniens angibt (2. B. 4. C. und 3. B. 3. C.), und Strabo, der eine Gebirgskette von Germanien bis faſt an die Alpen fortlaufen läßt. (Geog. 7. B.) Die Wohnſitze der Marcomanen, Quaden und Narisker in Bojohemum nennt Tacitus »Germaniens Stirne, ſo weit es von der Donau gedeckt wird.« (G. 42. C.) — Im Oſten finden wir deutſche Völker (die Baſtarnen und Peuciner) bis an den Mündungen der Donau, mit Scythen und Daciern vermiſcht, und weit über der untern Weichſel wohnten angeblich germaniſche Stämme, z. B. die Veneder (Vindiler) und die Fennen, unter den Sarmaten. — Wenn man den Umfang des großen Germaniens nach der ausgedehnteſten Bedeutung annähme, ſo fände man in demſelben das ganze dermahlige Deutſchland mit den Niederlanden, in ſo weit beyde diesſeits des Rheines liegen, — mit Bayern, dem Erzherzogthume Oeſtreich, der Steyermark, Tyrol, Salzburg, Böhmen, Mäh-

ren und Schleſien, — von Ungern den nördlichen Theil an der Waag und Gran, — von Preußen und Pohlen wenigſtens die Theile bis an das linke Ufer der Weichſel. Einige deutſche Landſtriche hätten ſich dann auch noch am rechten Weichſelufer, und an der Oſtſee bis nach Jütland, Pommern, Kurland, Liefland und Eſthland, — über die Inſeln des deutſchen Oceans, — dann an der untern Donau bis an das ſchwarze Meer erſtreckt. Die alten Geographen rechneten wahrſcheinlich auch Scandinavien (Schweden und Norwegen) zu Germanien, indem ſie jene ihnen nur wenig bekannten Gegenden als von germaniſchen Völkern bewohnt annahmen. —

Die Bewohner Germaniens haben in der älteſten Zeit wahrſcheinlich keinen gemeinſchaftlichen Nahmen geführt. Die Gleichheit der Sprache, die Aehnlichkeit der Lebensweiſe, der Sitten und Neigungen, war ihr einziges Band; an dieſen Merkmahlen erkannten ſie ſich ſelbſt als Stammverwandte. Der Gott Teut oder Tuiſto, und ſein Sohn Manes, wurden in den Liedern der Barden mythiſch als Urväter des Volkes beſungen. So kam das Mährchen auch zu Tacitus Ohren (T. G. 2. C.). Der Nahme Teutonen wurde nach dieſer einzigen Angabe, und ohne alle andere geſchichtliche Beweiſe, für die älteſte Volksbenennung der Deutſchen gehalten. Wir kennen aus dem ſechsten Abſchnitte des erſten Bandes dieſer Geſchichte die ſo benannten Nachbarn der Cimbrer an den Küſten und Inſeln der Oſtſee, Gefährten ihrer Wanderungen nach Gallien und Italien, als einen beſonderen Stamm. Ob jemahls, und zu welcher Zeit dieſer Nahme von dem ganzen Volke geführt worden ſey, wird ewig ungewiß bleiben. Nach dem cimbriſchen Kriege wird der Nahme der Teutonen zwar noch unter den Bewohnern des deutſchen Nordens genannt; aber aus der Geſchichte verſchwindet er gänzlich. In der Folge wurde unſer jetziger Volksnahme der Deutſchen von jenem abgeleitet. —

Das Wort Germane bezeichnete in der alten deutſchen

Sprache einen Krieger (Wehrmann). Deutſche Stämme, welche lange vor Ankunft der Römer über den Rhein gingen, und einen Theil Galliens eroberten, nannten ihre Heerhaufen mit dieſem, ihre Beſchäftigung und Beſtimmung ausdrückenden, Nahmen. Nach Tacitus Verſicherung (S. 2. C.) wurden die Völker, welche zuerſt vom rechten Ufer des Rheins nach Gallien übergingen, und die dortigen Bewohner verdrängten, von den beſiegten Galliern ſelbſt aus Furcht mit dem Nahmen Germanen belegt. — Weil die Deutſchen in ihren Unternehmungen glücklich geweſen, weil die Benennung Germanen die Frucht und der Lohn erfochtener Siege war, und gleichſam ein Volk von Helden bezeichnete, ſo liebten bald alle andern deutſchen Völker dieſen ehrenden Nahmen, und wurden auf ihn ſo ſtolz, daß auch diejenigen Deutſchen, welche in ihren Wohnſitzen zurück geblieben waren, ſich dieſen Ehrentitel gerne als allgemeine Volksbenennung zueigneten. — Strabo nimmt eine ganz andere Ableitung der Benennung Germanen an. Nach ihm ſollen die am rechten Rheinufer wohnenden Völker an Rohheit, körperlicher Größe, Farbe der Haut und der Haare, in Sitten und Lebensweiſe, viele Aehnlichkeit mit den Galliern am linken Ufer, welche bekanntlich eingewanderte Germanen waren, gehabt haben, und daher von den Römern deren Zwillingsbrüder (Germani) genannt worden ſeyn. (Geogr. 7. B.) —

Der Volksnahme der Allemanen entſtand vielleicht ſchon bald nach Chriſti Geburt, als die am rechten Rheinufer wohnenden Marcomanen der gefährlichen Nachbarſchaft der Römer auswichen, ihre Wohnſitze verließen, und in das Land der Bojer, in das heutige Böhmen, zogen. Denn in die verlaſſenen ſchönen Landſtriche am Mayn und Neckar wanderten heimathloſe Gallier ein, die von den benachbarten Deutſchen mit dem Nahmen Allemanen, der ſo viel hieß als Fremdlinge, bezeichnet wurden. Als ſpäterhin unter dieſen galliſchen Coloniſten noch eine weit größere Zahl von Deutſchen ſich an-

ſiedelte, nahmen auch dieſe den für jene Gegenden und ihre Bewohner ſchon gebräuchlichen Nahmen an. Die weniger zahlreichen Gallier verloren ſich ganz unter den ſpäter angekommenen Deutſchen, und ſo wurden die Allemanen d nn ein eigener deutſcher Stamm, und erſchienen zu Anfang des dritten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung unter Caracalla's Regierung in der Geſchichte zum erſten Mahle, aber gleich als ein zwiſchen der Donau, dem Neckar, Mayn und Rhein ausgebreitetes, mächtiges und zahlreiches Volk. Der Frankenkönig Chlodowig beſiegte dieſe Allemanen in der Schlacht bey Zülpich im J. 496, und unterwarf ſie ſeiner Herrſchaft. In der deutſchen Sprache verſchwand nun ihr Nahme gänzlich; aber die Franzoſen bezeichnen mit demſelben Deutſchland und deſſen Bewohner noch bis auf den heutigen Tag. —

Von dieſen allgemeinen Benennungen, mit welchen das deutſche Volk, oder doch große Theile desſelben, einſt bezeichnet worden, gehen wir zu den Nahmen der beſonderen Stämme über. Der erſte deutſche Stamm, der mit den Römern in feindliche Berührung kam, war jener der Cimbrer. In dem ſechsten Abſchnitte des erſten Bandes dieſer Geſchichte iſt deren Wanderung nach Gallien und Italien, und das trübſelige Ende derſelben erzählt worden. — Wir müſſen hier erwähnen, daß in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts eine alte Ueberlieferung aufs neue bekannt wurde, der zu Folge die Bewohner der Sette Comuni in dem vicentiniſchen Bezirke der Terra ferma, ſo wie jene von dreyzehn Kirchſpielen im veroneſiſchen Bezirke, ferners die Anwohner des Fluſſes Aſtico bey Trient, endlich die in der Gegend um das in den juliſchen Alpen gelegene Schloß Cembra wohnenden Familien, ſich für Abkömmlinge der Cimbrer halten. Ihre Urväter hätten ſich nach der Niederlage bey Verona in jene Gebirge gerettet, und bis auf unſere Zeiten von den Erträgniſſen ihrer Heerden und durch Kohlenbrennen ernährt. Ihre Sprache ſoll Beweiſe ihrer

deutſchen Abkunft liefern (2). — Mit den Cimbrern zugleich brach aus dem Norden der Stamm der Teutonen hervor, theilte der Cimbrer Schickſale, ihr anfängliches Kriegsglück, ihre ſpäteren Niederlagen, ihre Vernichtung. — In der Folge wurden die Römer allmählich mit Deutſchland beſſer bekannt. Ihre Geographen theilten nun alle deutſche Völker in gewiſſe größere Urſtämme. Plinius nimmt deren fünf an. Nach ihm wohnten die Iſtävonen in den Gegenden zwiſchen dem Rheine und der Elbe, vom deutſchen Meere (der Nordſee) bis an die Quellen der Donau. Zu den Ingävonen rechnet er alle Völker, die an der Nord- und Oſtſee, vom rechten Elbufer an bis nach Scandinavien (Schweden und Norwegen) wohnten. Die Hermionen bewohnten das übrige Germanien zwiſchen den beyden erſteren Stämmen, und das linke Ufer der Donau. Dieſe drey Urſtämme führt auch Tacitus an (G. 2. C.). — Plinius rechnet nun noch zu Germaniens Hauptvölkern die Vindiler an den Küſten der Oſtſee, zwiſchen der Elbe und Weichſel, und die Baſtarnen oder Peuciner hinter den Karpathen in Sarmatien und Dacien, bis an den Don, die aſowiſche See und das ſchwarze Meer. Tacitus aber zweifelt (G. 46. C.) an der Deutſchheit dieſer beyden Stämme, und ſcheint geneigt, ſie den Sarmaten zuzuzählen. — Die Hermionen waren nach der wahrſcheinlichſten Meinung der Urſtamm der alten Germanen. Deſſen

(2) Hierüber haben Marco Pezzo in ſeinem Buche Dei Cimbri Veronesi e Vincentini 1763, dann Büſching, Birnſtahl, Bernouilli und Volkmann mit verſchiedener Anſicht und Meinung geſchrieben. Der Hofrath Freyherr von Hormaier hat den Ungrund jener Volksmeinung in ſeiner Geſchichte der gefürſteten Grafſchaft Tyrol (1. B. S. 134 und folgende) klar erwieſen. Er erkennt zwar jene Familien für deutſchen Stammes, hält ſie aber mit vieler Wahrſcheinlichkeit für geflüchtete Reſte der von dem Frankenkönige Chlodowig 496 bey Zülpich beſiegten Allemanen. —

älteſter Sitz war zwiſchen der Elbe und Weichſel. Er ſendete als Colonien die Ingävonen gegen Norden an den Ocean, die Iſtävonen gegen Weſten an den Rhein aus. Zu den Erſteren gehörten die Chauzen, Saxonen, Cimbrer, Teutonen, Svioner, Sitoner, Fennen, u. a. m.; zu den Letzteren, von der See angefangen, die Frieſen, Brukterer, Marſer, Sigambrer, u. a. m.; auch die Marcomanen, Haruder und Seduſier vor ihrer Wanderung nach Bojohemum. — Da die meiſten der eben genannten Stämme mit der Geſchichte der öſtreichiſchen Länder in keiner nahen Verbindung ſtehen, ſo werden wir von denſelben auch hier nichts weiter erwähnen, und beſchränken uns, von jenen deutſchen Stämmen zu ſprechen, welche entweder wirklich jemahls in dem Umfange des Kaiſerſtaates, oder nahe an deſſen Gränzen gewohnt haben, oder die ſonſt mit den alten Bewohnern Oeſtreichs in irgend eine bedeutende Berührung gekommen ſind. Dieſe gehören faſt durchgehends zu dem Urſtamme der Hermionen, der ſich aus ſeinen angegebenen früheſten Wohnſitzen längs der Donau bis an den Rhein über Süd-Deutſchland ausgebreitet hatte. —

Die Bojer waren ſechshundert Jahre vor Chr. G. aus dem celtiſchen Gallien nach Deutſchland eingewandert (ſiehe den I. Band dieſer Geſchichte, S. 138 und 182), und wurden ſpäterhin als ein germaniſches Volk betrachtet. Sie gaben Bojohemum den Nahmen. Von Marbod in dieſem Lande beſiegt und unterjocht, entfloh ein Theil derſelben über die Donau, ließ ſich am Inn und der Iſer in Vindelicien nieder, veränderte in der Folge ſeinen Nahmen in den der Bojoarier, und wurde der Stamm der heutigen Bayern. —

Die Marcomanen wohnten zuerſt zwiſchen dem Ober-Rhein, der Donau und dem Neckar, im Breisgau, auf dem Schwarzwalde. Mit mehreren Nachbarſtämmen vereint, zogen ſie unter Marbods Führung nach dem Bojerlande. — Wir kennen die Ausdehnung des von dieſem Könige in Bojohemum errichteten Reiches aus der alten Geographie im I. Bande 3. Abſchnitte. —

Neben ihnen an der Donau, und an der Nabe in der Ober-Pfalz, bis an den Silva gabreta, wohnten die Nariſker, — etwas höher, an den Quellen des Mayns und der Saale, und an den Gränzgebirgen Bojohemums, die Hermunduren. —

Die Quaden finden wir in dem nordöſtlichen Theile des Erzherzogthums Oeſtreich auf dem linken Donauufer am Mannhartsberge eben ſo wohl, als in Mähren an der March, und im nördlichen Ungern bis an die Waag und den Gran, und an die Montes Sarmatici bey Kremnitz. —

Die Marſigner, Burier, Oſier, Lygier wohnten öſtlich von Böhmen und Mähren, in Schleſien, an den karpathiſchen Gebirgen, an der Oder, Warte, und bis an die Weichſel; die Lygier am wahrſcheinlichſten an der oberen Weichſel in Schleſien und Galizien. — Die Oſier hält Tacitus, weil ſie die pannoniſche Sprache redeten, für keine Germanen (G. 43. C.). Er läßt es unentſchieden, ob die deutſchen Oſier nach Pannonien gewandert ſind, und dort den Stamm der Araviſker gegründet haben, oder ob ein Theil der pannoniſchen Araviſker nach Germanien gezogen, und hier unter dem Nahmen Oſier erſchienen ſey. Beyde Völker hätten wenigſtens gleiche Sprache, Einrichtungen und Sitten; ſie wären nur durch die Donau geſchieden, und beyde Ufer des Fluſſes gewährten ihnen gleiche Dürftigkeit, aber auch gleiche Freyheit (G. 28. C). Das Letztere widerſpricht er aber ſelbſt im 43. C., wo er die Oſier den Sarmaten und Quaden Tribut zahlen läßt. —

Die Gothonen hatten ihre älteſten Wohnſitze jenſeits der Lygier am linken Ufer der Weichſel, in Pohlen und Weſt-Preußen. Von dort aus drangen ſie ſpäter durch Sarmatien bis an die untere Donau nach Dacien und in die Wallachey, und gründeten die Reiche der Oſt- und Weſt-Gothen. — Von den Gothinern ſagt Tacitus (G. 43. C.), daß ſie hinter den Marcomanen und Quaden wohnten. Er hält ſie

ihrer Sprache nach für galliſcher Abkunft, und auch deßwegen für keine Germanen, »weil ſie ſich von Sarmaten und Quaden Schatzungen auflegen ließen, gleich als ob ſie Fremde wären, und weil ſie zu ihrer Schande Eiſen aus der Erde gruben.« Sie waren vermuthlich ein von den Gothonen verſchiedener Stamm, der Süd-Schleſien und einige Gränz-Diſtricte von Pohlen, Ungern und Mähren bewohnt haben mag. —

Die alten Bewohner Rhätiens, Vindeliciens, Noricums und Carniens ſind uns aus der im erſten Bande vorkommenden geographiſchen Skizze bekannt. Plinius führt (N. G. 3. B. 20. C.) eine Inſchrift des zu Ehren der Siege Auguſtus in den See-Alpen bey Torbia unweit Monaco errichteten Trophaeum Alpium an. Sie enthält vier und vierzig Nahmen der von dieſem Imperator bezwungenen Völkerſchaften, deren viele in jenen Gegenden gewohnt haben; z. B. die Camuni im Val Camonica; Vennonetes am Comer-See; die Iſarci an der Iſer; Brenni am Brenner in Tyrol; die Genauni in den vindeliciſchen Gebirgen; die Focunates in Rhätien, in der heutigen Landſchaft Soldal; vier Stämme der Vindelicier; die Conſuanetes bey Inſpruck am Inn; Virucinates bey Völkermarkt in Kärnthen; Licates am Lech; Ruguści im rhätiſchen Rheinthal; Brixentes an der Eiſack bey Brixen; die Lepontier bey Domo d'Oſolla; Seduni bey Sion; Veragrer bey Martinach; die Salaſſer um Aoſta; Brigiani bey Bregenz am Bodenſee; Triumpilini im Val Troppia am Moela-Fluße, u. a. m. —

Die verſchiedenen Stämme der Sueven wohnten einſt jenſeits des hercyniſchen Waldes, von der Elbe bis an die Weichſel, in Sachſen und Preußen, — ſpäterhin auch zwiſchen dem Rhein und Main. Ein Stamm derſelben, die Longobarden, bewohnte zuerſt die alte Mark, das Lüneburgiſche und Magdeburgiſche, und rückte mehrere Jahrhunderte ſpäter an die Donau nach Pannonien, ins Noricum, und nach Italien. Ihr Nahme wird bald von ihren langen

Bärten, bald von einer Gattung Spieße (Barden), die ſie trugen, bald von dem Flüßchen lange Börde im Magdeburgiſchen hergeleitet. — Die Burgunder wohnten an der Weichſel, in Groß-Pohlen, in der Gegend von Gneſen. Im dritten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung findet man ſie als Nachbarn der Allemanen in Franken und Schwaben, weſtlich vom Neckar; im fünften eroberten ſie einen großen Theil Galliens, der von ihnen den Nahmen erhielt. — Unter den Sueven befand ſich auch ein Stamm, der den Nahmen Senonen führte. Wir kennen das mächtige celtiſche Volk dieſes Nahmens, das einſt in Ober-Italien eine ſo bedeutende Rolle ſpielte, und Rom eroberte. Wahrſcheinlich gehörten die ſueviſchen Senonen dem nähmlichen Urſtamme an, und waren entweder ſeit der Auswanderung des Segoves in Deutſchland angeſiedelt, oder ſie waren ein Theil jener Senonen, die, von den Römern gedrängt, 280 Jahre vor Chr. Geburt Italien verließen, und nach Pannonien, Griechenland und Aſien zogen. Ihre Wohnſitze befanden ſich an der Elbe, Oder und Warte; alſo in einem Striche von Sachſen, Schleſien, Preußen, Pommern und Pohlen. —

Die Heruler wurden erſt ſpät bekannt. Keiner der älteſten Schriftſteller nennt ihren Nahmen. Sie ſollen ein Volk mit den Lemoviern des Tacitus ſeyn, und im öſtlichſten Pommern an der See gewohnt haben. Im dritten Jahrhundert traten ſie als Bundesgenoſſen der Gothen im Kriege gegen die Römer auf. Ihre Züge führten ſie nach Pannonien, Italien und Gallien. — Die Rugier ſaßen auf der Inſel Rügen, und in Hinter-Pommern zwiſchen der Wipper und Oder. Tacitus zählt die Rugier zu den Sueven (G. 43. C.); andere Schriftſteller rechnen ſie zu den Vindilern. Nachdem Tacitus und Ptolemäus ſie genannt, erſcheinen ſie nicht eher wieder in der Geſchichte, als bis gegen das Ende des fünften Jahrhunderts. Sie bewohnten damahls das nördliche Oeſtreich und Ungern, und gaben dieſem Länderſtriche den Nahmen

Rugiland. — Dieſe beyden Völker haben auf die Schickſale unſeres Vaterlandes wichtigen Einfluß gehabt. —

Tacitus führt die Veneder als ein germaniſches, nächſt Sarmatien wohnendes Volk an, iſt aber ungewiß, ob er ſie nicht zu den Sarmaten rechnen ſoll (G. 46. C.). Auch nennt er den Nahmen der Vandalen, und hält dieſe für einen von dem Gott Tuiſto abſtammenden Zweig der Germanen, ohne ſonſt etwas zu ihrer näheren Bezeichnung hinzuzufügen (G. 2. C.). Villeicht hat er unter beyden Nahmen das nähmliche Volk verſtanden? Vielleicht war es dasſelbe, das Plinius (N. G. 4. B. 27. C.) unter dem Nahmen der Vindiler an der Oſtſee, Ptolemäus (G. 3. B. 5. C.) als Veneder am venediſchen Meerbuſen von der Weichſelmündung bis zum finniſchen Golf anführt; eines mit den Venadis Sarmatis, welche die peutingerianiſchen Tafeln an den Dnieſter ſetzen, und mit den Vandalen, aus deren Gebirgen Dio Caſſius (55. B. 1. C.) die Elbe entſpringen läßt, deren Eutropius (8. B. 6. C) als Bundesgenoſſen, dann die oben genannten Reiſetafeln als Nachbarn der Quaden und Marcomanen erwähnen? — Bey der Unbeſtimmtheit der Urquellen ſcheint es unmöglich, hierüber eine Entſcheidung zu begründen. Viele geographiſche Alterthumsforſcher glaubten ſich der Wahrheit zu nahen, indem ſie dieſes mit obigen Nahmen angedeutete Volk für ſarmatiſchen Urſprungs erkannten, und die ſpätern Slaven oder Wenden von demſelben ableiteten (3). — Ein Volk unter dem Nahmen der Vandalen erſchien unter Mark Aurels Regierung (161 — 180) zuerſt in Pannonien, half dem Kaiſer Commodus (reg. 180 — 193) im Kriege gegen die Marcomanen, und ſetzte ſich in Dacien feſt. Dort von den Gothen verdrängt, nahm es Conſtantin (325) nochmahls in Pannonien auf. Von dieſer Zeit began-

---

(3) Man ſehe hierüber des I. Bandes dieſer Geſchichte Seite 192 bis 197. —

nen dieſe Vandalen ihre verwüſtenden Züge durch Gallien, Spanien und Afrika, wo ſie endlich im Jahre 534 von Kaiſer Juſtinians Feldherrn Beliſar aufgerieben wurden. — Zu den Vindilern werden von Vielen auch die Stämme der Longobarden, Rugier, Burgunder, Gothonen, Angler und a. m., nach der nordöſtlichen Lage ihrer älteſten Wohnſitze, gerechnet. — Die Veneder jenſeits der Weichſel waren Nachbarn der Aeſtyer, die in Oſt-Preußen, Kurland, Liefland und Eſthland wohnten, dann der Fennen in Finnland. — Im hohen Norden ſchloſſen Scandinavien (Schweden und Norwegen) und die Inſeln des deutſchen Oceans den von den alten Geographen mit dem Nahmen Germanen bezeichneten Länderumfang. Im Südoſt wohnten die Peuciner, welche Einige auch Baſtarnen nennen, die durch Sprache, Sitten, Häuſer und Wohnſitze den Deutſchen glichen, von denen Tacitus aber nicht weiß, ob er ſie zu den Germanen oder Sarmaten rechnen ſoll (G. 46. C.). (Siehe I. B. S. 190. 191.) —

Wir müſſen hier noch der Vollſtändigkeit wegen zwey große und in der Geſchichte merkwürdige deutſche Völker anführen, obwohl Julius Cäſar und Tacitus ihrer noch nicht erwähnen. Die Saxonen oder Saſſen kommen zuerſt bey Ptolemäus im nördlichen Deutſchlande, und zwar in Jüttland, Schleswig und Holſtein, vor. Im dritten und vierten Jahrhundert erſcheinen ſie als ein Hauptſtamm der Ingävonen. Mit den Chauzen und mehreren andern Völkern vereint, verwüſteten ſie das innere Deutſchland durch häufige Einfälle, dehnten ſich zwiſchen dem Rheine und der Elbe aus, und wurden in ihren neuen Wohnſitzen Oſt- und Weſt-phalen genannt, indeß die in und zunächſt der cimbriſchen Halbinſel zurückgebliebenen Sachſen in der Folgezeit unter den Nahmen der Nord-Albinger, Normänner, und Dani (Dänen) ſich hervorthaten. Die Angli, welche von Tacitus (G. 40. C.) und Ptolemäus (2. B. 11. C.) zu den Sueven gerech-

net wurden, hinter den Longobarden in einigen Diſtricten Holſteins, Lauenburgs und Melckenburgs wohnten, und im fünften Jahrhundert Brittanien eroberten, gehörten ſpäter zu dem Volke oder Völkerbunde der Sachſen. — Im dritten Jahrhundert nach Chr. G. wurden deutſche Stämme zwiſchen dem Rhein und der Elbe unter dem verbindenden Nahmen der Franken bekannt. Dieſe drangen im vierten Jahrhundert nach Belgien bis an die Schelde, — im fünften nach Gallien vor. Im Jahre 486 gründete Chlodowig das fränkiſche Reich. —

Die in den angegebenen Gränzen des alten Germaniens eingeſchloſſenen Länder, deren größerer Theil nun bereits ſeit vielen Jahrhunderten wegen ſeinem milden Klima, wegen der reichen Fülle an Producten eines freygebigen Bodens, und wegen der in allen moraliſchen und phyſiſchen Lebensbeziehungen weit vorgeſchrittenen Cultur und Ausbildung, zu den geſegnetſten und glücklichſten der Erde gehört, ſchildern uns die Alten in einem ſehr ungünſtigen Lichte. Die an das ſüdliche Klima, an die Reitze des italiſchen Himmels gewöhnten Römer nannten unſer Deutſchland ein unfreundliches, unwirthbares Land, mit rauhem Klima; traurig zu ſchauen und zu bebauen; wo nur ein Eingeborner es aushalten konnte (T. G. 2. C.); — einen Boden, obwohl hier und da verſchiedenen Anblick biethend, doch im Ganzen entweder der Wälder wegen ſchrecklich, oder durch Sümpfe abſcheulich; beſonders feucht gegen Gallien, windiger gegen Noricum und Pannonien hin (T. G. 5. C.); — wo (bey den Germanen, und bey den am Iſter wohnenden Völkern) ein beſtändiger Winter und trüber Anblick des Himmels iſt; wo die unfruchtbare Erde kärglich nährt; wo man ſich vor Platzregen durch Stroh oder Laub ſchützt; wo man auf harter Eisrinde über die Teiche geht; — wo man meiſt vom Wilde lebt; wo es keine Häuſer, keine andere als aus Noth für einen Tag errichtete Wohnſitze gibt; wo die ſparſame Nahrung mit der Hände ſchwerer Arbeit er-

worben werden will; — wo die ungeſtüme Witterung ſchrecklich iſt, und die Körper unbedeckt ſind (Seneca, von der Vorſehung, 4. C.); — wo man der tiefen Sümpfe wegen in die Wälder nicht eindringen kann (Julius Capitolinus 12. C.); — ein Land, mit vielen Flüſſen durchſchnitten, durch die hohen Gebirge rauh, und zum großen Theil durch Wälder und Flüſſe ungangbar (P. Me. 3. B. 3. C.); — alſo arm an jedem Lebensgenuſſe; nur für jene ein erträglicher Aufenthalt, die dort geboren waren, und von Jugend auf ſich daran gewöhnt. — Auch ſcheinen dieſe Angaben in der Weltgeſchichte eine Beſtätigung zu finden, da ſelbſt die Urbewohner, ſobald ſie das ſchönere Gallien, das liebliche Italien kennen gelernt, ihre alten Wohnſitze mit dieſen Ländern zu vertauſchen ſtrebten, und viele Jahrhunderte hindurch dieſes Ziel unausgeſetzt verfolgten. —

Cäſar war der erſte Römer, der mit einer Armee den deutſchen Boden betrat, und ſich auch ſonſt lange genug an ihren Gränzen aufhielt, um mit einiger Selbſterfahrung Land, Menſchen, Sitten, Gebräuche, Neigungen, Tugenden und Laſter zu beurtheilen. Doch in ſeinen Berichten, ſo wie in jenen aller ſpäteren römiſchen Schriftſteller, die Deutſchland erwähnen, bemerkt man eine parteyiſche Vorliebe für das längſt civiliſirte, an Künſten, Wiſſenſchaften und allen Annehmlichkeiten des Lebens reiche, und von der Natur mit ſo vielen Vorzügen begünſtigte Italien. Dieſe machte ſie ungerecht in ihren Anſichten, und viel zu ſtrenge in der Schilderung jener freylich rauhen Länder, und der biedern und tapfern Deutſchen, welche ſie ſchon darum haßten, weil ſie ihnen ihre Siege ſo ſchwer machten. Der Hang zur üppigen Weichlichkeit, zu einem alle Reiche der Natur plündernden Luxus, welcher die Römer bereits in den letzten Zeiten der Republik ergriffen, und ſie der Freyheit unwürdig gemacht hatte, konnte in Deutſchland wohl nicht nach Wunſche befriedigt werden. Hier gab es nur Wüſteneyen zu durchziehen,

Entbehrungen aller Art zu erdulden, endloſe Gefahren zu beſtehen, und tapfere Feinde zu bekämpfen, die durch ihre Vaterlandsliebe beynahe unüberwindlich wurden. Die Römer hatten jener Tugenden vergeſſen, welche ſiebenhundert Jahre früher den unbedeutenden Freyſtaat gründen halfen, und ſein Aufblühen gegen ſo mannigfache Stürme ſchützten. Sie belegten mit dem Nahmen der Barbarey die ſtrengen Sitten, welche doch einſt den feſten Grundſtein zum Flor ihrer eigenen Vaterſtadt gelegt. Sie nannten jene Völker Wilde, die beyläufig auf derſelben niedern Stufe der Cultur ſtanden, auf der ſich einſt Romulus und ſeine erſten Mitbürger befanden. Dieſe Wilden wurden den ausgearteten Römern ſchon bey der erſten Bekanntſchaft fürchterlich. Sie blieben es auch ſtets, und die anfangs ſich nur mühſam gegen Roms Legionen und in der Kriegskunſt wohl erfahrene Feldherren zu vertheidigen gewußt, vernichteten in den folgenden Jahrhunderten das weltbeherrſchende Reich. —

Tacitus, nachdem er von den rauhen Wäldern und abſcheulichen Sümpfen, die den größten Theil Germaniens bedeckten, ein kräftiges Bild entworfen, gibt doch zu, daß der Boden reichliche Saaten trug; aber Fruchtbäume vermochten dort nicht zu reifen (G. 5. C.). Wir dürfen es glauben, daß die vielen Flüſſe ihre ungedämmten Ufer oft überſtiegen, und die benachbarten Ebenen durch Ueberſchwemmung in Sümpfe und Moräſte verwandelten. Die rauhen Gebirge und endloſen Wälder beſchränkten ebenfalls den des Ertrages fähigen Raum. Auch ſcheinen die germaniſchen Stämme die Vernachläſſigung des Bodens unter manchen Umſtänden zu ihrem politiſchen Syſtem gemacht zu haben. Cäſar erzählt, daß die Germanen einen Ruhm darin ſuchten, ihre Gränzen weit um ſich her zu verheeren, und ſich mit großen unbebauten Wüſteneyen zu umgeben. Sie wollten dieſe Einöden gleichſam als Denkmahle erhalten, wie viele Ortſchaften in jenen Gegenden ihrer Macht unterliegend zu Grunde gegangen. So ſollen die Sueven auf

einer Seite eine Wüſte von 600,000 Schritten zur Gränze gehabt haben (J. C. 4. B. 3. C.). Es wurde für einen Beweis von Tapferkeit gehalten, die benachbarten Stämme aus ihren Beſitzungen zu verjagen, ſo daß es keiner wagte, neben ihnen zu wohnen. Auch hielten ſie ſich dadurch vor Ueberfällen geſichert (J. C. 6. B. 23. C.). — Das Klima, an ſich ſchon rauh und kalt, wurde durch die ungeheuren Forſte, die man in ihrer natürlichen Ueppigkeit ungeſtört fortwuchern ließ, und die ſich, bey dem Ueberfluſſe an Boden, über einen großen Theil der Landesfläche ausbreiteten, dann durch die ſtehenden Wäſſer, feucht, und die Luft mit Nebel und Regen erfüllt. Die Alpengebirge, von Rhätien an, durch Noricum, Carnien, Iſtrien, Illyrien und Dalmatien hinab, werden von den Alten, nebſt den deren Füße begränzenden Landſtrichen, als unfruchtbar geſchildert. Beſonders erwähnen ſie der japodiſchen und liburniſchen Alpen als eines nahrungsloſen Felſengebirges. Cäſar nennt die Gegenden um den hercyniſchen Wald den fruchtbarſten Theil Germaniens (6. B. 24. C.); übrigens ſey der germaniſche Boden mit jenem der Gallier nicht zu vergleichen (1. B. 31. C.); die Germanen wären darum nach Gallien eingedrungen, weil dieſes Land fruchtbarer ſey (2. B. 4. C.), und beſonders Helvetien einen fetten Boden hatte (1. B. 28. C.). —

Bis zur Zeit der Römerherrſchaft war in dieſen Ländern der Acker- und Gartenbau faſt ganz vernachläſſigt. Aber es läßt ſich aus des Plinius Naturgeſchichte abnehmen, daß zu ſeiner Zeit (er lebte vom J. 23 bis 80 nach Chr. G.) die damahls bereits längſt unterjochten Bewohner Noricums, Carniens u. ſ. w. beym Ackerbaue den größten Theil der auch jetzt gebräuchlichen Maſchinen, als z. B. den Pflug und die Egge, angewendet, ſich dabey des an das Joch geſpannten Zugviehes bedient haben, die Vortheile des Düngers kannten, u. ſ. w. So bald der Ackerbau dieſen Grad von Vollkommenheit erreicht hatte, gab es gewiß auch ſchon ein beſtimmtes perſönliches

Grundeigenthum. Die wenigen Aecker, welche in Germanien in der früheſten Zeit bebauet wurden, waren hingegen kein Eigenthum einzelner Perſonen oder Familien, ſondern ein Gemeingut des ganzen Stammes oder des Gaues. Sie wurden von den Obrigkeiten an die Anbauer, jedoch nur auf ein Jahr, vertheilt. Dieſe verwendeten zur wirklichen Arbeit die Weiber, die Alten, die wegen ſchwächlichen Körpern zum Kriege Untauglichen, und die leibeigenen Knechte (T. G. 15. u. 25. C.). Die Aecker wurden faſt immer wieder von denen verlaſſen, die deren Früchte bey der letzten Ernte gewonnen hatten; denn im nächſten Jahre geſchah eine neue, ganz veränderte Vertheilung (J. C. 6. B. 22. C. — T. G. 26. C.). — Von den Sueven erzählt Cäſar (4. B. 1. C.), daß aus jedem der hundert Gaue jährlich tauſend Streiter außer Land in Krieg geführt wurden; die übrigen aber, welche zurückblieben, um die Aecker zu bauen, zogen das nächſte Jahr ins Feld, und die erſteren blieben dann zu Hauſe. So wurde dann weder der Ackerbau noch die Waffenübung verſäumt. Doch hatte Keiner ein eigenes Feld, und Jeder blieb nicht länger als ein Jahr an demſelben Orte. — Den Deutſchen war Krieg die liebſte Beſchäftigung, Tapferkeit die geehrteſte Tugend. Von der Anhänglichkeit an eine feſte Heimath, und von der Gewöhnung an ländliche Arbeiten befürchteten ſie Schwächung des Muthes und der Streitluſt, körperliche Verweichlichung der Waffenfähigen. Der bleibende Wohnſitz würde den Mann an ſeinen Acker feſſeln, und die Kriegsluſt in Neigung zum Landbau verwandeln. Man würde die Häuſer ſorgfältiger bauen, ſich in denſelben mehr gegen Hitze und Kälte zu ſchützen ſuchen, und dadurch die Kraft der Körper herabſtimmen. — Sie ſahen voraus, daß der erbliche und feſte Beſitz des Bodens, auch bey anfänglich gleicher Vertheilung, durch mancherley Zufälle ſowohl, als durch die Wirkungen der Induſtrie einzelner Beſitzer, allmählich eine gänzliche Ungleichheit der Vermögensumſtände herbeyführen müſſe. Reiche Leute würden ent-

ſtehen; Andere würden ſich im Vergleiche mit dieſen arm füh- len, von den erſteren abhängig werden. Die Gleichheit der Bürger wäre dadurch aufgehoben. — Die durch große und beſtändige Beſitzthümer mächtig gewordenen Grundherren wür- den verleitet werden, die Gränzen ihrer Ländereyen zu erwei- tern, die ſchwächern Nachbarn aus ihrem Eigenthume zu ver- drängen. Die Freyheit des Volkes würde dadurch bedroht. — Mit dem Reichthume würde ſich das Streben nach demſelben, die Habſucht, in Gefolge der Leidenſchaften und Laſter, der Gemüther bemächtigen. Uneinigkeit, Parteywuth, Verſchwö- rungen würden entſtehen. Die Gleichmuth und Genügſam- keit des Volkes, die innere Zufriedenheit, die Vaterlands- liebe würden vernichtet werden. — Die Germanen waren ſo klug, den verderblichen Wirkungen des Grundbeſitzes durch deſſen Verhinderung thätig entgegen zu arbeiten. —

Von Getreiden kannten die Germanen wahrſcheinlich nur Korn, Hafer und Gerſte, — von Gartenfrüchten eine Art Rüben, wilde Spargel, und ſehr große Rettiche. — Die Weiden waren ohne künſtlichen Wieſenbau vortrefflich, und die Schaf- und Rinderherden zahlreich. Die Her- den waren die Hauptnahrung der Germanen und ihr größter Reichthum (T. G. 5. C.). Im Allgemeinen ſoll das Horn- vieh in Germanien klein, mager und unanſehnlich geweſen ſeyn. Dieß Letztere ſcheint auch wohl glaubwürdig, da man von Stallfütterung und Maſtung damahls noch keinen Be- griff hatte. Die germaniſchen Stiere ſollen keine Hörner ge- habt haben (T. G. 5. C.). — Die Frieſen mußten als Tribut auch eine Anzahl Ochſenhäute zum Gebrauche der römiſchen Soldaten liefern. Im Jahre 28 nach Chr. G. ſetzte der römi- ſche Militär-Befehlshaber jenes Landſtriches, Olenius, ein ſehr großes Maß feſt, welches die abzuliefernden Häute haben ſollten. Für die Frieſen wurde dadurch der Tribut unerſchwing- lich. Wohl waren ihre Wälder an ungeheurem Wilde reich; doch ihr Herdenvieh war nur klein. Jenes geforderte Maß

konnten ſie alſo nicht beobachten, und es wurde für ſie der Anlaß zu zahlloſen Bedrückungen. Da die Häute den römiſchen Einnehmern zu klein waren, nahmen dieſe den Frieſen die Ochſen ſelbſt, bald darauf die Aecker, und endlich Weiber und Kinder. Da riß den Frieſen die Geduld. Sie hingen die Soldaten, welche den Tribut einzuſammeln kamen, am Galgen. Olenius rettete ſich vor der Ergrimmten Wuth in das Caſtell Flevum (weſtlich vom Ausfluſſe der Emms). Die Frieſen ſchlugen ſich ſehr rühmlich mit dem vom Ober-Rhein zu ihrer Bezwingung anrückenden römiſchen Corps (T. Ann. 4. B. 72. 73. C.). — Die in den Eichenwäldern der Japoden und Liburnier aufgezogenen Schweine waren eine Lieblingsſpeiſe der Römer. Die dortigen Kühe waren bekannt wegen des reichlichen Milchertrags. — Die germaniſchen Pferde, von welchen im Lande zu Reiſen und im Kriege häufig Gebrauch gemacht wurde, waren von den Römern, ihrer wenig anſehnlichen Geſtalt und der ihnen angebornen Langſamkeit der Bewegungen halber, nur wenig geachtet. — Bey dem Kriegsweſen der Germanen werden wir von ihren Pferden weitläufiger ſprechen. —

Die Bewohner Italiens fanden in dem durch Kälte und Nebel unfreundlichen Klima Germaniens jene mannigfaltigen, und wohlſchmeckende Früchte tragenden Bäume nicht, an welchen ihr mildes Vaterland ſo reich war. Die Deutſchen legten keine Obſtgärten an (T. G. 26. C.), und kannten nur wilde Früchte (T. G. 5. u. 23. C.); — doch in den Rheingegenden fanden ſich zu Plinius Zeiten ſchon Kirſchbäume (Pl. N. G. 15. B. 30. C.). — So war damahls auch der Weinſtock auf deutſchen Hügeln noch nie gebaut worden. Die Sueven ließen nicht einmahl im Handel Wein in ihr Land bringen, weil ſie glaubten, er mache die Menſchen träge und weibiſch (J. C. 4. B. 2. C.) Einige Stämme liebten jedoch den Wein mehr: »die am Ufer des Rheins wohnten, erhandelten Wein,« ſagt Tacitus in Germ. 23. C. Wir wiſſen dieß

auch von andern deutſchen Völkern. — Erſt im dritten Jahrhundert nach Chr. G. erlaubte Kaiſer Aurelius Probus, in Gallien, Germanien, Pannonien, Wein zu bauen. Ein früherer Kaiſer, Domitian, glaubte die zu große Ausdehnung des Weinbaues dem Ackerbaue nachtheilig, und hatte befohlen, daß nicht nur in Italien keine neue Reben mehr gepflanzt, ſondern dieſe auch in den Provinzen zum Theil ausgehauen, und bis auf die Hälfte vermindert werden ſollten. Doch drang er nicht auf den Vollzug dieſer Anordnung (Suet. Dom. 7. C.) — Die Unbekanntſchaft der Deutſchen mit der köſtlichſten Gabe des Herbſtes verleitete wohl den Tacitus zu der Behauptnng, daß ſie dieſe Jahreszeit nicht einmahl dem Nahmen nach kannten, und das Jahr überhaupt nur in Winter, Frühling und Sommer eintheilten (G. 26. C.). —

Das alte Germanien war ein faſt ununterbrochener dichter Forſt. Die Ueberreſte des hercyniſchen Waldes bilden noch jetzt die beträchtlichſten Waldſtrecken Deutſchlands. Cäſar gibt ihm eine Breite von neun, eine Länge von ſechzig Tagen, und bevölkert ihn mit Wild, das ſich, wie er verſichert, ſonſt nirgends findet, z. B. mit Ochſen, die Hirſchen gleichen, aber nur ein einziges hohes Horn an der Stirn trugen, das an der Spitze gleich einer Palme in breite Aeſte auslief; mit Elendthieren und Auerſtieren. Dieſer Wald erſtreckte ſich von der Donau und der Gränze der Helvetier bis nach Dacien (J. C. 6. B. 25. — 28. C.). Einzelne Theile desſelben führten ſchon in der alten Zeit auch beſondere Nahmen: als der eigentliche Harz (Silva hercynia), der Schwarzwald (Silva marcianna), der Böhmer- und Thüringerwald (Silva gabreta), der Luna Silva in Mähren, der ſich vom Mannhardtsberge über die March bis an die Waag ausdehnte; u. ſ. w. Außer dieſen Theilen des hercyniſchen Waldes nennen uns die Alten noch den Cäſia Silva (um Cleve und Münſter), den Saltus teutoburgenſis (in Weſtphalen an der Lippe), Semana oder Bacenis Silva (den buchoniſchen Wald im Fulda'ſchen,

zwiſchen Thüringen und Heſſen), Lucus Herculis (jenſeits der Weſer in Bückeburg und Calenberg), Silva Baduhenna (in Friesland), u. a. m. — Die Wälder wurden von den Deutſchen noch beſonders darum geſchont, weil ſie dieſelben für den Lieblingsaufenthalt der Götter hielten, und manche Haine und Forſte der Verrichtung ihrer religiöſen Gebräuche weihten. —

In dieſen Wäldern konnten die Deutſchen die Jagd, dieſe von ihnen ſo ſehr geliebte Beſchäftigung, welche ihnen im Frieden das Bild des kriegeriſchen Lebens darſtellte, die ihre Körper in der gewünſchten und nöthigen Abhärtung erhielt, und ihnen Wild zur Nahrung, Felle zur Kleidung lieferte, nach Wunſche treiben. »Die Sueven ſind häufig der Jagd ergeben« (J. C. 4. B. 1. C.). — »Der Germanen ganzes Leben iſt Jagd und Krieg; von Kindheit auf härten ſie ſich zu dieſer Arbeit ab« (J. C. 6. B. 21. C.). »Mit der Jagd der Auerſtiere beſchäftigt ſich die Jugend, übt und härtet ſich ab. Der glücklichſte Jäger, der die meiſten Hörner aufweiſen kann, erntet großes Lob« (J. C. 6. B. 28. C.). »Wenn ſie nicht im Kriege ſind, bringen ſie viele Zeit auf der Jagd zu« (T. G. 15. C.). — Das wilde Pferd, Hirſche, Rehe, Dammhirſche, wilde Schweine, Elendthiere und Auerochſen, — in den Alpen auch Steinböcke und Gemſen, waren die Gattungen des Wildes. Abgerichtete Hunde waren des Jägers Gehülfen; Bogen und Pfeile die Jagdwaffen. Auch der Garnen bediente man ſich, um das Wild zu fangen. — Die Jagd der Elendthiere beſchreibt Julius Cäſar im 6. B. 27. C.: »Das Wild, welches die Germanen Elend (Alces) nennen, hat die Geſtalt und Hautfarbe des Rehes; doch iſt es größer, und ohne Hörner. Den Füßen fehlen Knorpel und Gelenke. Zum Schlafe legt es ſich nicht, und wenn es von ungefähr auf den Boden fällt, kann es ſich nicht mehr aufrichten. Es ruht alſo, indem es ſich an einen Baum lehnt. Die Jäger finden ſeine Spur durch die Zeichen an der Rinde der Bäume. Dieſe Bäume graben ſie entweder von der Wurzel los, oder ſie ſägen ſie ſo

tief an, daß ſie nur noch zum Scheine feſt ſtehen. Legt ſich das Elendthier ſeiner Gewohnheit nach an einen derſelben, ſo drückt es den loſen Baum durch ſeine Laſt nieder, und fällt mit ihm zur Erde.« — Der Fang der zahlreichen Vögel ward theils mit Schlingen, theils durch künſtlich abgerichtete Falken und Habichte getrieben. Die Krametsvögel werden von Plinius (Nat. G. 10. B. 35. C.) als in Germanien beſonders zahlreich angeführt. Solinus (23. C.) und Plinius (N. G. 10. B. 67. C.) erzählen von gewiſſen Vögeln im hercyniſchen Walde, deren Gefieder im Dunkeln leuchtete. — Das zahme Hausgeflügel, beſonders die Gänſe, rühmt der Letztere wegen der Zartheit ihrer Pflaumfedern (Nat. G. 10. B. 27. C.). —

Die Römer führen einige Flüſſe Germaniens unter folgenden Nahmen an: Die Donau (Danubius oder Iſter), den Rhein (Rhenus), die Waal (Vahalis), die Rhein-Saale oder Yſſel (Iſala), die ſächſiſche Saale (Sala), die Nabe (Navus), die Elbe (Albis), die March (Marus), den Neckar (Nicer), den Mayn (Mönus), die Lippe (Luppia), Emms (Amiſius), Vechte (Vibrus), die Swine (Suevus), die Trave (Chaluſus), die Memel (Chronus), die Düna (Rubo), die Weſer (Viſurgis), die Weichſel (Viſtula), die Oder (Viadrus), den Pregel (Guttalus), und mehrere andere, die zum Theil ſchon im I. Bande 3. Abſchnitt bey der geographiſchen Skizze Noricums, Vindeliciens, Rhätiens und Bojohemums vorkamen. — Von den Seen werden bey den Claſſikern nur genannt: der Bodenſee (Lacus Brigantinus oder Venetus), und der Lacus Flevo, welcher Landſee die jetzige Zuyder-See war, ehe das Meer im 13ten Jahrhundert den ſcheidenden Damm zerſtörte, und ſich mit ihm vereinigte. — Die fiſchreichen Flüſſe gaben den Anwohnern eine ſehr geſchätzte Ausbeute. Viele deutſche Stämme nährten ſich faſt ganz allein von dem Ertrage ihrer Fiſcherey. Ihre leichten Kähne und ihre Fertigkeit im Schwimmen beförderten dieſe Beſchäftigung ungemein. Die Netze waren aus Binſen, oder an der See, die den Kü-

ſtenvölkern ihre Fiſche zur Nahrung lieferte, aus Meergras verfertigt. — Die Fiſchgattungen, welche die Alten in jenen Flüſſen Deutſchlands erwähnen, ſind jetzt nicht mehr zu erkennen; z. B. der Eſox im Rheine, vielleicht eine Art Hecht, wog zuweilen bey acht Centner; der Silurus wurde im Mayne mit Angeln gefangen, und glich einem Meerſchweine (Pl. N. G. 9. B. 17. C.). —

Von den Gebirgen Deutſchlands nennen die Claſſiker den Taurus (der Heirich, Mainz gegen über, und der Dünsberg bey Gießen), den Rhetiko (das Siebengebirge, Bonn gegen über), — die Abnoba (die Höhe des Schwarzwaldes am Urſprunge der Donau), — Alpes (die rauhe Alpe), — den Melibocus (Harz), den Mons Bructerus (Brocken), — die Montes Sudeti (das Fichtelgebirge und die böhmiſchen Sudeten), die Montes Hercynii (die Gebirge des Böhmerwaldes), — die Montes Sarmatici (bey Kremnitz in Ober-Ungern), den Mons Cetius (das Kahlengebirge), — den Mons Asciburgius (das Rieſengebirge zwiſchen Böhmen und Schleſien), — endlich den Mons Sevo in Scandinavien, das Promontorium cimbricum in Nord-Jütland, und andere von geringerer Wichtigkeit. —

Die reichen Gold- und Silberſchachten der deutſchen Gebirge waren zur Zeit, als Tacitus ſein Buch über Deutſchland ſchrieb, noch nicht entdeckt, und es war ſpätern Jahrhunderten vorbehalten, edle Metalle, und mit ihnen Luxus und Sittenverderbniß, in den germaniſchen Hainen heimiſch zu machen. Tacitus ſagt: »Ich entſcheide nicht, ob die Götter den Deutſchen Gold und Silber im Zorne, oder aus beſonderer Gunſt verſagt haben. Auch will ich nicht behaupten, daß es in Germanien keine Gold- und Silberadern gebe; denn wer hat darnach geforſcht?« (G. 5. C.) Doch in den etwas ſpäter verfaßten Annalen (11. B. 20. C.) erzählt er ſchon, daß Curtius Rufus bey Mattiacum (vielleicht Marburg oder Metz in Heſſen) Silberbergwerke entdeckt habe, die aber nur

geringe Ausbeute gaben. — Auch ſagt Tacitus, daß der Beſitz und Gebrauch der edlen Metalle die Deutſchen wenig kümmerte, und nur die Gränzvölker des Handels wegen Gold und Silber ſchätzten, das Silber aber vorzogen, weil es beym Kleinhandel zum Gebrauche bequemer war (G. 5. C.). — Strabo erzählt von dem ehernen oder kupfernen Tiegel, den die Cimbrer dem Auguſt zum Geſchenke geſchickt, und von einem zwanzig Eimer haltenden metallenen Becken, in welches ſie das Blut der geopferten Kriegsgefangenen laufen ließen (G. 7. B.). Auch verſichert er, daß die Gegenden der Taurisker reich an Golde ſeyen (G. 4. B.). Anderen Schriftſtellern zu Folge wurde bey Aquileja und in den Gebirgen gegen Dalmatien hinab Gold gewonnen; doch vielleicht nur aus den Flüſſen, ſo wie dieß auch im Rheine geſchah, gewaſchen. Plinius führt als eine Sage an, daß deutſche Völker edle Metalle entdeckt, und ſie auszugraben verſtanden hätten (N. G. 34. B. 1. C.). — Aus mehreren ſpäteren Jahrhunderten hat man gar keine weitere Nachrichten über die Bergwerke Deutſchlands. Endlich macht Carl der Große in ſeinen Capitularien der Bley- und Eiſengruben Erwähnung. Im neunten Jahrhundert wurde auf dem Fichtelgebirge und bey Goslar auf Silber gebaut, und aus dem Mayne Gold gewaſchen. —

Eiſen hatten die Deutſchen ſchon in der graueſten Vorzeit gegraben, und zu Waffen verarbeitet, obwohl der häufige Gebrauch ſteinerner Keile, Meſſer, Aexte und Lanzenſpitzen beweiſt, daß dieſes Metall nicht häufig gewonnen wurde. »Nicht einmahl Eiſen haben ſie in hinreichender Menge, wie aus der Art ihrer Waffen hervorgeht.« (T. G. 5. C.). »Die Gothinen, welche theils den Sarmaten, theils den Quaden Tribut bezahlten, mußten zu ihrer Schande Eiſen ausgraben« (T. G. 43. C.). — Im Noricum wurde ſchon in ſehr alter Zeit auf Eiſen gebaut, und der noriſche Stahl war bey den Römern berühmt. — Plinius ſpricht von einem in Germanien gefundenen Kupfererze (N. G. 34. B. 2. C.).

Auch das Salz wurde damahls noch nicht allgemein aus den Gebirgen gewonnen. Hier und da ſparſam verſtreute, mit Salz geſchwängerte Quellen, und der vertrocknete Niederſchlag des Meeres an den Küſten lieferten dieſes Gewürze in kleiner, den Bedarf bey weitem nicht deckender Menge. Doch geht aus dem Tacitus hervor, daß einige Salzwerke damahls ſchon bebaut wurden. So nennt er ausdrücklich die Gegenden an der Saale in Thüringen. Wie ſelten übrigens dieſe Salzgruben geweſen ſeyn müſſen, kann man daraus ſchließen, weil ſolche Stellen als geheiligte Lieblingsplätze der Gottheit geachtet, und um ihren Beſitz von den anwohnenden Stämmen oft blutig gekämpft wurde; wie dieß an der Saale die Catten und Hermunduren thaten (T. Ann. 13. B. 57. C.). — Der Deutſchen Art, das Salz zum Gebrauche zu bereiten, war ſehr einfach und mangelhaft. Sie ſchütteten das mit Salztheilen geſchwängerte Waſſer auf glühende Kohlen. Nach der Verdünſtung wurden die vom Salzſtoffe durchdrungenen Kohlen geſtoßen, und gaben dann ein ſchwarzes, höchſt unreines Salz (Pl. N. G. 31. B. 39. 40. C.). —

Unter des alten Germaniens mineraliſchen Producten verdient auch noch der Bernſtein, welcher ſchon ſehr früh an den Küſten der Oſtſee gefunden, und als Handelsartikel benutzt wurde, Erwähnung. Tacitus (G. 45. C.) erzählt: »Am Geſtade des ſueviſchen Meeres wohnen die Aeſtyer. — — — — Sie durchſpüren das Meer, und ſammeln, die einzigen aus allen Deutſchen, das Harz, welches ſie ſelbſt Gleſum nennen, auf den Untiefen und ſelbſt am Geſtade. Sie bekümmern ſich, als Barbaren, nicht darum, ob es ein Natur-Product ſey, oder durch die Kunſt hervor gebracht werde. Lange lag es unter dem übrigen Auswurfe des Meeres unbeachtet, bis ihm unſere Ueppigkeit einen Nahmen gab. Sie ſelbſt wiſſen es gar nicht zu brauchen. Die rohen Stücke werden geſammelt, und unbearbeitet verſendet. Sie wundern ſich ſelbſt über den Preis, den man ihnen dafür bezahlt. — Es muß ein Baumſaft ſeyn,

weil ſehr oft gewiſſe Gewürme, und auch Flügelthiere, durchſcheinen, welche von der Flüſſigkeit umgeben, und bey Verhärtung des Stoffes eingeſchloſſen wurden. Ich möchte faſt glauben, daß es ſo fruchtbare Haine und Gehölze, wie im Orient, wo Weihrauch und Balſam ausſchwitzt, auch auf den Inſeln und in den Ländern des Oſtens gebe, wo die von der näheren Sonne herausgezogenen Säfte noch flüſſig ins Meer fallen, und durch die Gewalt der Stürme nach fernen Ufern geſchwemmt werden. Unterſucht man die Natur dieſes Harzes mit Feuer, ſo brennt es wie Kienholz, nährt eine fette wohlriechende Flamme, und ſtockt dann wie Pech oder Harz.« — In den früheſten Zeiten wurde der Bernſtein zu Lande durch Tauſchhandel, vermuthlich über Noricum und Carnien, bis nach den Küſten des adriatiſchen Meeres gebracht. Dort hohlten ihn die Phönicier, und verführten ihn zu den Griechen und in andere Länder. Vielleicht waren den Erſteren auch die Küſten der Oſtſee ſchon bekannt. Doch ſie ſelbſt ſowohl, als die Kaufleute am Po, gaben den Bernſtein für ein Erzeugniß jener oberitalieniſchen Gegend aus; und ſo verbreitete ſich das Mährchen von ſeiner Entſtehung aus gewiſſen Pappeln oder Erlen am Eridanus, und von den elektriſchen Inſeln im adriatiſchen Meere. So viel uns bekannt, entdeckte der Grieche Pytheas von Maſſilien (330 J. v. Chr. G.) auf ſeiner Weltumſeglung die Geſtade der Oſtſee von der Weichſelmündung bis nach Kurland, und bezeichnete dieſe Küſten als das Vaterland des Bernſteins. — Ein römiſcher Ritter reiſte 55 Jahre nach Chr. G. auf Nero's Befehl von dem pannoniſchen Carnuntum aus, durch Germanien bis nach dem Bernſteinlande, und brachte ein Stück von dreyzehn Pfunden mit zurück. — Plinius erwähnt der Inſeln »Gleſſariä, welche die neueren Griechen Elektrides nannten,« im germaniſchen Meere. Man hält dieſe für die ſchleswigiſchen Inſeln, auf denen noch jetzt Bernſtein gefunden wird. — Die Griechen und übrigen alten Völker ſchätzten den Bernſtein höher als Gold;

denn ſie brauchten ihn in den Tempeln als Rauchwerk, ſo wie auch in der Heilkunde, und als Putz. Seine Seltenheit, und die beſchwerliche Art, ihn aus ſo fernen und unbekannten Ländern zu erhalten, erhöheten ſeinen Preis. Als aber die ſammländiſche Küſte, das eigentliche Vaterland, und die reichſte Quelle des Bernſteins, entdeckt wurde, verminderte ſich deſſen Werth ungemein. —

Die alten Deutſchen beurkundeten ihre gemeinſchaftliche reine unvermiſchte Abkunft und Stammverwandtſchaft, ihr eigenes Volksthum, durch eine merkwürdige, die Römer überraſchende allgemeine Aehnlichkeit in ihrer äußeren Bildung, in den Formen, ſelbſt in den Geſichtszügen. Blaue Augen, trotzige Blicke, brandgelbe (rothblonde) Haare, ſehr weiße Hautfarbe, und rieſenmäßiger Bau des Körpers, der bey plötzlicher Anſtrengung bedeutende Kraft zu äußern, aber Arbeit und anhaltende Bemühungen nicht auszuhalten vermochte, waren unterſcheidende äußere Kennzeichen dieſer Nation. —

Ueber die Stärke einzelner germaniſcher Völker, und über die Menge der Bewohner gewiſſer beſtimmter Gegenden hat man die widerſprechendſten Angaben. Eine Nation, die nur wenig Ackerbau trieb, deren Land größten Theils von Wäldern, unfruchtbaren Bergen und Sümpfen bedeckt war, konnte unmöglich dicht beyſammen, und in großen zahlreichen Gemeinſchaften wohnen. Daher ſcheinen auch die Zahlen, welche die römiſchen Geſchichtſchreiber den gegen Rom ſtreitenden deutſchen Heeren ſo freygebig verleihen, bedeutend übertrieben worden zu ſeyn, bald um den Werth erfochtener Siege zu erhöhen, bald um die erlittenen Niederlagen zu entſchuldigen. —

Jeder Landſtrich, den ein beſonderer, und gewiſſer Maßen ſelbſtſtändiger deutſcher Stamm bewohnte, wurde in Kreiſe oder Gaue eingetheilt. Einen ſolchen Gau nannten die Römer unrichtig Pagus oder Civitas: denn er war weder

ein Dorf, noch ein Stadt; ſondern die Hütten oder Höfe der Familien waren einzeln über den ganzen Gau verſtreut. — Dieſe Bezirke waren nicht gleich groß. Es ſcheint aber, daß man immer einer beyläufig gleich ſtarken Zahl von Familien zuſammen einen Gau angewieſen habe, deſſen Gränzen deſto enger beſtimmt wurden, je nahrungsreicher er war. Auf weniger fruchtbarem Boden wurde daher der nämlichen Anzahl von Familien ein viel größerer Flächenraum zugetheilt. — Jeder Hausvater bauete ſich ſeinen Hof in die Mitte der ihm zur Urbarmachung angewieſenen Felder, oder nahe an ſeiner Viehweide, und zunächſt an Waſſerquellen und Bächen. Die Höfe lagen immer weit genug aus einander, daß ſich der Hausvater noch über mehrere Wieſen und Felder ausbreiten konnte, ſo bald die Vergrößerung ſeiner Familie dieß nöthig machte. Zuweilen, wenn eine ſtarke Familie ſich allmählich in mehrere Zweige abſonderte, legten die neuen Hausväter ihre Höfe etwas näher an die Wohnung des Familienhauptes, doch nicht bis zur unmittelbaren Berührung der Wohnungen. »Die germaniſchen Völker wohnen, wie genügend bekannt, in keinen Städten; auch dulden ſie keine an einander gebauten Wohnſitze. Sie ſiedeln ſich abgeſondert und getrennt an, ſo wie Jedem eine Quelle, ein Feld, oder Wald anſteht. Ihre Dörfer beſtehen nicht wie bey uns (den Römern) aus verbundenen und zuſammenhängenden Häuſern. Jeder umgibt ſeine Wohnung mit einem leeren Platze, entweder aus Vorſicht gegen Feuersgefahr, oder aus Unbekanntſchaft mit der Baukunſt« (T. G. 16. C.). — Als in ſpätern Zeiten die Bevölkerung zugenommen hatte, und dadurch die Freyheit des herumziehenden Nomadenlebens beſchränkt worden war, erhielten auch feſte Wohnſitze und ein bleibendes Eigenthum Werth. Da umzäunte dann jeder Hausvater das ſein Haus umgebende Stück Land, und bepflanzte es mit den nöthigſten Getreiden, und den ihm bekannten Küchengewächſen.

Die Wohnungen der Deutſchen waren elende, mit

Baumſtämmen, Baumrinde, Reiſig, Heu oder Stroh gedeckte Hütten, ohne Fenſter, — mit Baumäſten, wie unſere Prügelwege, ſchlecht genug gedielt. In der Mitte der Hütte war der Herd angebracht. Da brannte das Feuer ununterbrochen fort, und die eben nicht beſchäftigten Familienglieder lagen rund um daſſelbe auf den Thierhäuten, die ihnen in der Nacht auch ſtatt der Betten dienten. Nach Tacitus (G. 16 C.) kannten die Deutſchen »weder behauene Steine, noch Ziegel. Zu Allem bedienten ſie ſich unzugerichteten Bauholzes, ohne Geſtaltung und Zierlichkeit. Einige Stellen der Wände überzogen ſie jedoch fleiſſiger mit einer glänzenden Erde, daß ſie wie mit Farbenſtrichen bemahlt ausſahen. — Viele wohnten in Höhlen, die ſie in die Erde gruben, und deren Eingänge ſie im Winter, um ſich gegen die Kälte zu ſchützen, mit Miſt bedeckten. Auch ihr Getreide verbargen ſie in ſolchen Löchern, damit es der Feind nicht fände.« — Seneca, im Buche von der Vorſehung 4. C., ſagt: »Vor Platzregen ſchützen ſie ſich durch Stroh oder Laub. —— Sie haben keine Wohnungen, keine feſten Sitze, als aus Noth für einen Tag errichtete.« —

Das Hausgeräthe der Germanen beſtand in einigen aus Thon grob verfertigten Koch- und Trinkgeſchirren. Auch hatten ſie hölzerne, die Reicheren ſilberne Becher. »Man ſieht bey den Deutſchen ſilberne Gefäße, welche ihre Fürſten und Geſandten zum Geſchenke erhalten haben, welche aber nicht viel mehr geſchätzt werden, als die aus Thon geformten.« (T. G. 5. C.) Die Sueven bedienten ſich großer, mit Silber eingefaßter Hörner der Auerſtiere als Pokale (J. C. 6. B. 28. C.) — Tiſche und Sitze (T. G. 22. C.), die ſtatt der Betten dienenden Thierhäute, die wenigen Werkzeuge des Ackerbaues, der Fiſcherey und der Jagd, Waffen, Kleidungsſtücke und Putzſachen füllten die enge Wohnung. — Nur die Häuſer der Adelichen und der doch nach und nach entſtandenen Reichen waren in ihrer Art größer, und zeigten eine Art von ärmlicher Pracht. Da waren dann die Außenwände mit jener glänzen-

den Erde übertüncht; im Innern waren die Waffen und mancherley roh gearbeitetes Hausgeräthe, beſonders aber viele Trinkkrüge und Hirnſchalen erſchlagener Feinde, in zierlicher Ordnung aufgeſtellt, oder hingen an den Wänden umher. — Ein gewöhnliches Haus war faſt ſo leicht wie ein Zelt zuſammen zu werfen. Nahte ein Feind der Gegend, ſo lud man das Geräthe, vielleicht auch die Hauptbeſtandtheile der Hütte, auf Wagen, und floh in unzugängliche Wälder, wo in wenig Stunden der kleine Haushalt wieder hergeſtellt war. —

Die Einfälle, welche die Römer aus Gallien über den Rhein herüber, und aus Italien über die Alpen, nach Germanien unternahmen, brachten vielleicht die Deutſchen zuerſt auf den Gedanken, ihre Wohnungen näher an einander zu bauen, um auf einem Puncte mehrere ſtreitfähige Männer zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung zu vereinigen. Manche dieſer Flecken vergrößerten ſich nach mehreren Jahrhunderten zu bedeutenden Städten. Doch zu Tacitus Zeiten fand ſich in Germanien wahrſcheinlich noch keine Stadt; ſondern es gab nur Flecken, Weiler oder Dörfer (T. G. 16. C.). Andere Claſſiker ſprechen zwar von Städten in Deutſchland: aber ſie verſtehen darunter römiſche Caſtelle und befeſtigte Winterläger; manches Mahl auch wohl jene mit Palliſaden umzäunten deutſchen Flecken. — So wie die Geſellſchaften ſich in gemeinſchaftliche Wohnorte vereinigten, nahm das Eigenthum einen feſten Charakter an. Das Bedürfniß desſelben, ſo wie auch das Streben darnach, und die Mittel, ſolches zu erwerben, erweiterten ſich. Der Handel entſtand. Durch ihn gab es bald reiche Kaufleute, die ſich in der Folge in Beſitzer ausgedehnter Ländereyen verwandelten. Um ihre Schätze zu verwahren, bauten dieſe in der Nähe ihrer Wohnorte hölzerne Burgen oder Feſtungen, in die ſie ſich bey feindlichen Streifereyen und räuberiſchen Einfällen mit ihrer Habe und ihren Familien zurückzogen. Aber im Allgemeinen blieben die geſchloſſenen Orte den Deutſchen noch lange verhaßt. Sie glaubten dieſelben der

Freyheit des Volkes gefährlich, und die Städtebewohner wähnten ſich in Kerker gebannt. Eigentlich deutſche Städte ſcheinen erſt im fünften Jahrhundert entſtanden zu ſeyn. — Carl der Große (reg. vom 771—814) erbaute feſte Klöſter, und umgab ſie zur Sicherheit mit Mauern. Die Markgrafen und Herzoge, welche er aufſtellte, folgten häufig ſeinem Beyſpiele. Dieſe Klöſter ſowohl, als die in verſchiedenen Ortſchaften, beſonders in den vormahligen römiſchen Colonien, errichteten Bisthümer, dann die Hoflager der Fürſten und die Burgen der adeligen Vaſallen, gaben Gelegenheit zur zahlreichen Vereinigung und Zuſammenwohnung deutſcher Familien an dieſen Orten, die dann mit der Zeit zu Städten erwuchſen. —

Früher als im großen Germanien, gab es im Noricum, Carnien, Pannonien, Illyrien u. ſ. w. Städte. Die Eroberer, die in dieſe Länder eindrangen, und die alten Bewohner verdrängten oder unterjochten, waren genöthigt, ſich in großen Haufen zuſammen zu bauen, um den Verſuchen der Eingebornen, die Fremdlinge wieder zu vertreiben, mit Macht zu begegnen. Dieſe Wohnſitze wurden zur Vertheidigung mit Mauern eingefaßt. So entſtanden dort die Städte. — Auch die alten Bewohner ſuchten ſich auf den ihnen bis dahin noch übrig gebliebenen Landſtrichen gegen das Weiterdringen der Eroberer durch Anlegung ſolcher feſten und eine große Zahl Waffenfähiger beherbergenden Plätze zu ſchützen. — Die Illyrier, Carnier u. ſ. w. bauten ihre Häuſer am liebſten von Holz, mit hohen ſpitzigen Dächern, und verſtärkten die Wände mit Flechtwerk von Geſträuchen. Sie zogen es vor, ſich in dichten Waldungen oder an Flüſſen anzuſiedeln. Ein Theil der Gebirgsbewohner fand in den häufigen Höhlen und Grotten der Kalkgebirge eine willkommene, keine mühſame Zubereitung fordernde Unterkunft. — Mit den Geräthſchaften, welche das häusliche Leben bequemer machen, waren ſie, ſo wie die Deutſchen, faſt ganz unbekannt. Um den Herd lagerten ſie ſich auf den mit Heu oder Thierhäuten belegten Boden.

Niedere Tiſche ſcheinen ſie gehabt zu haben. Als Speiſegeräthe hatten ſie geflochtene Körbe, und irdene oder metallene, — die Reichen ſilberne Schüſſeln. — Sie tranken aus Bechern von verſchiedener Materie, aus Thierhörnern, und manches Mahl aus den Hirnſchädeln erſchlagener Feinde. — Ihr Herdenvieh blieb immer im Freyen, da ſie keine Stallungen bey ihren Häuſern hatten. —

Alle germaniſchen Völker hatten dieſelbe gemeinſchaftliche Sprache; aber nach den bekannten drey Hauptſtämmen waren ſchon damahls drey verſchiedene Mundarten üblich, durch welche ſich auch noch die heutige Sprache bey den West-, Nord- und Süddeutſchen kenntlich unterſcheidet. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß die alte germaniſche Volksſprache eine Tochter der celtiſchen geweſen iſt. Wir übergehen hier mit Stillſchweigen die Bemühungen jener gelehrten Forſcher, welche dieſe verlorene Sprache aus dem Syriſchen, Phöniciſchen, Perſiſchen und Griechiſchen abzuleiten, oder Ueberbleibſel derſelben in den verſchiedenen deutſchen Mundarten, und in den Töchtern unſerer Sprache, der engliſchen, holländiſchen, däniſchen, ſchwediſchen und isländiſchen, aufzufinden ſuchten. Sie begründeten ihre Hypotheſen durch Zuſammenſtellung einiger in jeder dieſer Sprachen aufgefundenen Wortähnlichkeiten. — Welchen Urſprung die germaniſche Sprache immer gehabt haben mag, ſo iſt ſo viel gewiß, daß ſie zur Zeit Carl des Großen ſchon höchſt verändert und verworren war, und daß dieſer Fürſt ſich Mühe gab, ſie zu reinigen und zu ordnen. — Die alte Sprache der Germanen war vielleicht auch die Volksſprache der Gallier, welches, wenn wir deſſen gewiß wären, für den gemeinſchaftlichen Urſprung dieſer Völker einen wichtigen Beweis liefern würde. Ja die germaniſche Sprache ſoll bis zum Ausſterben der Carolinger (gegen das Ende des neunten Jahrhunderts) in Frankreich vorherrſchend geweſen ſeyn. Unterdeſſen war aus der Vermiſchung dieſer celtiſchen, germaniſchen, oder galliſchen Sprache mit der römiſchen auch das Romanum ru-

ſticum, eine Art verdorbenen Lateins, entſtanden, aus welchem ſich dann im zehnten Jahrhundert nach Chr. G. erſt die franzöſiſche Sprache bildete. (Hennings die Deutſchen der frühern Vorzeit, S. 144.) — Wir wiſſen aus den Berichten der Römer, daß die alte germaniſche Sprache hart und rauh war, daß ſie die barbariſchen Worte derſelben kaum auszuſprechen vermochten (P. Me. 3. B. 3. C.), und daß der deutſche Geſang dem Gekrächze der Vögel glich (Kaiſer Julian in dem ſatyriſchen Gedichte Myſopogon). —

Die in Illyrien, Carnien und Noricum einwandernden Griechen, Celten, Römer, Germanen, Slaven u. ſ. f. brachten die Sprachen ihres frühern Vaterlandes mit ſich, die hier und da die Urſprachen ganz verdrängten, in andern Gegenden ſich mit ihnen zu neuen Sprachen vermiſchten. Beyſpiele der Letztern ſind die wallachiſche Sprache, die Furlaneriſche in Krain, u. a. m. — Die eigentlichen Illyrier haben gewiß ſchon in ſehr alter Zeit eine eigene Sprache geſprochen. Dieſe hatte ſich wahrſcheinlich über die meiſten Länder des großen Illyricums, z. B. über Dalmatien, Japidien, Pannonien, verbreitet. — In Carnien und Noricum, wo celtiſche Stämme eingewandert waren, ſprach man damahls die celtiſche Mundart, die Mutter oder Schweſter der altgermaniſchen Sprache. Nach den Zeugniſſen der römiſchen Schriftſteller unterſchieden ſich die Rhätier durch die tusciſche, die Veneter durch eine eigene Sprache ganz beſtimmt von ihren Nachbarn, und wurden daher als beſondere Stämme angeſehen. — So wie die Germanen und alle Stämme celtiſchen Urſprungs durch ihre anſehnliche Größe, kraftvolle Körper, weiße Haut, lebhafte Geſichtsfarbe, blaue Augen, blonde Haare, und die Aehnlichkeit ihrer Sprachen, ihre eigene nordiſche Abſtammung bewieſen, ſo zeugten hingegen der vom Oſten nach Europa eingewanderten Völker ſchwarzes Haar, braune Farbe, ſtarke hervorſpringende Züge, und fremde Rede von ihrem aſiatiſchen Urſprunge. —

Die Geſundheit der Deutſchen war durch die von frü-

heſter Kindheit beabſichtigte Abhärtung des Körpers, und durch die einfache Nahrung für das ganze Leben befeſtiget. Ihre Lebensart war »arm, dürftig, hart.« (J. C. 6. B. 24. C.) »Die einfache, thätige (auf der Jagd und im Kriege), freye Lebensart, machte ſie ſehr ſtark, und von ungeheurer Leibesgröße.« (J. C. 4. B. 1. C.) — »Von Kindheit an härteten ſie ſich zur Arbeit (der Jagd) und Ausdauer ab.« (J. C. 6. B. 21. C.) — »Den Durſt und die Hitze konnten ſie nicht ertragen; aber an Kälte und Hunger hatte ſie ihr Himmelsſtrich und Boden gewöhnt.« (T. G. 4. C.) — Ihre Speiſen waren einfach, ungewürzt, aber nahrhaft. Sie beſtanden in Kräutern oder Gemüſen, Butter, Käſe, geronnener Milch, Fleiſch der Hausthiere und des Wildes, Fiſchen, und wilden Baumfrüchten. Im Kriege, wo die Umſtände Eile gebothen, mögen ſie das Fleiſch des erjagten Wildes roh, und nur mürbe geklopft, genoſſen haben. »Ihrer Nahrung nach ſind ſie ſo rauh und ungebildet, daß ſie auch rohes Fleiſch eſſen, ſowohl friſch, als gefroren, welches ſie, es mag von zahmen oder wilden Thieren ſeyn, in die Haut derſelben wickeln, und dann mit Händen und Füßen ſo lange kneten, bis es mürbe wird.« (P. Me. 3. B. 3. C.) Im Frieden aber, oder wenn ſie ſonſt hinreichend Zeit hatten, ſotten ſie das Fleiſch in großen Stücken in Töpfen, oder brieten dasſelbe an Spießen. Auch Haberbrey gehörte zu ihren Nahrungsmitteln (Pl. N. G. 18. B. 44. C.). Aber Brot war nicht allgemein gebräuchlich (J. C. 4. B. 1. C.), und Salz war ſelten zu haben, der Beſitz der Salzquellen häufig der Gegenſtand blutiger Fehden (T. Ann. 13. B. 57. C.). Sie hatten Schmauſereyen und Gaſtmahle, wobey die Speiſen zwar roh zubereitet, aber reichlich aufgetragen wurden. (T. G. 14. C.) »Ohne große Vorbereitungen, ohne die Eßluſt reitzende Mittel, ſtillen ſie den Hunger.« (T. G. 23. C.). »Die Fennen aßen Kräuter, — —; die Jagd nährte Männer und Weiber.« (T. G. 46. C.) — Die Germanen hatten vermuthlich keine beſtimmte Zeit, zu Tiſche zu gehen. Nach Tacitus ſchlie-

ſen ſie bis an den hohen Tag, und badeten dann, gewöhnlich in warmem Waſſer. Sie aßen bewaffnet; Jeder auf einem beſondern Sitze und an einem eignen Tiſch für ſich (G. 22. C.) — Ihr Getränke enthielt ebenfalls reichlichen Nahrungsſtoff. Sie bedienten ſich hierzu, außer der friſchen und geronnenen Milch, vorzüglich einer aus Gerſte zubereiteten Biergattung, »eines Aufguſſes auf Gerſte oder Korn, einer täuſchenden Nachahmung des Weins. Die nächſten Stämme am Rheinufer erhandelten auch Wein« (T. G. 23. C.); doch bey mehreren derſelben war deſſen Einfuhr verbothen (J. C. 2. B. 15. C; 4. B. 2. C.). Diodor von Sicilien erwähnt (im 6. B.) des aus Honig und Waſſer bereiteten Methes. — Der Germanen körperliches Wohlbefinden wurde, außer durch Abhärtung und kraftvolle Nahrung, auch noch durch die Gleichheit ihrer Lebensweiſe, durch die häufige Bewegung auf der Jagd, durch die Freyheit von die Körperkraft verzehrenden Leidenſchaften, durch die Entfernung von allen Sorgen, ſo wie von geiſtigen Anſtrengungen, die ſie weder kannten, noch zu ihrem Glücke derſelben bedurften, begründet. —

Da die Illyrier, die an Italien gränzenden Celten u. ſ. w. früher als die Deutſchen in der politiſchen Geſchichte Europa's eine bedeutende Stelle einnahmen, ſo iſt mit Grunde zu vermuthen, daß ſie auch früher als die Letztern das nomadiſche Herumwandern aufgegeben, und ſich zur Häuslichkeit und zum geordneten Familienleben bequemet haben. Auch dieſe Völker waren ſehr mäßig in ihren Genüſſen; auch ihnen lieferten Jagd, Fiſchfang, Viehzucht öfter die Nahrung, als der Ackerbau und ihre wenigen Arten von Fruchtbäumen. Milch, Fleiſch, beſonders von Schweinen, — Käſe, Butter, eine Gattung Brey, aus Gerſte oder Hirſe bereitet, vielleicht der Pollenta ähnlich, — ſelten eine Art Brote oder unter heißer Aſche gebackener Kuchen, waren ihre Speiſe; — Bier, Meth, und für die Reichen, die ſich ſolchen verſchaffen konnten, italieniſcher Wein, das Getränke. —

Die Kleidung der Deutſchen beſchränkte ſich auf die nothwendigſte Bedeckung, und war von Zierlichkeit und Pracht gleich ferne. Tacitus ſagt: »Ein Mantel der mit einer Spange, oder auch nur mit einem Dorne, zuſammengehalten wird, macht ihre gewöhnliche Kleidung. Uebrigens ſind ſie oft ganze Tage nackt um ihre Feuer gelagert« (G. 17. C.). — Thierfelle gaben ſchon in den älteſten Zeiten den Stoff zu dieſer Kleidung. Es ſcheint aus einigen Stellen der Claſſiker hervorzugehen, daß die Germanen auch kurze Beinkleider von Fellen getragen. Von den Sueven ſagt Cäſar, daß ihre Kleidung ſelbſt im Winter nur aus kleinen Fellen beſtanden habe, die den größten Theil des Körpers unbedeckt ließen (6. B. 21. C.). P. Mela verſichert: »in der Kälte gehen ſie, bis ſie mannbar ſind, faſt ganz nackt. Die Unmündigkeit aber dauert bey ihnen ſehr lange. Die Männer bedecken ſich mit einer Art von Soldaten Mantel (Sagum), oder mit Baumrinden.« (3. B. 3. C.). Es muß alſo Stämme gegeben haben, die Kleider von der untern zarten Baumrinde oder dem Baſte trugen. Vielleicht waren es auch nur die ärmſten Leute, die ſich aus Noth mit ſolcher Kleidung behalfen. — Der Adel und die Reichen unterſchieden ſich durch ihre Tracht. Ihre Kleider ſchloſſen knapp an den Körper, und drückten die Glieder aus. Ihre aus Fellen verfertigten Röcke wurden häufig mit Streifen von koſtbarem und ſeltenem Pelzwerk verbrämmt. — Die Kleidung der Frauen hatte faſt den gleichen Schnitt mit jener der Männer; nur reichte ſie bis über die Knöchel, und beſtand, wenigſtens im Sommer, aus der groben Leinwand, welche ſie ſelbſt webten. Die Arme von der Schulter an, ſo wie der Buſen, blieben bloß (T. G. 17. C.). — In der Folge legten auch die Männer allmählich die Kleidungen von Fellen ab, und bedienten ſich der Leinwand, und im Winter der Wollenzeuge. — Die Deutſchen liebten die hellglänzenden Farben ſehr, auch an der Bedeckung des Körpers. Das ſchöne Geſchlecht, überall und zu allen Zeiten dem Putze ergeben, und zu gefallen ſtrebend,

zierte ſeine Kleider mit Purpurbändern, und manchem andern Flitterſtaate. Halsketten, Ringe, Arm- und Handbänder von Gold und Silber, waren bey Germaniens Männern und Weibern zum Putze gebräuchlich (Tac. Germ. 15. 17. 31. C.). —

Die Bekleidung der Illyrier, Pannonier, und anderer gegen Oſten hin wohnenden Völker beſtand anfangs in Thierfellen; ſpäter bedienten ſie ſich hierzu aus Ziegenhaaren, oder aus Wolle verfertigter Zeuge. — Auch dieſe Nationen liebten buntfärbige Kleider. Sie trugen einen kurzen Mantel, mit Farben, oder eingewirktem Gold und Silber geſtreift, zuweilen mit Aermeln verſehen; eine Jacke mit Aermeln, und enge Beinkleider. Sie erhöhten ihren Putz durch Armbänder und Halsketten von edlen Metallen. — Die Kleidung der Weiber war der Form nach von jener der Männer nur wenig unterſchieden. Der Stoff derſelben war meiſtens weiße Leinwand, mit viel rothem Garne durchwebt. —

Die Deutſchen ließen theils ihre Bärte ganz wachſen, theils trugen ſie nur ſtarke Knebelbärte. Die Vornehmen trugen vermuthlich den Bart geſchoren. — Die cattiſchen Jünglinge ließen Bart und Haare ſo lange fortwachſen, bis ſie den erſten Feind getödtet. Dann erſt legten ſie dieſe aus Tapferkeit angelobte Tracht ab. Feige und Unkriegeriſche ließen das Haar immer wachſen (T. G. 31. C.). — Als der Bataver Civilis mit den Römern Krieg begann, ließ er ſeine Haare wachſen, und legte ein Gelübde ab, ſie ungekämmt und roth gefärbt zu tragen, bis er die Legionen vernichtet haben würde (Tac. 4. B. d. G. 61. C.). — Das Haupthaar hing bey den meiſten Stämmen frey über Schultern und Rücken hinab. Einige banden es auf dem Scheitel zuſammen. »Die Sueven tragen das Haar ſchräge geſcheitelt, und unterſcheiden ſich dadurch ſowohl von den übrigen Germanen, als von ihren eigenen Knechten. Bis in ihr Greiſenalter ſchlagen ſie das ſtruppige Haar zurück, und binden es oft ganz auf dem Scheitel zuſammen.

Bey den übrigen Völkern geſchieht dieß nur, wenn ſie mit den Sueven verwandt ſind, oder aus Nachahmungsſucht. Die ſueviſchen Fürſten ſchmücken ihr Haar. Dieſe unſchädliche Verzierung geſchieht nicht um liebenswürdig auszuſehen; ſondern ſie kämmen das Haar aufwärts, wenn ſie in den Krieg ziehen, um den Feinden in dieſer Tracht ſchrecklich zu erſcheinen« (T. G. 38. C.). — Ueberhaupt hielten die Germanen ſehr viel auf ſchönes dickes Haar, und auf eine rothgelbe Farbe desſelben. Die kein ſo gefärbtes Haar hatten, ſchmierten ſich fleiſſig mit Seife und Lauge, oder mit gelben Farben. (Plin. N. G. 28. B. 51. C.) Die blonden Haare der Germanen gefielen den Römern ſo ſehr, daß ihre modernen Damen ſich davon Perrücken und falſche Locken verfertigen ließen. Selbſt Kaiſer Caracalla zierte ſich mit einer ſolchen Haarhaube. — Die Deutſchen trugen gewöhnlich, ſogar im Kriege, keine Kopfbedeckung. (Dio C. 38. B. 50. C.) —

Die Illyrier puderten ſich das mit Unſchlitt reichlich beſchmierte Haar mit Aſche. — Die öſtlichen Völker liebten überhaupt den Putz mehr als die Germanen. Daher hatten ſie auch die Gewohnheit, ſich zur beſondern Zierde die Haut mit ſchwarzen unauslöſchlichen Puncten, Linien und Figuren bezeichnen zu laſſen. Daß dieſe, jetzt unter dem Nahmen des Tätowiren bekannte Körpermahlerey bey den Agathyrſen an der Maroſch ebenfalls gebräuchlich geweſen, wurde bereits im I. Bande, S. 96 Anmerk. 10, angeführt. —

In den Zeiten, da uns die Geſchichte die erſten Spuren geregelter Verfaſſung bey den germaniſchen Völkern bemerken läßt, finden wir unter den freyen Menſchen der Nation auch ſchon den Adel. Dieſe beyden Claſſen machten das Volk aus. Die freyen Leute genoſſen in ihrem bürgerlichen Leben und in Hinſicht ihres Eigenthums einer weit begränzten Ungebundenheit. Die angeſehenſten und reichſten Familien bildeten den Adel, deſſen Einfluß und Vorrechte bedeutend waren (T. G. 10. und 11. C.). Seinen Urſprung

mag derſelbe von einzelnen, durch Tapferkeit ausgezeichneten Kriegern genommen haben. Obwohl man nicht gewiß iſt, ob der Adel der älteſten Germanen erblich war, ſo ſcheint es doch, daß er ſich bey der von dem Stammvater wohlhabend und in Anſehen zurückgelaſſenen Familie fortpflanzte (T. G. 13. C.). Eine ſolche Familie wuchs an Bedeutenheit und am Range, wenn ſich mehrere Glieder derſelben durch glänzende Kriegsthaten, und beſondere Klugheit in den politiſchen Geſchäften, auszeichneten; wenn ſie Armeen anführten, oder wohl gar von ihrem Stamme zu Regierungshäuptern erwählt wurden; denn der Adel war wirklich die Pflanzſchule der Könige, Fürſten und Heerführer (T. G. 7. C.), vielleicht auch der Prieſter. Ihm war der Krieg vorzugsweiſe Beſtimmung. — Die Knechte und Leibeigenen der alten Deutſchen lebten nicht viel ſchlechter als die freyen Leute. Der größte Theil dieſer Knechte waren im Kriege gemachte Gefangene (T. Ann. 12. B. 27. C.). Sie durften ſich über die bey den Barbaren erfahrene Behandlung keineswegs beklagen; denn dieſe begnügten ſich, ihre Feinde in das eigene Volk, jedoch als eine zweyte, etwas untergeordnete Claſſe, aufzunehmen. Zwar wurden ſie als Leibeigene angeſehen; aber ſie litten nur ſelten durch Härte. Gewöhnlich hatten ſie abgeſonderte Wohnungen, und einen eigenen Haushalt. Sie wurden eine Art von Landbauern ohne perſönlichen Grundbeſitz, die dem Grundherrn gewiſſe Abgaben bezahlten, auch wohl in dem Hauſe ihres Eigenthümers manche Frohndienſte verrichten mußten. Einige dieſer Leibeigenen wohnten auf deſſen Meierhofe, und beſorgten dort die Feldarbeiten. — Bey aller dieſer Milde hatten die Herren das Recht über das Leben ihrer Knechte, und ein im jähen Zorne gegen die Letzteren verübter Todtſchlag wurde durch keine Strafe geahndet. »Nicht ſo wie bey den Römern waren die Hausdienſte unter die Knechte vertheilt. Im Gegentheil hatte jeder derſelben ſeine beſondere Wohnung und Grund, und ſein Herr erhielt, gleichſam als Verpächter, einen Zins an

Getreide, an Vieh und Kleidungsſtücken. In ſo weit iſt ihm der Leibeigene unterthänig. Die übrigen Hausgeſchäfte beſorgen die Weiber und Kinder. Selten wird ein Knecht geſchlagen oder gefeſſelt. Nicht aus ſtrenger Zucht oder Strafe, ſondern aus aufwallendem Zorn ereignet es ſich auch wohl, daß der Herr ſeinen Knecht, gleichſam als einen Feind, erſchlägt, und dafür gibt es keine Strafe« (T. G. 25. C.). — Eine Claſſe der Sclaven beſtand aus jenen Leuten, die ſich aus Noth oder Liederlichkeit verkauft, oder ſich ſelbſt verſpielt hatten (T. G. 24. C.). — Zur Belohnung langer und treuer Dienſte ſchenkte ein gütiger Herr dem Knechte die Freyheit. Dieſe Freygelaſſenen blieben aber, eben ſo wie die Knechte, von aller Theilnahme an politiſchen Angelegenheiten und Geſchäften gänzlich ausgeſchloſſen. Erſt ihre Enkel traten in die Rechte der Freygebornen. Sie ſelbſt ſtanden noch immer in einem Verhältniſſe der Unterthänigkeit zu ihrem vorigen Herrn, und gewannen bey jenen Stämmen, welche die Freyheit ehrten, weder Einfluß auf die Familien, noch im Staate. Doch bey einigen Völkern, die ſich bereits unter eine Herrſchaft geſchmiegt, erhoben ſie ſich wohl gar über die Freyen und Edlen (T. G. 25. C.). — Einige Gelehrte haben bezweifelt, daß die Sclaven der Deutſchen wirklich im Allgemeinen ein ſo mildes Loos genoſſen hätten. Sie glauben, die gewöhnlichen Leibeigenen ſeyen eine Gattung von Bauern ohne Eigenthum geweſen, wie ſie noch dermahlen in verſchiedenen Ländern des europäiſchen Nordens beſtehen. Aber die Kriegsgefangenen wurden ihrer Meinung nach wohl nicht mit Ländereyen verſehen, ſondern zu wirklich knechtiſchen Hausdienſten verwendet. — Wir wagen es nicht, über einen Gegenſtand abzuſprechen, über welchen die Urquellen keine beſtimmteren Aufſchlüſſe geben. —

Germanien war in eine Menge kleiner Völkerſchaften getheilt, die zwar ſelbſtſtändige und von einander unabhängige Staaten bildeten, aber in ihren Sitten und Gebräu-

chen, ſo wie in der Entſchloſſenheit, ihre Freyheit gegen jede fremde Unterdrückung zu vertheidigen, ſo ſehr übereinſtimmten, daß man ſie für ein einziges gemeines Weſen halten konnte. In dem Innern des germaniſchen Völkerbundes aber war die Politik dieſer kleinen Staaten verſchieden, und oft fanden ſich die Stämme in ihren Anſichten und Zwecken entgegengeſetzt. Da entſtanden dann blutige Kriege unter denſelben (T. G. 33. C.). — Nur in dem Falle einer dringenden allgemeinen Gefahr, z. B. bey dem Eindringen der Römer, unterwarfen ſie ſich freywillig einer zeitlichen oberſten Leitung. Durch ſolche außerordentliche Begebenheiten wurde dann auch das Zuſammentreten mehrerer Stämme in einen größeren Bund veranlaßt; dergleichen waren der Bund der Sueven unter Ariovist, der Marcomanen unter Marbod, der Cherusker unter Hermann. Wir kennen das Verhältniß nicht genau, in welchem die kleineren Stämme zu eines ſolchen Bundes Hauptſtamm geſtanden ſeyn mögen. Sie ſcheinen aber wirklich in einer laſtenden Unterthänigkeit von ihm abgehangen zu haben. »Mehrere Nationen ſtanden unter den Sueven« (J. C. 6. B. 10. C.); »die Eburonen und Condruſier ſtanden unter dem Schutze der Trevirer« (J. C. 4. B. 6. C.); »die Ubier waren den Sueven zinsbar« (J. C. 4. B. 3. C.). — Erſt bey Ausbruch eines allgemeinen Angriffs- oder Vertheidigungskrieges wählte der Bund einen oberſten Befehlshaber, und räumte ihm mit der Leitung der Staatsgeſchäfte auch eine zeitliche Gewalt über Leben und Tod ein. In Friedenszeiten aber hatte der Bund kein gemeinſchaftliches Oberhaupt, und die Fürſten oder Vorſteher einzelner Landſtriche oder Gauen ſprachen dann das Recht, und ſtifteten die Verträge. Vielleicht hatte Cäſar aber bey dieſer Behauptung nur die Sueven im Auge, mit welchen er ſo eben zu kämpfen im Begriffe ſtand (J. C. 6. B. 23. C.). —

Die Verfaſſung eines Theiles der deutſchen Völker war rein demokratiſch, ohne lebenslängliche Obrigkeiten,

und ohne Adel. Dieſe Stämme wurden bloß allein durch die Beſchlüſſe der Volksverſammlungen in ihren wenigen und unbedeutenden öffentlichen Angelegenheiten geleitet. Bey anderen Stämmen hatte der Adel ſchon ſehr frühe durch ſeine Vorrechte, Macht und Vermögen, — der Prieſterſtand durch die religiöſe Beherrſchung der Gemüther, und durch zur rechten Zeit angewendete Gaukeleyen, Wahrſagerkünſte u. d. gl., einen entſcheidenden Einfluß auf die Volksverſammlungen erlangt. Beyde Kaſten konnten daher die Beſchlüſſe des Volkes nach ihren Abſichten lenken, und bildeten mittelbar eine wahre Ariſtokratie. — Manche deutſche Stämme wurden von obrigkeitlichen Perſonen beherrſcht, die eine der Macht conſtitutioneller Könige oder Fürſten ähnliche, beſchränkte monarchiſche Gewalt ausübten. Dieſe Fürſten waren ſchon entſtanden, als die patriarchaliſche, oder von den Volksälteſten geführte väterliche Geſchäftsleitung der allerfrüheſten Zeiten, bey dem allmählichen Zuſammenwachſen der Familien in größere Geſellſchaften, nicht mehr zureichte, das öffentliche Wohl mit Kraft und Sicherheit zu erhalten. Die wilden Söhne der Natur wußten ihre leidenſchaftlichen Meinungen weder zu verhehlen, noch ſie abweichenden Anſichten ihrer Mitbürger mit Nachgiebigkeit unterzuordnen. Sie vereinigten ſich ſchon in der früheſten Zeit zu öffentlichen Berathungen über die Angelegenheiten ihres Stammes oder Staates; aber ſie geriethen bey denſelben ſehr oft in Zwiſt. Da wurde alſo meiſt viel geſtritten, gezecht, gerauft, und nichts entſchieden. In der Folge der Zeiten ſahen ſie bey kälterem Blute ein, daß das Wohl des Staates mit einer ſolchen Verwaltung nicht beſtehen könne. Das innere Gefühl, daß ſie zu ſchwach wären, ihre Leidenſchaften zu bezähmen, überzeugte ſie auch, daß ſie einen Theil ihrer bürgerlichen Freyheit aufopfern müßten, um das Ganze: die freye Selbſtſtändigkeit des gemeinen Weſens, zu retten. Sie wählten daher die tugendhafteſten, tapferſten und erfahrenſten Perſonen, die eine Gattung

von Verdienſtadel bildeten, aus ihrer Mitte, um die Volksverſammlungen zu leiten, und in Ordnung zu halten, die gefaßten Beſchlüſſe zu vollziehen, und überhaupt alle Regierungshandlungen, zur Erhaltung ſowohl der Ruhe im Inneren, als der Sicherheit von Außen, zu üben. So entſtand alſo eine vermiſchte Regierungsform, in welcher der Adel und das Volk zwey beſonders wirkende Kräfte darſtellten; wovon die letztere aber ſich immer eiferſüchtig gegen jede Anmaßung der erſteren ſträubte, und ſorgfältigſt die Freyheit zu bewahren ſuchte. Die nun ſcheinbar an die Spitze geſtellten Obrigkeiten, ſo wie die Fürſten in jenen Staaten, wo die Regierung in die Hand eines Einzigen gelegt worden, waren alſo in ihrem Einfluſſe auf die Staatsangelegenheiten ſehr beſchränkt (T. G. 7. C.). Das Volk beſchloß meiſtens, was geſchehen ſollte, und ſchrieb den Vorſtehern, welche das Verordnete zu vollziehen hatten, oft auch die Art der Ausführung ſo genau vor, daß dieſe gar keinen Willen mehr übrig behielten. Eigene Befehle der Fürſten und Magiſtrate, wenn ſie ſich nicht auf Volksbeſchlüſſe oder Gewohnheitsgeſetze gründeten, wurden nicht geachtet. Aber Rath forderten die Deutſchen von Fürſten und Obrigkeiten in jeder Angelegenheit: »Ueber geringe Sachen ziehen ſie die Fürſten zu Rath; über wichtigere Gegenſtände berathſchlagen ſie ſich Alle, doch ſo, daß auch Jenes, worüber das Volk zu entſcheiden hätte, bey den Fürſten verhandelt wird« (T. G. 11. C.). Wahrſcheinlich wurde der Fürſten Rath aber nur dann befolgt, wenn er den Anſichten, Leidenſchaften und der Stimmung des Volkes entſprach. — Mancher deutſche Stamm hatte vielleicht die Nothwendigkeit und den Nutzen der monarchiſchen Regierung zuerſt in ſeinen Kriegen gefühlt. Um Einheit und Kraft bey Ausführung der von den Volksälteſten gefaßten Beſchlüſſe und der entworfenen Plane zu erzielen, mußten ſie das Heer dem Oberbefehl eines Führers anvertrauen. Hatte dieſer durch Klugheit und Tapferkeit der Nation wichtige Dienſte geleiſtet,

und ſich den kräftigſten Theil des Volkes, die Krieger, gewonnen, ſo erhielt er leicht auch im Frieden die Fortdauer ſeiner Gewalt. Dieſen Feldherrn leiſteten die Deutſchen im Kriege willigen Gehorſam.

Die Volksverſammlungen wurden bald in Wäldern, bald auf großen ebenen Wieſen oder Feldern, unter freyem Himmel gehalten. Man glaubte die Nächte des Neulichts und Vollmondes für die Berathungen beſonders günſtig, und beſtimmte die Zuſammenkünfte meiſt auf dieſelben. »Sie zählen nicht, wie die Römer, die Zahl der Tage, ſondern jene der Nächte. Nach dieſen werden die Zuſammenkünfte beſtimmt und angeſagt. Die Nacht ſcheint bey ihnen den Tag zu beherrſchen« (T. G. 11. C.). — Feige, die in der Schlacht ihren Schild eingebüßt, die ſich ſelbſt zum Kriege durch Verſtümmlung untüchtig gemacht, Ehrloſe und Verbannte, hatten keinen Zutritt zu dieſen Verſammlungen. — Alle Beyſitzer erſchienen bewaffnet, aber ſaumſelig genug. Zwey bis drey Tage gingen immer durch das Zaudern der Anlangenden verloren (T. G. 6. 11. u. 13. C.). — Dann gebothen die Prieſter Stillſchweigen und Frieden. Der König, Fürſt, oder Anführer hielt den Vortrag über die zu berathenden Gegenſtände. Der Beyfall wurde durch das Zuſammenſchlagen der Waffen, ſo wie die Verwerfung eines gemachten Vorſchlages durch lautes Ziſchen und Murren angedeutet (T. G. 11. C.). Vorzüglich hatten wegen Alter, Erfahrung und Kriegsthaten geachtete Männer einen entſcheidenden Einfluß auf die Beſchlüſſe. Sie waren gleichſam die Stellvertreter und Sprecher des Volkes, aus deſſen Mitte den Fürſten beygegebene Räthe, die deren Handlungen bewachten, jede willkührliche Machtäußerung beſchränkten, und die Rechte der Nation gegen jeden Mißbrauch, den die Fürſten von ihrer Gewalt hätten machen können, bewahrten. — Die Volksverſammlungen waren mit großen Gaſtereyen und Trinkgelagen verbunden, bey welchen dann die verſchiedenen Meinungen zugethanenen Parteyen oft einander

ſehr ernſtlich in die Haare geriethen (T. G. 22. C.). — In dieſen Verſammlungen wurden die Richter der Gauen und Dörfer, und andere obrigkeitliche Perſonen, gewählt; Jünglinge wehrhaft gemacht; Gränzſtreitigkeiten und Familienzwiſte entſchieden; über ſchwere Anklagen Recht geſprochen, und dgl. (T. G. 12. u. 13. C.) —

Die Fürſten hatten alſo in den Volksverſammlungen meiſtens nur das Recht, Vorſchläge zu machen (T. G. 11. C.). — Sie hatten nicht die Macht, einen Verbrecher willkührlich abzuſtrafen (T. G. 7. C.). Nur für den Krieg räumte man ihnen die Gewalt über Leben und Tod ein (J. C. 6. B. 23. C.). — Die Prieſter bildeten im Allgemeinen das Gegengewicht der fürſtlichen Macht. — Es gab überhaupt nur einen Weg, dem Fürſten die Anhänglichkeit ſeines Volkes und deſſen Gehorſam zu verſichern; dieſer war: ein hoher Grad perſönlicher Tapferkeit, vom Glücke ſo unterſtützt, daß aus ſeinen Unternehmungen bedeutende Vortheile für das Volk hervorgingen. — Unglücksfälle, die den Stamm trafen, zogen, wenn man deren Schuld dem Fürſten beymeſſen konnte, oft deſſen Abſetzung nach ſich. — Im Umgange mit den Fürſten legten ſich die Unterthanen beynahe gar keinen Zwang auf, und waren in ihren Ehrfurchtsbezeigungen gegen dieſelben keineswegs verſchwenderiſch. — Die Thronfolge war nicht erblich. Die Wahl des neuen Fürſten, der immer aus dem Adel genommen wurde (T. G. 7. C.), geſchah, wie alle wichtigen Staatsgeſchäfte, in den Volksverſammlungen (T. G. 12. C.), und bey einem Gaſtmahle (T. G. 22. C.). Der Gewählte wurde auf einen Schild geſetzt, in die Höhe gehoben, und ſo dem verſammelten Volke gezeigt (T. 4. B. d. G. 13. C.). — Unter den deutſchen Fürſten kommen einige vor, welche den Königstitel führten, als der noriſche Vocio, der ſueviſche Arioviſt, der marcomaniſche Marbod, u. a. m. Auch dieſe Könige mußten wahrſcheinlich die Staatsangelegenheiten in den Volksverſammlungen öffentlich abhandeln, und hingen in

ihren Regierungshandlungen und mit ihren Einkünften von dem Willen des Volkes, und dem Einfluſſe des Adels und der Prieſter, ab. »Auch die Könige haben keine unbegränzte, freye Gewalt« ſagt Tacitus (G. 7. C.) —

Die Einkünfte der Fürſten beſtanden größten Theils nur in ihrem Privat-Eigenthume. Doch fielen ihnen die Erträgniſſe der Strafen zu, welche in Pferden und Rindvieh bezahlt wurden (T. G. 12. C.). Die Gaue trugen einzeln und freywillig durch Lieferungen von Vieh und Früchten zum Unterhalte des fürſtlichen Hauſes bey, »welche,« ſagt Tacitus, »mit Ehren angenommen, und die Bedürfniſſe damit beſtritten wurden« (T. G. 15. C.). Auch die durch Krieg und Raub erworbene Beute verwendete der Fürſt (T. G. 14. C.). — Eine andere Quelle, welche größten Theils in die Caſſe der Fürſten floß, waren die Geſchenke, die ſie bey Friedensverträgen und andern Staatsverhandlungen mit fremden Völkern erhielten, und die in auserleſenen Pferden, Vieh, Waffen, Rüſtungen, Pferdezeug, Geſchmeiden, und in ſpäteren Zeiten auch in anſehnlichen Geldſummen beſtanden. So erzählt uns Cäſar, daß unter ſeinem Conſulate der ſueviſche König Arioviſt den Titel eines Königs, und Freundes der römiſchen Republik vom Senate erhalten hatte, und daß ihm anſehnliche Geſchenke zugeſchickt worden waren (1. B. 43. C.). Nach Tacitus ſah man »bey den Germanen ſilberne Geſchirre, welche ihre Geſandten und Fürſten als Geſchenke erhalten haben« (G. 5. C.). »Die Fürſten freueten ſich vorzüglich über die Geſchenke von benachbarten Völkern, welche nicht von einzelnen Perſonen, ſondern von Staatswegen überſchickt worden, und in auserleſenen Pferden, Waffen, geſchmückten Pferderüſtungen und Ringen beſtanden. Die Römer aber hatten ſie auch ſchon Geld anzunehmen gelehrt« (G. 15. C.). So wurden z. B. die Marcomanen und Quaden von den Römern häufig mit Geld unterſtützt (T. G. 42. C.) — Die Fürſten bedurften wohl keiner bedeutenden Einkünfte, da ſie, außer ihrem

eigenen Haushalte, und ihrer Kriegsausrüſtung, nur wenig Ausgaben zu machen hatten. Die Armee beſtand aus Freywilligen, die auf eigene Koſten lebten, und der Adel, der ſich gerne im Gefolge und in dem Hofſtaat des Fürſten verwenden ließ, diente im Frieden und Kriege unentgeltlich. —

Sehr früh erblicken wir bey den Deutſchen Spuren der Lehenverfaſſung, welche in viel ſpäteren Zeiten bey dem Syſtem des deutſchen Reiches und der Kaiſerwürde zum Grunde gelegt wurde. Krieg blieb nähmlich zu einer Zeit, in welcher Wiſſenſchaften und Künſte kaum gekannt waren, der einzige Weg zu Ehre und Vermögen. Ein glücklicher Heerführer erhielt mit dem Ruhme, der ſeinen Thaten gebührte, auch Anhänger, die ihr Geſchick hoffnungsvoll mit dem ſeinigen verbanden. Dazu wählte nun der Krieger tapfere Waffengefährten, auf die er im Gefechte ſicher rechnen konnte, und zog ſie auch im Frieden faſt immer in ſeine Nähe, ſo daß ſie ſein Gefolge, eine Art von Hofſtaat, bildeten. »Keiner erröthet, einen Platz unter dem Gefolge des Fürſten einzunehmen. Dieſer beſtimmt den Rang eines Jeden ſeiner Begleiter. Jeder der Hofleute bemüht ſich, den höchſten Platz beym Fürſten zu erhalten« (T. G. 13. C.). Die Oberhäupter der Stämme, ſo wie die Anführer der Krieger, ſetzten ihren Stolz darein, ihr Gefolge mit tapfern jungen Leuten aus dem Adel zu vermehren, und dadurch im Frieden das eigene Anſehen bey ihrem Stamme, ſo wie bey den Nachbarvölkern, zu erhöhen, im Kriege ihre perſönliche Sicherheit zu begründen; denn mit der größten Anſtrengung vertheidigten dieſe Garden ihre Herren, und Keiner konnte, ſeinen gefallenen Fürſten überlebend, die Schlacht verlaſſen, ohne auf immer entehrt zu ſeyn (T. G. 13. u. 14. C.). — War der Stamm in Frieden, ſo zog der Häuptling auf Abentheuer aus. Jetzt ſchloſſen ſich ſeine bisherigen Schickſalsgefährten, und auch andere kampfbegierige Jünglinge, nur deſto feſter an ihn, um den Krieg unter ſeiner Leitung zu erlernen, und Ehre und Gefahren mit

ihm zu theilen. Hingegen ſorgte der Führer für den freyen Unterhalt des Gefolges, und obwohl keine Art von Sold damahls gewöhnlich war, ſo blieben doch, als Belohnungen der geleiſteten Dienſte, ehrende Staatsämter, Geſchenke an Pferden und Waffen, Vertheilung der gemachten Beute u. dgl., eben ſo viele Mittel in der Hand des Fürſten, ſein Gefolge immer mehr zu verbinden, und an ſich zu knüpfen. »Aus ihnen wählt der Fürſt die Geſandten; ſie erhebt er zu ehrenden Aemtern« (T. G. 13. C.). »Die Begleiter fordern von der Freygebigkeit ihres Fürſten bald ein Streitroß, bald einen im blutigen Siegeskampfe erprobten Wurfſpieß. Die Mahlzeiten und Gaſtereyen, bey welchen die Speiſen zwar roh zubereitet, aber in großer Menge aufgetragen werden, gelten ihnen ſtatt des Soldes. Die Mittel zur Freygebigkeit werden durch Krieg und Beute erlangt« (T. G. 14. C.). So trat denn allmählich die Fürſtenliebe, die Anhänglichkeit an ein hochverehrtes Haus, an die Stelle der reinen Vaterlandsliebe. — Mit den eroberten feindlichen Ländereyen wurde dem Fürſten ein neues ausgiebiges Mittel, die Verdienſte ſeiner Anhänger zu belohnen. Er vertheilte den durch das Schwert ihm zum Eigenthum gewordenen Boden an ſeine Getreuen, entweder nur auf die Lebenszeit des Empfängers, oder auch wohl mit der Bewilligung der Vererbung auf deſſen leibliche Nachkommen. Mit der Uebernahme ſolcher Ländereyen oder Lehen war die Verpflichtung der Heeresfolge, und gewiſſer Huldigungen und Abgaben gegen den Lehnsherrn, dann der Rückfall des Beſitzthums an den Letztern, verbunden. —

Das was von der politiſchen inneren Verwaltung germaniſcher Stämme hier im Allgemeinen geſagt worden, gilt auch für jene deutſchen Völkerſchaften, die in dem Umfange der dermahligen öſtreichiſchen Staaten wohnten. Doch in dieſen Ländern kennen wir, außer den deutſchen, auch Stämme celtiſchen, illyriſchen, thraciſchen Urſprungs. Die politiſche Verfaſſung war daher ſtreckenweiſe nach den Stammvöl-

kern, welchen die eingewanderten Colonien angehörten, verſchieden. Einige brachten ſchon Fürſten oder Anführer mit ins Land; Andere ſcheinen in patriarchaliſcher Verbindung, Manche, beſonders die Gebirgsbewohner, in ordnungsloſer Ungebundenheit gelebt zu haben. — Sehr früh finden wir Spuren vom Königsthume in der Geſchichte jener Gegenden. Der König des Noricums, Vocio, kömmt als Schwager des ſueviſchen Arioviſts bey Julius Cäſar vor (1. B. 53. C.). Aus Illyriens früheſter Geſchichte ſind uns die Nahmen der Könige Pines, Scardiläus, Gentius u. ſ. w., bekannt. Des iſtriſchen Königs Aepulo Unvorſichtigkeit, und ſein unglückliches Ende haben wir im erſten Bande VI. Abſchnitt erzählt. — Die kleinen Völker oder Staaten im Noricum, Rhätien, Pannonien und Illyrien, obwohl jeder eine eigene Verfaſſung gehabt haben mag, bildeten wahrſcheinlich unter ſich in jedem Länderabſchnitte einen Bundesſtaat. Ein ſolcher weit ausgebreiteter Völkerverein war das große Illyrien. Auf ähnliche Art war auch wohl das Reich des Marbods zuſammengeſetzt, unter deſſen Scepter die Marcomanen, dann die auf eine gewiſſe Art ſelbſtſtändigen Völker der Haruder, Seduſier, Quaden u. ſ. w., in Bojohemum vereiniget lebten. — Wir entbehren die genaueren Daten über dieſer Staaten Verfaſſung und Verwaltung. Wahrſcheinlich hatte jeder beſondere Stamm ſeine eigenen höchſten Gerichtsſtellen, Volksverſammlungen oder Senate, wo die Rechtspflege und die inneren Angelegenheiten verwaltet wurden. Dieſe Verwaltungsbehörden beſtanden in früheſten Zeiten entweder aus allen waffenfähigen Männern, oder auch aus gewählten Deputirten. Mit dem Ackerbau, Grundbeſitz und Handel entſtand nach und nach Reichthum, Anſehen, Macht, Einfluß, Herrſchbegierde. Die Reichſten und Mächtigſten erhoben ſich über ihr Volk, bildeten eine Gattung Stände, und wußten ſich allmählich die Regierung ausſchließend und ohne Wechſel zuzueignen, die ſie aber mit den Dienern der Religion theilen mußten. — Wer

ſonſt noch unter dem Volke in einigem Wohlſtande lebte, blieb ein freyer Mann. Aber der Arme hatte keinen Anſpruch auf Lebensglück. Ihm ward nur ein Loos, Jenes der freywilligen Knechtſchaft, indem er ſeine körperliche Kraft und Arbeitsfähigkeit an die Reichen verkaufte. — So müſſen wir uns aus den vereinzelten Zügen, die die Geſchichte aufbewahrt hat, die Verfaſſung und Regierung Bojohemums, des großen Illyriens, und anderer unſerer Provinzen denken, die keinen Tacitus gefunden haben, deſſen Schilderung uns näher mit ihrem Volksleben bekannt gemacht hätte. —

Die Religion der Germanen war ein Gewebe von mannigfaltiger Abgötterey und abergläubiſchen Gebräuchen. Sie ſcheint jedoch reiner geweſen zu ſeyn, als der verfeinerte Götzendienſt der Griechen und Römer. Viele germaniſche Stämme haben nur das unſichtbare höchſte Weſen in den heiligen Hainen, auf den Spitzen der Berge, oder auf andern geweihten Plätzen angebethet. Ueberhaupt verehrten ſie die Gottheit nur ſelten in geſchloſſenen Tempeln, oder unter einer bildlichen Geſtalt. »Sie halten es der Größe der Götter unwürdig, ſie in Tempeln einzuſchränken, oder ſie unter einer menſchlichen Figur darzuſtellen. Sie weihen ihnen Wälder und Haine, und benennen das Allerheiligſte, welches ſie mit höchſter Ehrfurcht betrachten, nach den Nahmen der Götter« (T. G. 9. C.). Noch jetzt kennt man die Stellen mehrerer ſolcher geweihten Haine, in welchen der Gottheit Verehrung, den Prieſtern Gaben dargebracht, aber auch Menſchenopfer geſchlachtet wurden. Tacitus erwähnt eines ſolchen Waldes im Lande der Cherusker, welcher dem Hercules geweiht geweſen ſeyn ſoll (T. Ann. 2. B. 12. C.). Die Naharvaler, Senonen, die Inſelbewohner des deutſchen Oceans, und andere germaniſche Völker, hatten eben ſolche heilige Wälder (T. G. 39. 40. 43. C.). Den heiligen Wald der Senonen durfte Keiner anders als mit Banden gefeſſelt betreten. Jeder mußte ſich dadurch als der Macht der Götter unterwürfig bezeugen. Wenn Einer fiel, durfte

er nicht mehr aufſtehen, oder ſich aufrichten laſſen; ſondern er wurde, auf dem Boden liegend, aus dem Walde gewälzt« (T. G. 39. C.). — In dieſen Hainen wurden die Kriegsfahnen und Feldzeichen aufbewahrt (T. 4. B. d. G. 22. C. — T. G. 7. C.), und gewiſſe weiße Pferde unterhalten, aus deren Wiehern die Prieſter zukünftige Dinge wahrſagten (T. G. 10. C). Auch die erbeuteten Waffen und andere Siegeszeichen wurden dort niedergelegt (T. Ann. 1. B. 59 C.). — Man gab den Eichenwäldern den Vorzug, da dieſer Baum für beſonders heilig gehalten wurde. Die Verehrung einzelner Eichen, beſonders wenn ſie von großem Umfange waren, und dichten Schatten gaben, war in Germanien allgemein verbreitet, und erhielt ſich bis ins neunte Jahrhundert. — Außer dem höchſten Gotte erwieſen die Deutſchen auch den Elementen und den vorzüglichſten Planeten und Geſtirnen eine Art von Verehrung, welche mehr der Ausdruck des Dankgefühls für die z. B. von der Sonne oder dem Feuer empfangenen Wohlthaten, als eine wirkliche Anbethung geweſen zu ſeyn ſcheint. — Der Dienſt der Gottheit umfaßte, nebſt der anbethenden Verehrung, auch noch die Sühnung ihres Zornes durch Opfer, die religiöſen Feſte und Gaſtmähler, und die Gelübde bey androhenden Gefahren und Uebeln, in Krankheiten, im Kriege u. d. gl.

Die parteyiſchen Römer, die an den Religionsgebräuchen fremder Völker jede Spur der Aehnlichkeit mit ihrem eigenen Götzendienſte begierig auffaßten, und was ſie mit befangenem Auge falſch beobachteten, nach ihrer Willkühr und irrigen Meinung ausmahlten, und verfälſcht der Nachwelt überlieferten, ſprechen verſchieden von der Religion der Deutſchen. Zwar ſagt Julius Cäſar im 6. B. 21. C.: »Die Germanen haben weder Druiden oder Prieſter, noch Opfer. Sie halten nur die für Götter, welche ſie ſehen, und deren Wohlthaten ſie in der That empfinden: die Sonne, den Vulkan (das Feuer), und den Mond. Die Uebrigen kennen ſie nicht einmahl vom Hörenſagen.« — Auch Tacitus ſcheint (G. 43. C.) tadelnd

darauf hinzuweiſen, daß die Römer der deutſchen Gottheit die Nahmen ihrer eigenen Götter ohne Grund beygelegt hätten: »Bey den Naharvalern' zeigt man einen von Alters her der Gottesverehrung geweihten Hain. Ihm ſteht ein Prieſter vor, der mit weiblichem Schmucke angethan iſt. Dort verehren ſie, nach römiſcher Auslegung, den Caſtor und Pollux als Götter. Dieß iſt das Weſen jener Gottheit: ihr Nahmen iſt Alcis. Aber man ſieht dort keine Götzenbilder, keine Spur ausländiſchen Glaubens. Doch verehren ſie dieſelben als Brüder und Jünglinge.« Im Widerſpruche mit dieſer Aeußerung nennt er in verſchiedenen Stellen ſeiner Werke als Gottheiten deutſcher Stämme die Hertha (Mutter Erde), ihren Sohn Tuiſto und Enkel Manus, den Hercules, Mercur, Mars, die Iſis. Hier laſſen wir Tacitus ſelbſt ſprechen, ohne ihm jedoch vollen Glauben zu ſchenken. »Sie erzählen, daß Hercules auch bey ihnen geweſen ſey: wenn ſie in die Schlacht gehen, beſingen ſie ihn als den tapferſten aller Männer« (T. G. 3. C.). — »Sie feyern in alten Geſängen den Tuiſto, einen aus der Erde erzeugten Gott, und deſſen Sohn Manus, als den Urſprung und die Gründer ihres Volkes« (G. 2. C.). — Im 4. B. d. G. 64. C. läßt Tacitus die Geſandten der Tencterer den gemeinſchaftlichen Göttern, und dem Mars, als dem höchſten derſelben, danken, daß die Agrippinenſer (Cöllner) ſich von den Römern ab, und zu der Sache der Germanen gewendet. — »Von Göttern verehren ſie vorzüglich den Mercur, dem ſie an gewiſſen Tagen Menſchenopfer bringen. Den Hercules und Mars beſänftigen ſie durch Darbringung von Thieren. — Ein Theil der Sueven opfert der Iſis. Wie und warum dieſer ausländiſche Gottesdienſt nach Germanien gedrungen, habe ich nicht erforſchen können. Das Zeichen derſelben, wie ein Schiff geſtaltet, ſcheint anzudeuten, daß die Verehrung der Iſis über die See in dieſes Land gebracht worden« (T. G. 9. C.). — Bey den Longobarden und ihren verſchiedenen Nebenſtämmen war der

Dienſt der Hertha, welche die Mutter Erde vorſtellte, beſonders verbreitet. Sie hielten dafür, daß dieſe Göttinn die Angelegenheiten der Menſchen leite, und die Völker beſuche. In einem Haine auf einer Inſel des Oceans war ihr höchſtes Heiligthum. Vorgeblich ſaß die Göttinn auf einem verhüllten, von zwey Kühen gezogenen Wagen. Dieſer wurde in der See von Sclaven gewaſchen, die jedes Mahl gleich darauf erſäuft wurden, damit ſie den Betrug der Prieſter nicht verrathen konnten (G. 40. C.). — Die Aeſtyer trugen zu Ehren der Göttinn Hertha das Bild eines Ebers auf der Bruſt, und glaubten ſich durch dieſen Talisman beſſer geſchützt, als durch die Waffen (G. 45. C.). — Nach Suetonius (Vitell. 10. C.) war dem Mars zu Cölln am Rhein ein Tempel geweiht. — Nach des Tacitus Erzählung haben des Germanicus Legionen im Lande der Marſer den berühmteſten Tempel jener Völkerſchaften, den ſie Tanfana nannten, der Erde gleich gemacht (Ann. 1. B. 51. C.). —

In Hinſicht der Opfer wiſſen wir, daß Mercur an gewiſſen Tagen mit Menſchenopfern verſöhnet wurde (T. G. 9. C.); daß die Senonen ihre Verſammlungen in den heiligen Hainen mit Opferung eines Menſchen begannen (T. G. 39. C.); daß nach des Varus Niederlage die römiſchen Officiere den Göttern zu Ehren geſchlachtet wurden (T. Ann. 1. B. 61. C.).— Die Gothen, Skordisker und alten Preußen opferten die Kriegsgefangenen. Bey den Sachſen war in der Regel der zehnte Mann der Gefangenen zum Opfer geweiht. Die Hermunduren gelobten (T. Ann. 13. B. 57. C.) vor einer Schlacht mit den Catten, ihre Gegner ſammt Pferden und Waffen dem Mars und Mercur zu opfern. Die Prieſterinnen der Cimbrer opferten die gefangenen Feinde (Str. Geo. 7. B). In Scandinavien währten die Menſchenopfer bis ins Mittelalter herab. Spät machte dort die chriſtliche Religion dieſen Gräueln ein Ende; noch ſpäter erſt gelang es ihr, die letzten Spuren der Abgötterey auszurotten. Carl der Große bekehrte die Sachſen

mit dem Schwerte zum Christenthume, und ihr Wedekind ließ ſich erſt nach ſeiner Niederlage taufen. Da wurden dann durch des Kaiſers Capitularien die Opfermahle aufs ſchärfſte verbothen. — In der Hauptfeſtung Eresburg, deren Lage man um Paderborn vermuthet, zerſtörte Carl im Jahre 772 die bekannte Irmenſäule. Dieſes Standbild ſoll die Geſtalt eines nach altdeutſcher Art gewaffneten Mannes gehabt haben, der in der rechten Hand eine Fahne, in der linken eine Lanze trug. Man glaubt, daß dasſelbe entweder ein Denkmahl zu Ehren des Befreyers Deutſchlands, Herrmann, geweſen ſey, oder den germaniſchen Kriegsgott Wodan dargeſtellt habe. — Noch im dreyzehnten Jahrhundert bekämpften die deutſchen Ritter die heidniſchen Preußen, und vergoſſen Ströme von Blut, die Ungläubigen zu bekehren. —

Die in Germaniens Norden wohnenden Völker verehrten gewiſſe unſichtbare Gewalten, oder vermeinte Lenker der merkwürdigſten und ausgezeichneſten Ereigniſſe im Menſchenleben: z. B. den Kriegsgott Odin oder Wodan, den Donnergott Thor, die Göttinn der Liebe Freya, — Tyr, den Gott der Stärke, — Braga, den Gott der Dichtkunſt und Beredſamkeit, — Wöra die Göttinn der Ehe, u. a. m. — Auch hatten ſie ihre guten und böſen Engel und Geiſter. —

Die Bewohner der jetzt öſtreichiſchen Länder kannten, ihrem gemiſchten Urſprung zu Folge, beynahe alle Götter der Erde. Thracier, Griechen, Trojaner, Celten, Germanen und Römer brachten in dieſe Länder ihre verſchiedenen Arten, die Gottheit zu verehren, mit, und ſo erhoben ſich dann in dieſen Gegenden zwiſchen den heiligen Hainen auch Tempel und Götzenbilder. —

Wir haben ſchon oben erwähnt, daß Julius Cäſar den Germanen die Prieſter, ſo wie die Opfer, völlig abſpricht (6. B. 21. C.). Doch das Gegentheil iſt gewiß. Die Prieſter beſorgten alle gottesdienſtlichen Ceremonien, und die Opfer. Ihr Anſehen war ungemein groß. Sie hatten den nächſten Rang

nach den Fürſten, und in den politiſchen Volksverſammlungen bedeutenden Einfluß. Sie wußten durch Wahrſagerey, Zeichen und Wunder das leichtgläubige Volk zu täuſchen, und nach ihrem Gefallen deſſen Beſchlüſſe zu lenken. Sie rühmten ſich eines vertrauten Umgangs mit der Gottheit: das Volk hielt ſie daher für unfehlbar. Ihre Befehle hatten ſich immer des ſchnellſten und genaueſten Vollzuges zu erfreuen; ſie waren unwiderruflich, und erlaubten keinen Widerſpruch. Der Unglückliche, welcher in ihrer Ausführung ſäumte, wurde vom Gottesdienſte ausgeſchloſſen, eine Strafe von ſchrecklichen Folgen: denn alle Rechte des Bürgers gingen durch ſie verloren; ſie war eine moraliſche Todeserklärung, die mit dem ſpäteren Kirchenbanne viel Aehnlichkeit hatte. — Beym Heere waren beynahe nur die Prieſter vermögend, Zucht und Ordnung zu erhalten. Sie trugen die heiligen Fahnen, die im Frieden in den den Göttern geweihten Hainen aufbewahret wurden. Sie ermunterten die Soldaten zur Tapferkeit. Wollte der Feldherr ſtrafbare Soldaten binden oder ſchlagen laſſen, durften dieſes auch nur die Prieſter vollziehen, die jedes Mahl vorgaben, die Götter wären, zwar nur ihnen allein ſichtbar, bey der Armee gegenwärtig, und hätten dieſe Beſtrafung ſelbſt angeordnet (T. G. 7. 10. 11. 43. C.). —

Wir müſſen hier auch des Schwures, als einer Religionshandlung der Germanen, erwähnen. Nachdem Civilis die Bataver und andere benachbarte germaniſche Stämme zum Aufſtand gegen Rom beredet hatte, »ließ er ſie Alle unter barbariſchen Gebräuchen, und altherkömmlichen Verfluchungen ſchwören« (T. 4. B. d. G. 15. C.). Doch auf die Eidesformel Galliens ſchwur er weder ſelbſt, noch ließ er Einen der Bataver darauf den Eid ablegen: da er auf die Macht der Germanen vertraute, wenn über die Beute gegen die Gallier zu ſtreiten wäre (T. 4. B. d. G. 61. C.). — Ehe Civilis die Ergebung der römiſchen Legionen im Lager von Vetera annahm, mußten ſie auf die Eidesformel Galliens ſchwören. Aber der ſomit be-

willigte freye Abzug wurde ihnen nicht gehalten. Sie wurden von den Germanen auf dem Marſche überfallen, und ſammt denen, die ins Lager zurückflohen, niedergemacht (T. 4. B. d. G. 59. 60. C.). —

Die Deutſchen glaubten eine göttliche Vorſehung, und die Unſterblichkeit der Seele; daher verachteten ſie den Tod, und trotzten ihm in der Schlacht mit kühnem Muthe. Da ſie in ihrem irdiſchen Leben keine Gelegenheit hatten, mit den reinen Freuden des Geiſtes bekannt zu werden, ſo konnte ihre beſchränkte Einbildungskraft auch Walhalla, den Aufenthalt der Seligen, nur mit dem ausſchmücken, was ihnen auf der Erde ſtets das Höchſte und Liebſte geweſen: mit Gefechten, Singen, Trinkgelagen. Doch nur die im Kampfe fürs Vaterland gefallen, kamen in dieſes ewige Heldenlager, tranken köſtliches Bier aus großen Hörnern, oder aus den Schädeln ihrer Feinde, ergötzten ſich durch Wiedererzählung der gekämpften Schlachten, und übten ſich in Waffenſpielen. Zwey verſchiedene Höllen waren beſtimmt, die eine die Feigen und Feldflüchtigen zur zeitlichen Büßung, die andere die Laſterhaften zur ewigen Marter aufzunehmen. —

Die Deutſchen richteten ſich in ihren Unternehmungen nach abergläubiſchen, aus den Veränderungen des Mondes gefolgerten Wahrzeichen. Wahrſager und Wahrſagerinnen ſtanden bey ihnen in großem Anſehen, und übten auf des Volkes Berathungen und Handlungen einen großen Einfluß. Die Germanen ſuchten die Zukunft aus geworfenen Baumreiſern, aus dem Wiehern und den Bewegungen der in den heiligen Hainen arbeitsfrey ernährten weißen Pferde, aus dem Rauſchen und Wirbeln der Wäſſer, aus dem Opferfeuer, aus den Eingeweiden der Opfer, aus dem Fluge und Geſange der Vögel u. ſ. f. zu erforſchen. Vor einer Schlacht ließen ſie einen feindlichen Gefangenen mit einem ihrer bravſten Krieger fechten, und ſchloſſen von dem Ausgange des Zweykampfs auf die Wendung der bevorſtehenden Schlacht ſelbſt.

(T. G. 10. C.). — Die Germanen glaubten, daß in den Weibern etwas Heiliges, ein Vorgefühl der Zukunft liege; deren Rath wurde nicht verworfen, noch ihre Antworten vernachläſſiget (T. G. 8. C.). Nach ihrer Meinung lag das Buch der Zukunft vorzüglich gewiſſen alten Frauen, den Allrunen, offen. Beſonders berühmt unter denſelben war die bructeriſche Jungfrau Velleda. »Wir haben geſehen,« ſagt Tacitus in G. 8. C., »daß zu Veſpaſians Zeit Velleda lange, und von den Meiſten, für ein göttliches Weſen gehalten worden iſt.« — »Mumius Lupercus, (der bey Vetera gefangene) Legat der Legion, wurde (im Jahre 70 n. Chr. G.) unter andern Geſchenken an Velleda geſendet. Dieſe Jungfrau, aus dem Stamme der Bructerer, herrſchte weit umher, nach alter Weiſe der Germanen, welche mehreren Frauen die Gabe der Weisſagung zutrauen, und manches Mahl die Sache ſo weit treiben, ſie gar für Göttinnen zu halten. Damahls war Velledas Anſehen aufs Höchſte geſtiegen: denn ſie hatte den Germanen Glück, den Legionen Untergang prophezeyet.« (T. 4. B. d. G. 61. C.). — Die Einwohner von Colonia Agrippina (Cölln) hatten Geſandte an Civilis, den Feldherrn der gegen Rom aufrühreriſchen Bataver, und an Velleda abgeſchickt, um ein Bündniß abzuſchließen. »Sie erlangten Alles nach dem Wunſche der Agrippinenſer. Allein vor Velleda perſönlich zu erſcheinen, und ſie zu ſprechen, wurde ihnen nicht geſtattet. Nicht einmahl ſehen durften ſie die Prophetinn, damit die Ehrfurcht deſto größer bliebe. — Velleda wohnte in einem hohen Thurme: ein aus ihrer Verwandtſchaft gewählter Mann verrichtete das Amt eines Götterbothen, indem er die Fragen und Antworten hin und wieder trug« (T. 4. B. d. G. 65. C.). — Das beym Ueberfall auf des Cerialis Lager (im J. 71) eroberte römiſche Admiralſchiff ſendeten die Germanen auf der Lippe Velleden zum Geſchenke (T. 5. B. d. G. 22. C.). — Dieſe Prophetinnen wurden ſowohl in Privat-Angelegenheiten häufig befragt, als auch in den Haupt-Quartieren der Feldherrn mit in

den Krieg genommen, wo ſie bey jedem bedeutenden Ereigniſſe, und vor jeder entſcheidenden Kriegshandlung ängſtlich zu Rathe gezogen wurden. — Als Cäſar die germaniſchen Gefangenen befragte, warum Arioviſt die ſchon mehrere Mahlen angebothene Schlacht vermeide, ſagten ſie ihm, man hätte nach ihrer Sitte Weiber durch Looſen erforſchen laſſen, ob es räthlich ſey, die Schlacht zu liefern? Dieſe Wahrſagerinnen hätten erklärt, vor dem Neumond würden die Götter den Germanen keinen Sieg ſchenken (J. C. 1. B. 50. C. — Plu. Cäſ. 19. C.). Dio Caſſius erzählt: Arioviſt habe zwar ſehr viel auf dieſer Frauen Wahrſagerey gehalten; aber nachdem er in einigen kleinen Gefechten Vortheile erhalten »ließ er Weiber Weiber ſeyn, und da die Römer am folgenden Morgen, ſo wie jeden Tag, in Schlachtordnung ausrückten, ging auch er ihnen mit dem Heere entgegen« (38. B. 48. C.). — Die Deutſchen glaubten dieſe Frauen auch im Beſitze magiſcher Kräfte, und ließen ſich, einfach und leichtgläubig wie Kinder, durch deren Gaukeleyen täuſchen. — Die Germanen achteten auf Träume, und meinten, durch dieſelben in einen Zuſammenhang mit überirdiſchen Gewalten zu treten. - Sie glaubten an Schutzgeiſter, hatten ihre glücklichen und unglücklichen Tage, hielten gewiſſe Steine für heilig, und trugen ſie als wunderkräftige Talismane bey ſich. —

Die Deutſchen hütheten ſich ſehr vor zu frühen **Heirathen.** »Spät fühlt der Jüngling den Trieb der Mannheit; daher ſeine ungeſchwächte Kraft. Auch mit den Jungfrauen eilt man nicht: gleich tugendhaft, gleich gereift, gleich ſtark verbinden ſie ſich erſt, und ſo vererben die Aeltern die eigene Kraft ihren Kindern« (T. G. 20. C.). »Sehr lange unverheirathet zu bleiben, erhält bey ihnen großes Lob. Sie glauben, dieſes ſtärke die Naturen, nähre die Kräfte, und mache die Nerven feſt. Vor dem zwanzigſten Jahre mit einem Weibe zu thun zu haben, halten ſie für die größte Schande« (J. C. 6. B. 21. C.). — Vor der Ehe lebten die Jünglinge keuſch

in der Ehe hielten ſie den Gattinnen ſtrenge Treue. Ein gefallenes Mädchen fand keinen Gatten mehr. »Für verletzte Keuſchheit iſt keine Vergebung. —— Niemand belacht dort die Verbrechen: verführen, und ſich verführen laſſen, iſt dort nicht zur Gewohnheit geworden« (T. G. 19. C.). — »Kein Theil ihrer Gebräuche verdient mehr Lob: denn ſie ſind aus faſt allen Barbaren die Einzigen, welche mit einer Gattinn zufrieden ſind. Nur wenige machen eine Ausnahme, und freyen mehrere Weiber; aber nicht aus Wolluſt, ſondern ihres vornehmen Standes wegen« (T. G. 18. C.). Der ſueviſche König Arioviſt hatte zwey Gemahlinnen. Eine derſelben war eine Suevinn aus ſeinem Lande; die andere eine Schweſter des noriſchen Königs Vocio (J. C. 1. B. 53. C). — Die germaniſchen Mädchen lebten äußerſt züchtig. Fern von den Lockungen der Schaubühne, und den die Leidenſchaften erregenden Gaſtmählern, waren ſie keiner Verführung ausgeſetzt. Heimlichen Briefwechſel kannten weder Männer noch Weiber. — Da den Germanen das Laſter des Geitzes, die Begierde nach Vermögen, beynahe ganz unbekannt war, ſo wurden auch ihre Ehen nicht aus Eigennutz, ſondern aus gegenſeitiger Zuneigung geſchloſſen. So bald ſich junge Leute ihre zärtlichen Geſinnungen geſtanden hatten, begehrte der Jüngling die Geliebte von den Verwandten zur Braut Die Knüpfung der Verſchwägerungen geſchah meiſtens bey Gaſtmählern und Trinkgelagen (T. G. 22. C.). Als Mitgift brachte der Jüngling der Braut das einfache Hausgeräthe, einige Stücke Hornvieh, ein aufgezäumtes Roß, und ſogar auch Waffen. Er wollte dadurch andeuten, daß die Frau verpflichtet ſeyn würde, die Wirthſchaft zu beſorgen, dem Gatten in den Krieg zu folgen, und alle ſeine Mühen und Gefahren im Frieden und Kriege zu theilen. Die Braut erwiederte dieſe Geſchenke ebenfalls durch die Gabe von Waffen, wodurch ſie den künftigen Gatten gleichſam zu ihrem Vertheidiger beſtellte. — Der Friede dieſer Ehen wurde ſehr ſelten durch Untreue oder Ehebruch getrübt. Dieſes Laſters

Beſtrafung war ganz den Ehemännern und Verwandten überlaſſen. Die treuloſe Gattinn wurde nackt und mit geſchorenem Kopfe, in Gegenwart der Verwandten, mit Schimpf und Schande aus des Mannes Hauſe geſtoſſen, und durch den ganzen Flecken gepeiſcht. Weder Schönheit noch Jugend, noch Vermögen oder Rang, ſchützten ſie vor dieſer Strafe. Ihre Ehe war durch die That aufgelöſt, und der Gatte konnte frey zu einer andern Wahl ſchreiten. Der Ehebrecherinn folgte endloſe Verachtung, und nie fand ſie mehr einen zweyten Gatten. In mehreren deutſchen Staaten durften auch die Witwen ſich nicht zum zweyten Mahle verheirathen (T. G 17. 18. u. 19. C). — Die Germanen vermiſchten ſich nicht gerne mit fremden Völkern, und wählten ihre Gattinnen meiſtens aus dem eigenen Stamme (T. G. 2. u. 4. C.). Das Alter der Vermählten, ſo wie der Stand und die Volks-Claſſen derſelben, war faſt immer gleich. Bey den meiſten germaniſchen Völkern waren die Heirathen zwiſchen Perſonen aus verſchiedenen Ständen durchaus verbothen, und wurden bey manchen derſelben ſogar mit dem Tode beſtraft. — Die Frauen mußten ſich mit der Wirthſchaft beſchäftigen, die Kinder ſäugen und warten, ja ſogar die Männer in den ſchwerſten Feldarbeiten überheben (T. G. 15. 18. 20. u. 25. C.). Sie folgten den Gatten in den Krieg, beſorgten das Gepäcke, ermunterten ſie im Gefechte zur Tapferkeit, pflegten und warteten die Verwundeten (T. G. 7. u. 8. C.).

Die Erziehung der Kinder war zwar höchſt einfach, aber dem Zuſtande, der Lebensart und den Beſchäftigungen der germaniſchen Völker vollkommen angemeſſen. — Den einſt in Rom durch keine Geſetze verbothenen Mord der Kinder, und das geſetzlich erlaubte Ausſetzen derſelben, haben die Germanen gewiß nie im Gebrauche gehabt. »Sie halten es für ruchlos, die Zahl der Kinder zu beſchränken, oder Einen der Angehörigen zu tödten« (T. G. 19. C.). »Geſchwiſterkinder werden bey ihrem Oheim ſo gut aufgenommen, als bey dem Vater ſelbſt. — — Je mehr Verwandte, je größer die Familie, be-

ſto angenehmer wird das Leben des Greiſen. Die Kinderloſigkeit hat keinen Werth« (T. G. 20. C.). — Die neugebornen Kinder wurden, ſo erzählt Galenus, in einen Fluß getaucht, um ihre Geſundheit zu prüfen: denn die ſchwachen Kinder überlebten dieſen gewagten Verſuch nicht, und die es ohne Nachtheil aushielten, verſprachen ein kraftvolles Leben. — Den Müttern blieb die erſten Lebensjahre hindurch die Erziehung der Kinder ganz überlaſſen. »In allen Familien ſind die Kinder nackt und ſchmutzig, und wachſen ſo zu der von den Römern bewunderten Stärke der Glieder und Größe der Körper heran. Jede Mutter ſäugt ihre Kinder ſelbſt, und vertraut die Pflicht nie den Mägden und Säugammen. Der Herr unterſcheidet ſich nicht durch weichliche Erziehungsweiſe von dem Knechte. Ihre Kinder wachſen zuſammen auf unter dem Viehe, bis das mannbare Alter die Freygebornen von den Leibeigenen trennt, die Tapferkeit ſie auszeichnet« (T. G. 20. C.). — Der Knabe war beſtimmt, als Jüngling und Mann das Vaterland zu vertheidigen. Man härtete ihn alſo von frühester Jugend zu allen Beſchwerlichkeiten ab. So bald ſich ſein Faſſungsvermögen entwickelte, wurde ihm Verachtung der Gefahren und des Todes, Abſcheu vor Feigheit, Neigung zu kriegeriſchen Unternehmungen eingeflößt. Den Krieg zeigte man ihm als den einzigen Weg zu Ruhm und Ehre, und in ſpäteren Zeiten auch zum Vermögen. Die Prieſter fügten noch die glänzenden Hoffnungen jener Himmelsſeligkeiten hinzu, die den tapfern Krieger in Wallhalla erwarteten. Die häuslichen Beſchäftigungen der Wirthſchaft, der Viehzucht, des Ackerbaues, wurden der Erziehung obenhin angeſchloſſen (T. G. 25. C.). Dieſe Unterweiſung konnte natürlich weder ausgedehnt, noch beſchwerlich ſeyn. Bey den engen Gränzen der Kenntniſſe, welche die Germanen beſaſſen, konnte der angehende Jüngling in kurzer Zeit durch ausübende Theilnahme an den Haus- und Feldarbeiten das Wenige erlernen, was die Aeltern wußten. Er begleitete auch den Vater auf die Jagd

der wilden Thiere, welche ihm ein Vorbild des Krieges gab, und ihn zugleich an die Beſchwerden desſelben, an den Gebrauch der Waffen, an das Klettern über Felſen und unwegſame Gebirge, an das Durchſchwimmen der Flüſſe gewöhnte. Zu den Waffen geboren und erzogen, das ganze Leben hindurch, im Spiele, auf der Jagd, oder im Kriege, mit den Waffen beſchäftiget, die Waffen für ſeine höchſte Zierde, und für ſeine unentbehrlichſten Begleiter haltend, war der Deutſche ein ausgemachter Krieger. Dieß war aber auch faſt Alles, was das Vaterland damahls von ſeinen Söhnen forderte. Keinen anderen Unterricht bedurfte es nicht, da es nur einen Stand, nur eine Lebensbeſchäftigung, nur einen Staatszweck gab. Hätten die Prieſter der Germanen den Druiden der Gallier geglichen, ſo würde es auch bey ihnen Schulen für Religion, Moral und Volksgeſchichte gegeben haben. So aber ſagt Cäſar ausdrücklich von den Sueven: »von Jugend auf lernen ſie nichts, und thun, was ihnen gefällt« (4. B. 1. C.); obwohl in andern Stellen ſeiner Schriften die Schulen der galliſchen Druiden erwähnt werden. Es ſcheint gewiß zu ſeyn, daß in Deutſchland vor Carl dem Großen keine Volksſchulen beſtanden. Doch mögen vielleicht die Römer in den eroberten Landſtrichen für den Bedarf ihrer eigenen Jugend Unterrichtsanſtalten angelegt haben. —

Die väterliche Gewalt erſtreckte ſich bey den Germanen bis zur Wehrhaftmachung des Sohnes, — bis zur Verheirathung der Tochter. Der vollendete Jüngling empfing, ſo bald ihn die angeſehenſten Männer des Gaues für fähig hielten, die Waffen mit Ehren zu gebrauchen, in einer Verſammlung des Volkes aus der Hand des Fürſten, oder eines ausgezeichneten Anführers, den Spieß und das Schild. Dieß war der ſchönſte Augenblick in dem Leben des Deutſchen, nach welchem ſich ſchon der Knabe in ſeinen ſüßeſten Zukunftsträumen ſehnte. Der wehrhaft gemachte Jüngling wurde dadurch Mann und Staatsbürger; er hatte Zutritt zu den Volks-

verſammlungen, und war von nun an zum Kriegsdienſte verpflichtet (T. G. 13. C.). —

Die Leichen der verſtorbenen Germanen wurden gewöhnlich ohne viele Umſtände in die Erde geſcharrt. Doch die Körper der Vornehmen verbrannte man auf Scheiterhaufen von gewiſſen Holzarten, wozu des Wohlgeruches wegen vorzüglich Wachholderſträuche genommen wurden. Die Aſche wurde in Urnen geſammelt, und in die mit Steinen ausgeſetzten, und eben ſo bedeckten Grabgewölbe beygeſetzt. Zu Grabſtätten wählten die Germanen am liebſten Plätze unter großen Bäumen. Dem Manne wurden ſeine Waffen, auch wohl ſein Lieblingspferd und ſeine Hunde, auf den Scheiterhaufen mitgegeben. Tacitus ſagt: daß keine eitle Pracht bey den Leichenbegängniſſen herrſchte, und weder Gewänder noch Rauchwerk auf die Scheiterhaufen geworfen wurden (G. 27. C.). — Bey einigen norddeutſchen Völkern mußte die Gattinn, auch wohl die Knechte und Mägde, dem Verſtorbenen auf den Holzſtoß folgen; bey andern war es gewöhnlich, daß ſich die Witwe erhenkte. — In das Grab zu den Aſchenkrügen wurden Waffen, Ringe, Armbänder, Geldſtücke und Geräthe gelegt, über dem Grabe ein Hügel von Erde und Waſen, oder ein Steinhaufen aufgethürmt. Die Frauen erhielten einiges Arbeitsgeräthe, und ihren an Kopf, Armen und Händen getragenen Schmuck mit auf den Scheiterhaufen, und ins Grab. Von dieſen Gegenſtänden findet man wenigſtens Spuren in den entdeckten altgermaniſchen Gräbern. — Die Leichenbegängniſſe wurden mit großen Mahlzeiten und Trinkgelagen gefeyert, wobey Lieder zum Lobe der Verſtorbenen abgeſungen wurden. Wenn auch bey dem Trauerfeſte ſelbſt Wehklagen und Thränen herrſchten, ſo dauerte doch die Betrübniß nicht ſehr lange, da die Deutſchen alle anhaltenden Aeußerungen des Schmerzens für unanſtändig hielten. Doch ſchenkten ſie den um das Vaterland verdienten Verſchiedenen ein ihre Thaten ehrendes wehmüthiges Andenken. »Klagen und Thränen ſtillen ſie

bald; doch der innere Schmerz und Trauer endet lange nicht. Für Weiber ſchickt es ſich, wehzuklagen; den Männern genügt es, der Verſtorbenen eingedenk zu ſeyn« (T. G. 27. C.). —

Zu Tacitus Zeit ſcheinen Teſtamente bey den Deutſchen noch nicht im Gebrauche geweſen zu ſeyn. Die Kinder beerbten, der natürlichen Billigkeit gemäß, ihre Aeltern. Waren keine Kinder vorhanden, ſo fiel der Nachlaß an die nächſten leiblichen Verwandten (T. G. 20. C.). —

Die Gerechtigkeit wurde in jenen Zeiten, da die Germanen noch geſchriebener Geſetze entbehrten, dem Herkommen und alten Gewohnheiten nach verwaltet. Die Letzteren erhielten ſich noch Jahrhunderte lang, nachdem die Deutſchen ſchon das römiſche Recht anzunehmen gezwungen worden. — In Familienzwiſten entſchieden die Hausväter ſelbſt (T. G. 10. u. 19. C.). Die Rechtshändel wurden von den Vorſtehern der Gaue, auch wohl von den Fürſten, geſchlichtet. Als Räthe und Beyſitzer, theils auch als Vollſtrecker der erlaſſenen Ausſprüche, waren denſelben die Centener oder Hundertmänner beygegeben. Da die lange Erfahrung der einzige Weg war, auf welchem ein germaniſcher Richter in Rechtsſachen und im geſetzlichen Herkommen ſich Kenntniſſe erwerben konnte, ſo ſtanden auch die Greiſe unter den Richtern in vorzüglichem Anſehen. Wichtige Fälle, da es ſich um Entſcheidung über Leben und Tod, oder um Verluſt des Vermögens oder der Ehre und Freyheit, handelte, wurden immer vor den Richterſtuhl des Fürſten, oder vor die Volksverſammlungen gebracht (T. G. 12. C.). — Waren die Fürſten verhindert, dem Gerichte in Perſon beyzuwohnen, ſo ſchickten ſie einen ihrer Höflinge, dieſem an ihrer Stelle vorzuſitzen. Die Römer hießen dieſelben Comites oder Gefährten der Fürſten, — die Deutſchen in ſpäteren Zeiten die Gaugrafen. — Die Gerichtstage wurden meiſtens um die Zeit des Neu- oder Vollmondes gehalten. Die gerichtlichen Verhandlungen waren ſehr kurz abgethan. Der Fall mochte noch ſo

verwickelt ſeyn, ſo fuhren die Richter mit ihrer ſchlichten Einſicht mitten durch, und fällten das Urtheil ſo, wie es die Voraltern vielleicht Jahrhunderte früher in einer ähnlichen Gelegenheit gethan haben würden. In den Volksverſammlungen aber entſchied wahrſcheinlich die Stimmenmehrheit der Anweſenden. — Im Ganzen war die Gerechtigkeitspflege in ſehr mangelhaftem Zuſtande; denn jeder Deutſche war befugt, ſich ſelbſt, auch wohl gewaltſam, Recht zu verſchaffen, und die Obrigkeiten waren im Grunde nur eine Art von Friedensrichtern, die ſich hinterdrein die weitere Ausdehnung und die Folgen der Selbſtrache zu verhindern bemühten, da immer die Verwandten des beleidigten Theiles bereit waren, ihn zu rächen, und folglich ein Zwiſt unter Zweyen ſehr leicht in eine Fehde ausartete, die den ganzen Stamm in Parteyen zerriß. — Von der in ſpäteren Zeiten ſo allgemein verbreiteten und tief eingewurzelten Gewohnheit der Gottesgerichte dürfte man zu der Vermuthung berechtigt werden, daß auch ſchon früher in zweifelhaften Fällen, wo eine langwierige Unterſuchung und Erforſchung der Umſtände nicht mit der Ungeduld und Unfähigkeit der Richter harmonirte, die Entſcheidung einem Zweykampfe überlaſſen, und dann dem Sieger auch das Recht in der ſtreitigen Sache zugeſprochen worden ſey. Vellejus Paterculus erzählt, daß die Germanen, um den römiſchen Statthalter Varus einzuſchläfern, ihn mit einer Menge zum Scheine begonnener Rechtshändel beſchäftigten. Bald fingen ſie unter einander Streitigkeiten an; bald dankten ſie ihm, daß er dieſelben nach römiſcher Weiſe beylegte, ihre rohen Sitten durch dieſe neu eingeführte Rechtspflege mildere, und das durch geſetzlichen Spruch ausgleiche, »was vormahls gewöhnlich mit den Waffen entſchieden wurde« (2. B. 118. C.). —

Eigentliche Verbrechen waren bey den Deutſchen ſelten, und eben ſo ſelten war daher die Anwendung von Strafen nöthig. Tacitus ertheilt ihnen das Lob, daß die Sitten bey

ihnen mehr vermögen, als anderswo gute Geſetze (G. 19. C.). Auch fielen bey ihrer ſo einfachen als einförmigen Lebensart eine Menge Gelegenheiten zu Vergehungen hinweg. Ohne Handel, arm, mit Geld und Luxus unbekannt, ohne liegende Gründe und bleibendes Privat-Eigenthum, ohne Teſtamente, waren den Leidenſchaften, die zu Verbrechen führen, faſt alle Wege zu den Gemüthern verſchloſſen. — Gerichtlich ausgeſprochene Leibes- und Lebensſtrafen waren den Deutſchen, außer im Kriege, faſt ganz unbekannt. Nichts brachte ſie mehr gegen die Römer auf, als die Ruthen und Beile der Lictoren; daher ihre Verzweiflung, ihre oftmahligen Aufſtände, und des Varus Vernichtung. — Ihre Strafen waren nicht mannigfaltig, und, unſern dermahligen Begriffen nach, wohl nicht immer den Verbrechen angemeſſen. Zur Buße für geringe Vergehungen mußte eine Anzahl Rinder, Pferde oder Schafe entrichtet werden. — Da die Selbſtrache der Privat-Perſonen allgemein geduldet, und gleichſam als ein Krieg zwiſchen zwey Perſonen oder Familien angeſehen war, ſo wurde auch der verübte Mord gewöhnlich nur damit beſtraft, daß der Mörder einige Stücke Pferde oder Ochſen den nächſten Angehörigen des Ermordeten zur Vergütung geben mußte (T. G. 21. C.). — Außer den Mordthaten wurden noch manche andere Vergehen mit ſolchen Gaben geſühnet, in welche ſich dann die Richter und Kläger einträchtig theilten, und die Erſteren das Recht, die Andern die Rache recht gerne vergaßen (T. G. 12. C.). — Im Kriege hingegen ſtrafte man ſtrenger. Wer ſeinen Feldherrn zu Grunde gehen ließ, ohne ſein Leben zu deſſen Rettung gewagt zu haben, ſo wie derjenige, welcher ohne Schild aus der Schlacht zurückkehrte, war für immer ehrlos (T. G. 6. u. 14. C.). Ein Mann, der im Felde ſeine Pflicht vergaß, ein zum Feinde Uebergegangener, oder ein Verräther, wurde an den nächſten Baum gehangen. Ein Feiger, einer, der ſich, um dem Kriegsdienſte zu entgehen, an ſeinem Körper verſtümmelte, der Feldflüch-

tige, und ſelbſt ein durch Nachläſſigkeit auf ſeinem Poſten, durch Trägheit im Dienſte, u. dgl., dem Heere ſchädlich gewordener Soldat, wurde in einer Kothpfütze, oder in einem Moraſte erſtickt (T. G. 12. C.). — Die Prieſter waren, wie ſchon erwähnt worden iſt, die Richter militäriſcher Vergehungen. Sie vollzogen auch die Strafen, und zwar nicht im Nahmen des Feldherrn, ſondern, damit der Eindruck deſto tiefer ſey, auf vorgeblichen Befehl der Gottheit. Niemand anderer durfte einen Soldaten ſtrafen, binden oder ſchlagen (T. G. 7. C.). —

Die Armeen der Deutſchen waren meiſtens ſehr zahlreich; denn ihre Stärke beruhte nicht auf einem eigenen, aus der bürgerlichen Geſellſchaft geſchiedenen Kriegsſtand; ſondern jeder Waffenfähige ohne Ausnahme war zum Kriegsdienſte verpflichtet. Der Deutſche blieb Soldat bis an ſeinen Tod, oder bis ihn das Greiſenalter und körperliche Schwächen zum Dienſte unfähig machten. —

Ein deutſches Volk beſchloß den Krieg, es mochte nun ſich gegen einen die Gränzen des Vaterlandes bedrohenden Feind zu vertheidigen haben, oder ſelbſt einen Angriff gegen einen Nachbarſtaat im Schilde führen, gewöhnlich bey einem öffentlichen Trinkgelage (T. G. 22. C.). — Aus jedem Gaue wurde die nach den Umſtänden erforderliche Zahl von Kriegern zum Heerbann gefordert, oder bey dringenden Gefahren auch wohl die ganze Nation durch ein allgemeines Aufgeboth zu den Waffen gerufen (T. G. 6. C. — J. C. 4. B. 1. C.). — Gewöhnlich leiſteten die Deutſchen einem ſolchen Rufe willige Folge. »Den Acker zu bauen, die Ernten abzuwarten, ließen ſie ſich nicht ſo leicht bereden, als gegen den Feind zu ziehen, und Wunden zu erwerben; denn ſie hielten es für träge und läſtig, das im Schweiße der Arbeit zu gewinnen, was ſie mit ihrem Blute ſich verſchaffen konnten« (T. G. 14. C.). —

Die Volksverſammlungen in Republiken wählten ſich aus dem Adel den Heerführer, deſſen Stelle in monarchiſchen

Staaten ohnehin die Könige oder Fürſten zu bekleiden verpflichtet waren. »Könige werden aus dem Adel, nach dem Rufe der Tapferkeit die Feldherrn erwählt. — — Dieſe wirken mehr durch ihr Beyſpiel, als durch Befehle. Durch Entſchloſſenheit, und dadurch, daß er ſtets an der Spitze der Truppen zu ſehen iſt, gewinnt der Heerführer die Bewunderung ſeiner Soldaten, und kann ſie mit Leichtigkeit beherrſchen« (T. G. 7. C.). — »Wenn ſie angreifen, oder aber ſich vertheidigen, wählen ſie Befehlshaber für die Zeit des Krieges mit der Macht über Leben und Tod« (J. C. 6. B. 23. C.). »Der Canninefater Brinno wurde, nach Sitte des Volkes, auf ein Schild geſetzt, und auf den Schultern derer, die ihn trugen, zum Heerführer gewählt« (T. 4. B. d. G. 15. C.) — Dem Feldherrn gab der Stamm ein bewaffnetes Gefolge, eine Art von Leibwache, die mit ihrem Leben für ſeine Erhaltung bürgen mußte (T. G. 13. u. 14. C.). — Wahrſcheinlich fanden ſich noch mehrere Stufen von Unterbefehlshabern in einem deutſchen Heere. Eine hochadeliche Geburt, oder die Verdienſte des Vaters, verſchafften auch ſchon in jenen Zeiten des eigenen Verdienſtes entbehrenden Jünglingen ſchnellere Beförderung, und früheren Eintritt zu dieſen militäriſchen Würden (T. G. 13. C.). — Die Anführer erhielten von dem Volke die erforderlichen Waffen, Pferde, Reitzeuge, Lebensmittel u. ſ. w. unentgeltlich, und ſtatt anderweitiger Einkünfte. Auch der gemeine Soldat hatte, außer der Verpflegung mit Lebensmitteln, keinen andern Sold, als ſeinen Antheil an der gemachten Beute, zu erwarten. —

Hatte auch die Nation oder der Volksſtamm, als Staat betrachtet, einen allgemeinen Frieden, ſo ruhte doch der Kriegsgeiſt der jungen Männer nicht lange. Es bildeten ſich kleine Corps Abentheurer, die unter der Anführung berühmter Helden in ferne Länder, wo Kriege geführt wurden, zogen, und dort in fremden Armeen Dienſte nahmen. Die Anführer der Heerfahrt durften nur Freywillige annehmen, und zum Dienſte

bereden. »Wenn ein Fürſt oder Einer vom Adel in der Verſammlung ſich zum Führer eines Kriegszugs antrug, und die ihm zu folgen dächten, aufforderte, ſo ſtanden die auf, die mit dem Führer und der Unternehmung zufrieden waren, und gelobten ihren Beytritt, der dadurch zur Pflicht erwuchs. Die ſich hierzu anbothen, wurden mit Lobſprüchen überhäuft; die mitzugehen verweigerten, wurden für Feige und Verräther gehalten, und verloren Treue und Glauben« (J. C. 6. B. 23. C.). »Wenn der Staat, in welchem ſie geboren, durch langen Frieden und Ruhe erſtarret, ſo ziehen die meiſten adeligen Jünglinge zu jenen Völkern, welche eben in Kriege verwickelt ſind; denn die Ruhe iſt dieſem Volke verhaßt; auch iſt unter des Krieges Gefahren eher Ruhm zu erwerben, und ein großes Gefolge läßt ſich nur durch Krieg und Beute unterhalten« (T. G. 14. C.). — Als in Germanien die Bevölkerung ſo ſehr zunahm, daß ſich die Familien in ihren Beſitzungen beengt fühlten, wurden oft in den Volksverſammlungen Vorſchläge gemacht, Colonien auszuſenden, die ſich im Auslande Wohnſitze ſuchen, ein neues Vaterland erobern ſollten. Es fehlte nie an einem angeſehenen Anführer, der ſich gerne zum Haupte der Colonie aufwarf, und eben ſo wenig an häufigem Zulauf von Kriegsluſtigen, die ſich zur Mitfolge feyerlichſt verpflichteten, und dadurch auch zur Theilnahme bey Verluſt ihrer Ehre verbunden waren. —

Das germaniſche Fußvolk war gewöhnlich mit kurzen Spießen, Framea genannt, bewaffnet. Dieſe waren mit einer ſchmalen und ſehr ſcharfen eiſernen Spitze verſehen, und wurden ſowohl zum Stoß in der Nähe, als zum Wurfe gegen entfernte Feinde gebraucht. Nur ſelten bedienten die Deutſchen ſich der längeren Lanzen. Sie hatten Wurfpfeile, welche ſie, da ſie im Gefechte oft nackt, oder nur mit einem Mantel leicht bedeckt waren, ungeheuer weit ſchleudern konnten. Bey einigen Stämmen waren theils kurze, theils lange Schwerter, hölzerne Keulen, Bogen und Pfeile im Gebrau-

che. — Die Reiter führten ebenfalls Spieße, und trugen, ſo wie das Fußvolk, Schilde. Ihre Rüſtungeu entbehrten aller geſuchten Verzierungen. Die Schilde waren von Holz, Weidengeflechte, Baumrinde oder Leder; zwar lang, aber ſchmal, und zur Unterſcheidung mit ausgeſuchten Farben bemahlt. Die Germanen hielten den Schild für heilig. Der Soldat, welcher ohne denſelben aus der Schlacht zurückkam, wurde als ehrlos verachtet, von dem Gottesdienſte und den Volksverſammlungen ausgeſchloſſen. So ein Unglücklicher machte ſeinem gebrandmarkten Daſeyn meiſtens durch Selbſtmord ein Ende. — Wenige Germanen trugen Panzer, noch ſeltener waren Sturmhauben oder Helme (T. G. 6. C. — Ann. 2. B. 14. C. — Dio C. 38. B. 50. C.). Da die Germanen alſo der Schutzwaffen faſt durchaus entbehrten, und meiſtens in ihrer gewöhnlichen Kleidung fochten, ſo gab dieſe mehrere Theile des Körpers unbedeckt den feindlichen Schwertern bloß, und ſchützte nur wenig gegen die römiſchen Schwerter. Ungeachtet ihre Bewaffnungsart ſo mangelhaft war, liebten ſie doch das Handgemenge vorzüglich, und ſuchten in jedem Gefechte, im Vertrauen auf ihre überwiegende Körperkraft, dasſelbe bald möglichſt herbeyzuführen. — In der Schlacht gegen Cäcina (J. 15 n. Chr. G.) waren die Cherusker »mit ungeheuren Spießen bewaffnet, um auch von ferne Wunden zu verſetzen« (T. Ann. 1. B. 64. C.). Des Herrmanns Armee führte in der Schlacht an der Weſer im erſten Treffen große Schilde und lange Speere. Das zweyte Treffen hatte kurze, an der Spitze angebrannte Knittel (T. Ann. 2. B. 14. C.). — Von den Aeſtyern ſagt Tacitus ebenfalls: »Selten iſt bey ihnen der Gebrauch des Eiſens, häufig jener der Knittel« (G. 45. C.). — Die norddeutſchen Arier hatten ſchwarze Schilde, bemahlten ihre Leiber, wählten zur Schlacht finſtere Nächte, und beſiegten mit dieſen Tod verkündigenden Vorbereitungen jene Feinde, welche ſo ſchrecklichen Anblick nicht zu ertragen vermochten: »denn in jeder Schlacht werden die

Augen zuerſt beſiegt.« Dieſe Arier und andere norddeutſche Völker, als die Lygier, Gothonen, Rugier, u. a. m., unterſchieden ſich von den übrigen Germanen »durch ihre runden Schilde, kurzen Schwerter, und durch den Gehorſam gegen ihre Könige« (T. G. 43. C.). Wahrſcheinlich haben alſo andere Germanen lange und ſchmale Schilde, deren wir ſchon erwähnten, dann, gleich den Celten, Degen geführt, die lang, weich geſchmiedet, ohne Spitze, und nur zum Hiebe tauglich waren. — Bey den Svionen wurden im Frieden die Waffen in Zeughäuſern verſchloſſen (T. G. 44. C.) — Die Veneder rechnet Tacitus aus der Urſache zu den Germanen, weil ſie Häuſer und Schilde haben, und zu Fuß gehen, indeß ihre Nachbarn, die Sarmaten, auf ihren Wagen, oder zu Roſſe lebten. — Die Fennen waren wild, ſchmutzig, arm. Sie hatten keine Waffen, keine Roſſe, keine Hausgötter. Kräuter waren ihr Unterhalt; zur Kleidung dienten Felle, zum Lager die Erde. Ihre Pfeilſpitzen waren, aus Mangel an Eiſen, von Knochen. Jagd nährte Männer und Weiber (T. G. 46. C.). —

Statt der Fahnen bedienten ſich die Germanen als Feldzeichen der Bilder von Thieren, die im Kriege vor den Truppen auf hohen Stangen einher getragen, im Frieden aber in den heiligen Hainen aufbewahrt wurden (T. G. 7. C. — 4. B. d. G. 22. C.). —

Die Stärke der deutſchen Armeen lag in dem Fußvolke, welches aus der auserleſenſten Mannſchaft zuſammengeſetzt wurde. Dieſes wirkte durch ſeine große Behendigkeit auch ſehr geſchickt und nachdrücklich in Reitergefechten mit. Es war in Compagnien zuſammengeſtellt, die immer aus Männern des nähmlichen Gaues gebildet wurden. Von der Mannszahl einer ſolchen Abtheilung führten dieſe Soldaten ſelbſt den Nahmen Hunderter (T. G. 6. C). Dieſe Vereinigung der Bekannten und Verwandten in die nähmlichen Schlachthaufen diente als vorzüglicher Antrieb zur Tapferkeit (T. G. 7. C.). — »Der

Catten Hauptſtärke« ſagt Tacitus in Germ. 30. C. »beſteht in dem Fußvolke, welches, außer den Waffen, auch noch mit Eiſengeräthe und Lebensmitteln bepackt iſt.« — Die Germanen waren gute Schwimmer, welches ihrem Fußvolke in den meiſt an großen Flüſſen geführten Kriegen bedeutende Vortheile gewährte. »Die Germanen, an Fluthen gewöhnt, hebt die Leichtigkeit ihrer Waffen, und die Länge ihrer Leiber.« (T. 5. B. d. G. 14. C.) »Obwohl die Winter ſehr ſtrenge ſind, ſo können ſie doch das Schwimmen ſehr wohl ertragen, und verlegen ſich fleiſſig darauf,« ſagt Pomp. Mela im 3. B. 3. C.

Die Reiterey machte den kleineren Theil der germaniſchen Heere aus. Die Bewaffnung derſelben mit Schild und Framea haben wir ſchon erwähnt. Sie war nicht ſo gut beritten, als die römiſche. Als Cäſar deutſche Reiter in ſeine Dienſte nahm, machte er ſie mit römiſchen Pferden beritten. (J. C. 7. B. 65. C.). Die germaniſchen Pferde waren weder gut geſtaltet, noch ſchnell in ihren Bewegungen. Sie wurden auch nicht ſo ſchulmäßig, wie bey den Römern, zugeritten, und im Kreiſe zu wechſeln geübet. Die Deutſchen ritten entweder gerade aus, oder ſie warfen ſich durch eine einzige Bewegung geſchickt auf die Seite (T. G. 6. C.). Die Pferde wurden weder mit Sätteln noch Steigbügeln verſehen, weil die Reiter ſo im Gefechte ſich um ſo ſchneller von den Pferden herabwerfen, und zu Fuß kämpfen konnten. »Mit ihren ſchlechten und häßlichen Thieren zufrieden, beziehen die Sueven keine Pferde aus der Fremde, obwohl der Gallier die letzteren ſehr ſucht, und theuer bezahlt. Ihre Pferde härten die Germanen durch tägliche Uebung zur ſtärkſten Dauer ab. Sie ſpringen im Gefechte öfters von den Pferden herab, und fechten zu Fuße: da haben ſie dann die Pferde gewohnt, auf der Stelle ſtehen zu bleiben. Schnell ſind ſie auch wieder auf den Pferden, ſo bald es die Umſtände erforderten. Sie hielten es für eine Schande, und für einen Beweis der Weichlichkeit, auf Sätteln zu reiten: ſo daß der geringſte Reiter-Trupp es immer wagte,

die größte Anzahl Reiter, die auf Sätteln ſaßen, anzugreifen« (J. C. 4. B. 2. C.). — An der Maas griffen 800 berittene Uſipeter und Tencterer 5000 römiſche Reiter während eines Waffenſtillſtandes mit einer überraſchenden und unwiderſtehlichen Wuth an, brachten ſie in Unordnung, ſprangen ihrer Gewohnheit nach ab, erſtachen viele römiſche Pferde, warfen die Reiter anderer Pferde aus dem Sattel, und ſchlugen das ganze überlegene Corps in die Flucht (J. C. 4. B. 12. C.). — Die Tencterer zeichneten ſich beſonders durch ihre Reiterey aus. Von Kindheit auf wurden die Knaben im Reiten geübt. Die beſten Roſſe wurden den Söhnen, die ſich die wildeſten in der Schlacht gezeigt hatten, feyerlich und nach dem Erbrecht übergeben (T. G. 32. C.) Nach Plutarchs Verſicherung, in Otho's Biographie 12. C., waren die Bataver aus allen Germanen die beſten Reiter. —

Die Noriker, Carnier, Rhätier fochten anfangs, wie ihre celtiſchen Stammväter, mit nacktem Oberleibe, indem ſie, um recht gewandt ihre Waffen handzuhaben, die Kleider abwarfen. Aber ſpäterhin trugen ſie häufig lederne und eiſerne Panzer. Die Sturmhauben wurden mit Ochſenhörnern und Köpfen von reiſſenden Thieren verziert, um des Kriegers Anſehen dem Feinde noch ſchrecklicher zu machen. Die Illyrier und Pannonier bedienten ſich auch des Bogens und der Schleuder.— Alle dieſe Völker hielten ihre Waffen ſehr reinlich. Wo Gold bekannt war, an den adriatiſchen Küſten, ſchmückte man auch die Waffen damit. Auch dort bemahlte man die Schilde mit glänzenden Farben, Verzierungen und Zeichen, welcher Gebrauch in ſpätern Zeiten beybehalten wurde, und den Anlaß zur Entſtehung der Geſchlechtswapen gab. —

Germanicus bezeichnet das Verhältniß der Bewaffnung und Kriegsführung der Römer zu jener der Deutſchen vor Anfang ſeines dritten Feldzuges (im Jahre 16 n. Chr. G.) mit folgenden Worten: »In einer geordneten Schlacht, auf einem zum Gefecht tauglichen Boden, werden die Germanen geſchla-

gen. Wälder, Sümpfe, kurzer Sommer, früher Winter begünſtigen ſie. Der römiſche Solbat leidet mehr durch die weiten Märſche und durch Verluſt an Waffen, als durch Wunden. Gallien kann (den Römern) keine Roſſe mehr liefern. Der Marſch in den langen Colonnen des Gepäckes begünſtigt den Ueberfall, erſchwert die Vertheidigung. Doch ziehe man zur See, ſo hemme nichts den Einfall; ſelbſt das Vorhaben bliebe den Feinden verborgen. Früher würde dann der Krieg begonnen: der Vorrath komme zugleich mit den Legionen an. Reiter und Roſſe würden unverſehrt, die Mündungen der Flüſſe vorbey, und ihre Betten hindurch, die Mitte von Deutſchland erreichen« (T. Ann. 2. B. 5. C.). — Eine vor der Schlacht an der Weſer von Germanicus an ſeine Officiere gehaltene Rede vollendet dieſe Schilderung: »Nicht nur das offene Feld ſey den Römern zum Schlagen günſtig, ſondern auch, wenn ſie gefaßt blieben, Wälder und beholzte Hügel. Die ungeheuren Schilde und unendlichen Spieße der Germanen könnten zwiſchen den Bäumen und in den Gebüſchen nicht ſo leicht gehandhabet werden, als Pfeile, Schwerter, und die an den Körper feſt ſchließenden Schutzwaffen. Verdichten ſollten die Römer ihre Hiebe, und die Feinde ins Geſicht ſtoßen. Der Germane habe weder Panzer, noch Sturmhaube; ſein Schild ſey nicht einmahl mit Eiſen beſchlagen, ſondern ein Geflechte von Ruthen, oder dünne bemahlte Tafeln. Die erſte Linie ſey zwar mit Spießen verſehen: die hinteren aber hätten kurze, an den Spitzen angebrannte (hölzerne) Keulen. Ihre Körper ſeyen zwar ſchrecklich anzuſehen, und gewaltig in einem kurzen Gefechte; aber nicht von Dauer gegen Wunden. Dann ſuchten ſie die Flucht, ohne ſich zu ſchämen, ohne auf die Führer zu achten: erbebend im Unfall, — im Glücke auf göttliche und menſchliche Rechte vergeſſend« (T. Ann. 2. B. 14. C.). —

Die Stämme, welche das eigentliche große Germanien bewohnten, hatten, wie wir bereits angeführt, zur Zeit der römiſchen Eroberung wahrſcheinlich noch keine Städte, noch we-

niger feſte Plätze. Sie entbehrten folglich auch die Kunſt Feſtungswerke zu vertheidigen. Als Befeſtigungen der Läger kennen wir die Wagenburg der Cimbrer bey Verona (Plutarch im Marius 27. C.), jene des ſueviſchen Heeres unter Arioviſt (J. C. 1. B. 51. C.) u. a. m. — Die Nervier ſchützten ſich gegen die Streifereyen ihrer Nachbarn durch eine Art von Verhauen. Dieſe beſtanden aus jungen Bäumen, mit durchgeflochtenen Aeſten, und dazwiſchen geſtopften Geſträuchen, die wie eine Bruſtwehre gebauet waren, und durch die man weder gehen, noch ſehen konnte (J. C. 2. B. 17. C.). — Die Catten verſchanzten ihre Lager (T. G. 30. C.). —

Angriffswaffen gegen befeſtigte Städte und Belagerungs-Maſchinen waren den Deutſchen ebenfalls nur wenig bekannt. Ueberrumpelung und Sturm waren die beyden Operationen, durch deren Ausführung ſie ſich geſchloſſener Orte und verſchanzter feindlicher Läger zu bemächtigen ſuchten. Zwar haben die germaniſchen Stämme des linken Rheinufers, wie wir aus Cäſars Commentarien wiſſen, ſich wohl eben der Mittel zum Angriff und Vertheidigung feſter Orte bedient, welche bey den Galliern und Celten üblich waren. Aber auf das dieß ſeitige, rechte Rheinufer ſcheint ſich die Kenntniß, oder doch die Anwendung derſelben viel ſpäter verbreitet zu haben. In der Folge ahmten die Germanen die Angriffsweiſe der Römer nach, die ihnen hierin, ſo wie in vielen andern Stücken, zum eigenen Nachtheil als Lehrer dienten. Ein Paar Beyſpiele werden uns über dieſen Theil des germaniſchen Kriegsweſens am deutlichſten unterrichten.— Als die Bataver und die mit denſelben verbündeten Germanen im Jahre 70 n. Chr. G. den Angriff auf das verſchanzte und von zwey römiſchen Legionen vertheidigte Lager Vetera (bey Xanten am Rhein) unternahmen, hatte ſich jeder Volksſtamm allein für ſich aufgeſtellt, damit die Tapferkeit derſelben beſonders erkannt werden möge. Von ferne griffen ſie an. Die

Römer hatten auf des Platzes Befeſtigung nur wenig Mühe verwendet: Kraft und Waffen dünkten ihnen hinreichend zum Widerſtande. — Der Deutſchen Wurfſpieße hingen bereits wirkungslos an Thürmen und Mauerzinnen; die Römer ſpotteten darüber, und verwundeten die Angreifenden von oben herab mit Steinen. Da ſtürmten die Germanen mit Wuth und Geſchrey den Wall, theils auf angelegten Leitern, theils über die von den Schilden der Ihrigen gebildeten Schildkröten hinanklimmend. Einige erreichten wirklich beynahe die Höhe, wurden aber durch Schwertſtreiche und Stöße zurück geſtürzt, und dann mit Pfeilen und Sturmbalken überſchüttet. Verwegen hatten ſie den Kampf begonnen; der anfängliche Erfolg hatte ſie übermüthig gemacht. Jetzt ertrugen ſie, aus Gier nach der Beute, auch den erlittenen Nachtheil. — Sie wendeten nun die ihnen bisher ungewohnten Kriegs-Maſchinen an. Aber ſie ſelbſt benahmen ſich dabey ſehr ungeſchickt. Ueberläufer und Gefangene lehrten ſie, die Sturmbrücken zuſammenſetzen, und auf untergelegten Rädern vorwärts rollen. Oben auf denſelben fochten Einige, gleich als auf einem Damme ſtehend; Andere untergruben, unter der Brücke verdeckt, die Mauern. Das unförmige Werk zerſchmetterten die Römer mit aus Balliſten geſchleuderten Steinen. Als dann die Germanen Hürden und Sturmdächer zurichteten, warfen die Belagerten aus Wurf-Maſchinen brennende Spieße darauf, und ängſtigten die Stürmer mit andern Feuerkörpern. Dieſe gaben endlich entmuthigt den Angriff auf, und beſchränkten ſich auf die Einſchlieſſung: denn ſie wußten, daß das römiſche Lager nur auf wenige Tage mit Proviant verſehen ſey, und ein zahlreicher Haufe unwehrhafter Leute ſich darin befinde. Auch hofften ſie, daß der Mangel Verrath herbeyführen, daß der Abfall der Sclaven oder andere Zufälle des Krieges ſie begünſtigen würden (T. 4. B. d. G. 23. C.). — Einen andern Sturm unternahmen ſie in einer der folgendem Nächte. Anfangs hatten ſie große Feuer angezündet, und dadurch ſelbſt

den Römern es erleichtert, ſie mit den Geſchoßen zu treffen, indeß ein tiefes Dunkel Lager und Beſatzung einhüllte, und der Belagerer Würfe und Schüſſe meiſt unwirkſam machte. Doch bald ließ ihr Feldherr Civilis die Feuer auslöſchen, und in dichter Finſterniß begann nun der Sturm. Die Römer ſchleuderten mit eiſernen Spitzen beſchlagene Pfähle und ſchwere Steine dorthin, wo das Geräuſch die anrückenden oder die Mauern untergrabenden Feinde verrieth. Mit den Händen warfen ſie die angeſetzten Leitern um, ſtießen die Stürmer mit den Schilden zurück, und durchbohrten, die den Wall erſtiegen, mit ihren Dolchen. — Auch hatten die Belagerer einen zwey Stockwerke hohen Thurm aufgeführt, und ihn an das Hauptthor des Lagers gerückt. Dieſen zertrümmerten die Römer durch Stöße mit gewaltigen Stangen, und durch geſchleuderte Balken. Endlich jagten ſie durch einen nachdrücklichen Ausfall den Germanen gewaltigen Schreck ein. Auch hatten die Römer eine Maſchine verfertiget, die, über die Mauern hinablangend, mehrere Feinde plötzlich ergriff, und ſie über den Wall in des Lagers innern Raum zog. — Da gab Civilis nochmahls den Sturm auf, hielt Vetera umlagert, und verſuchte es, durch Bothſchaft und Verheiſſungen der Legionen Treue wankend zu machen (T. 4. B. d. G. 30. C.). —

Die Illyrier, Carnier, Iſtrier u. ſ. w. lernten den Römern die Anwendung der Mittel zur Vertheidigung der Städte ab, und wendeten ſie bey Metullum, Promona, Setovia u. a. m. mit Vortheil gegen Auguſt an. Die Pannonier vertheidigten im illyriſchen Kriege Segeſte, indem ſie brennende Fackeln und andere Feuerwerke von den Mauern auf die ſtürmenden Römer hinabſchleuderten. —

Wir finden in den Claſſikern nur wenige Spuren, die uns über die Schlachtordnung aufklären, in welcher ſich die Deutſchen zum Gefechte nahten. Doch kann man aus denſelben ſchließen, daß ſie meiſtens in unordentlichen, Familien-, Dorf- oder Gauweiſe gebildeten Haufen oder Maſſen, unter

einem fürchterlichen Geſchrey, in die feindliche Linie einzubrechen ſuchten, und daß ſie ihre wüthenden Angriffe ſehr oft und ſchnell wiederhohlten. Zuweilen mögen ſie ſich wohl, beſonders wo ſie ſich auf die Vertheidigung beſchränkten, in einer ausgedehnten Linie aufgeſtellt haben, deren Flügel die angreifenden Gegner zu umfaſſen ſuchten. — Wir kennen aus dem erſten Bande dieſer Geſchichte das geſchloſſene Viereck des cimbriſchen Fußvolkes in der Schlacht bey Verona (Seite 469 — 470.). — Tacitus erwähnt (G. 6. C. — 4. B. d. G. 16. C.) der keilförmigen Schlachtordnung. Ein vorzüglicher Reitz zur Tapferkeit war es, daß dieſe Schaaren oder Keile nicht aus den nächſtbeſten Kämpfern durch Ungefähr zuſammen gehäuft, ſondern nach den Familien und Verwandtſchaften geordnet wurden (T. G. 7. C.). Cäſar ſagt: zu der Schlacht unter Arioviſt hätten ſich die Germanen vor ihrem Lager, jeder der ſieben Stämme, aus welchen das deutſche Heer beſtand, in einem eigenen Haufen, der durch Zwiſchenräume von den übrigen getrennt war, aufgeſtellt. Die ganze Schlachtordnung hätten ſie, da keine Hoffnung zur Flucht war, mit Karren und Wagen umgeben (1. B. 51. C.). Die Germanen drangen ſo ſchnell vorwärts, daß ſie den Römern nicht Zeit ließen, die Wurfſpieße abzuſchleudern. Dieſe griffen nun zu den Schwertern. Die Germanen bildeten ſogleich einen Phalanx, der ſich überall ſo gut mit den Schilden deckte, daß endlich kühne römiſche Soldaten, des langen vergeblichen Kampfes müde, auf den Phalanx hinauf ſprangen, die über den Köpfen ein feſtes Dach bildenden Schilde von einander riſſen, und die Germanen von oben herab verwundeten (J. C. 1. B. 52. C.). — Dio Caſſius weicht in der Beſchreibung dieſer Schlacht bedeutend von Cäſars Erzählung ab. Nach ihm waren es die Römer, welche den Germanen ſo ſchnell auf den Hals kamen, »daß dieſe von ihren Wurfſpießen, in die ſie ihre größte Stärke ſetzten, keinen Gebrauch machen konnten. Man gerieth ſo nahe an einander, daß die Feinde weder ihre Lanzen, noch langen Schwer-

ten anwenden konnten. Sie ſtemmten ſich alſo, und fochten mehr mit den Körpern, als mit den Waffen. Wer ihnen zu nahe kam, den ſtießen ſie zurück; und wer ſich wehrte, den warfen ſie zu Boden. Viele, die im Gedränge nicht einmahl von ihren Dolchen Gebrauch machen konnten, vertheidigten ſich mit Händen und Zähnen, packten ihre Gegner, biſſen und zerfleiſchten ſie: denn handfeſter waren ſie allerdings als die Römer. Doch der Schade, den ſie auf dieſe Art anrichteten, war nicht ſehr groß, u. ſ. w.« — Als die Römer gegen Abend, beſonders durch ihre vortrefflichen kurzen Schwerter, die Oberhand zu gewinnen begannen, »konnte man doch die Deutſchen nicht zur Flucht bringen. Es fehlte ihnen dazu zwar nicht am Willen; aber Angſt und Entkräftung machten dieſelbe unmöglich. Sie rotteten ſich alſo in Haufen von ungefähr dreyhundert Mann zuſammen, und ſtanden wie Mauern, rings um durch ihre vorgehaltenen Schilde geſchützt.« Die Römer konnten ihnen alſo nicht beykommen. Sie ſelbſt aber waren in dieſer unbehülflichen Stellung jeder Bewegung unfähig. Da warfen endlich die Römer ihre Lanzen und Schilde weg, drängten ſich in und auf die wehrloſen Haufen, und die Deutſchen fielen mehr unter der Laſt der eigenen Maſſen erdrückt, als durch der Römer Schwert getroffen (Dio C. 38. B. 49. u. 50. C.). — Das Fußvolk bildete, als die größte Zahl, immer das Haupt- oder Mittel-Corps des germaniſchen Heeres; die Reiter waren auf die Flügel vertheilt, wo man ſie mit dem leichteſten Fußvolk vermiſchte. Ein ſo aus Fußvolk und Reiterey zu gleichen Theilen zuſammengeſetzte Truppe wurde auch wohl zum Vortrab verwendet, oder dazu gebraucht, das feindliche Heer durch oft wiederhohlte Scheinangriffe zu ermüden. — Den günſtigen Schlachttag beſtimmten die Wahrſagerinnen. Vor dem Beginn der Schlacht hielt der Feldherr gewöhnlich eine kurze, kräftige Rede an die Truppen. Auch gelobte manches Mahl das Heer ſeinen Göttern die zu machende Beute und Gefangenen (T. Ann. 13. B. 57. C.).

Das Gefecht begann mit wildem Geſchrey und mit Schlachtgeſängen, welche die Thaten der Vorältern prieſen, und den Haß und die Verachtung gegen den Feind ausdrückten. Die Krieger ſchlugen zugleich auf ihre Schilde, und machten mit ihren Waffen ein ſchreckliches Geräuſch. Die Germanen hatten eine große Vorliebe für den Angriffskrieg. Wenn ihre Reiterey auch nicht aufs beſte beritten war, ſo erſetzte dieſen Mangel der Muth der Reiter. »Ihre Reiterey,« ſagt Tacitus (G. 30. C.) »pflegt weislich den Sieg eben ſo ſchnell zu entſcheiden, als ſchnell zu rechter Zeit ſich zurück zu ziehen. Ihre dießfällige Geſchwindigkeit gleicht der Zaghaftigkeit, ihr Zögern mehr der Standhaftigkeit.« Aus der Reihe der Fechtenden zu treten, wenn der Soldat nur wieder im günſtigen Augenblicke an ſeinen Platz zurückkehrte, wurde nicht für Zaghaftigkeit, ſondern für Klugheit gehalten (T. G. 6. C.). Oft ſtürzten ſich einzelne Tollkühne aus der Schlachtlinie gegen die feindlichen Reihen, und forderten einen Kämpfer zum Zweykampf heraus. — Wenn die Reiterey zum Angriff vorprellte, rückte das Fußvolk langſam und geſchloſſen nach, oder es blieb als Rückhalt aufgeſtellt, und nahm die Erſtere auf, im Falle ſie zurückgeworfen wurde. Wollten die Deutſchen mit einem Angriff ihrer Reiterey beſtimmt den Feind durchbrechen, und gelang es derſelben nicht bald, den Widerſtand des Gegners zu beſiegen, ſo ſprang ſie von den Pferden, und griff zu Fuß an; oder das Unterſtützungs-Corps des Fußvolks eilte vorwärts, miſchte ſich unter die Reiter, ſuchte die Feinde mit ihren Spießen nieder zu ſtoßen, und den Reitern Oeffnungen zu bahnen. Meiſtens aber hielt ſich zu jedem Reiter ein Fußſoldat, und wenn die Reiterey zum Einhauen vorſprengte, faßte jener die Mähne des Pferdes, und folgte gewandt im vollen Laufe allen Bewegungen ſeines Reiters. Wurde deſſen Pferd getödtet, der Reiter ſelbſt verwundet, oder ſtürzte er, ſo ſchützte ihn der Fußgeher, vertheidigte ihn gegen die nächſten Feinde, half ihm wieder aufs Pferd, ſuchte den Ver-

wundeten aus dem Gefechte zu bringen, oder ihn ſonſt auf alle mögliche Art zu decken, zu unterſtützen, und zu retten (J. C. 1. B. 48. C.) Die Leichname der Gefallenen ſuchten ſie auch beym Rückzuge aus den Händen der Feinde zu reiſſen (T. G. 5. C.). —

War der Krieg mehr als ein Streifzug gegen einen Nachbarſtamm, zog das Heer um Eroberungen zu machen, oder neue Wohnſitze aufzuſuchen, nach fernen Ländern, ſo ſetzte ſich gewöhnlich der ganze Stamm mit Weibern und Kindern in Marſch. Das Gepäcke wurde auf unzähligen Wägen mitgeführt, deren man ſich dann immer gleich zur Befeſtigung der Marſchlager bediente, indem man dieſe, ſo oft es ſeyn konnte, mit einer Wagenburg umgab. Die in der Nähe des Kampfes hinter der Fronte verſammelten Weiber ermunterten ihre Angehörigen durch lauten Zuruf und Beyfallklatſchen zur Tapferkeit. »In der Nähe fanden ſich die Pfänder der Liebe. Von dort ertönte das Geſchrey der Weiber, das Wimmern der Säuglinge. Dieſe ſind für Jeden die heiligſten Zeugen, dieſe die beſten Lobredner« (T. G. 7. C.). Auf den Karren und Wagen, die Arioviſts Schlachtordnung umgaben, ſaßen die Weiber, und bathen die in die Schlacht ziehenden Soldaten mit ausgeſtreckten Händen und unter Thränen, ſie nicht in die römiſche Sclaverey fallen zu laſſen (J. C. 1. B. 51. C.). — Civilis ließ vor der Schlacht gegen den Flaccus Hordeonius (im J. 70 n. Chr. G.) ſeine Mutter und Schweſter, und alle Frauen und Kinder im Rücken des Heeres zuſammenſtellen; eine Aneiferung zum Siege, eine Beſchämung für die Geſchlagenen. Von der Männer Geſang, von der Weiber Geheul ertönten die Schlachtreihen (T. 4. B. d. G. 18. C.). — Während dem Gefechte erquickten die Weiber die Ermatteten mit Speiſe und Trank, und ſorgten für die Verwundeten (T. G. 7. C.). Wichen die Germanen, ſo ſchallte ihnen das herzzerreiſſende Klaggeſchrey der Weiber, mit Vorwürfen und Beſchimpfungen gemiſcht, entgegen. »Furcht

vor der Gefangenſchaft, das Flehen der Weiber, das Anbiethen ihres eigenen Lebens, vermochten es oft, eine ſchon gebrochene Schlachtordnung wieder herzuſtellen« (T. G. 8. C.). Oft wurden die Fliehenden durch dieſen Anblick wieder ins Gefecht zurückzukehren bewogen, und beſiegten den Feind. Oft wurden ſie von den Weibern ſogar mit den Waffen zum Umkehren gezwungen, oder von denſelben als feige Nichtswürdige niedergemacht. — War das deutſche Heer geſchlagen, ſo vertheidigten noch die Weiber die das Lager umgebende Wagenburg mit Verzweiflung; oder ſie machten wohl ſelbſt einen Ausfall, und ſuchten mit ihrer eigenen Aufopferung dem Schickſal des Tages eine beſſere Wendung zu geben. Blieben alle ihre Anſtrengungen vergeblich, ſo eilten dieſe Heldinnen, durch die Verbrennung des Gepäckes, durch die Ermordung der Kinder, und endlich ihrer ſelbſt, dem Feinde die Früchte des Sieges zu ſchmälern, und ſich der ſchmachvollen Gefangenſchaft zu entziehen. —

Die Freude der Deutſchen nach einem Siege war ungemeſſen; noch heftiger aber ihre Verzweiflung nach einer verlorenen Schlacht. Sie verfielen dann oft in einen ſolchen Grad von Hoffnungsloſigkeit, daß ſie zuerſt ihre Weiber und Kinder, dann ſich ſelbſt ermordeten. — Wurden die Germanen durch unvermutheten Ueberfall überraſcht, ſo benahmen ſie ſich mit ſehr wenig Faſſung. — Cäſar hatte ſich durch einen Eilmarſch dem Lager der Germanen (der Uſipeter und Tencterer) genaht, welches dieſe im Lande der Eburonen, zwiſchen der Maas und dem Rheine, genommen. Er hatte die von den Deutſchen zu ihm gekommenen Geſandten feſt gehalten. Jene erwarteten noch immer ſeine Antwort, und ahneten nichts weniger als ſeinen Anmarſch. Die plötzliche Ankunft der Römer brachte ſie alſo in die größte Beſtürzung. Keiner wußte, ob er dem Feinde entgegen gehen, oder das Lager vertheidigen, oder die Flucht wählen ſollte. Ehe die Germanen zur Beſinnung kamen, waren die Römer ſchon ins Lager gedrun-

gen. Da ergriff paniſcher Schreck alle Gemüther. Ein Theil der Männer, ſo wie die Weiber und Kinder, ſuchten ihr Heil in der Flucht; andere griffen zu den Waffen, und fochten vereinzelt ſo lange zwiſchen Wagen und Gepäcke, bis ihnen die Römer in den Rücken kamen. Nun warfen Alle die Waffen hinweg, und eilten in wilder Flucht, den Zuſammenfluß jener beyden Ströme zu erreichen. Dort wurden ſie eingehohlt, und der größte Theil in Stücken gehauen; die Uebrigen fanden in den Fluthen ihr Grab; ein Theil wurde im Lager gefangen. Dieſes deutſche Heer ſoll über 430,000 Mann ſtark geweſen ſeyn. Kein Römer ſoll hier den Tod gefunden haben, nur wenige verwundet worden ſeyn (J. C. 4. B. 14. u. 15. C. — App. de r. g. 4. B. 18. C.). —

Die Germanen waren in und nach dem Gefechte grauſam gegen ihre Feinde. Die Gefangenen wurden ſehr oft nach dem Siege den Göttern geopfert. Die am Leben verſchont blieben, wurden Sclaven derer, die ſich ihrer bemächtiget. Als Cäſar das beſiegte Heer des Arioviſts verfolgte, befreyten die römiſchen Reiter den C. Valerius Procillus, welchen Arioviſt, da er von Cäſar an ihn geſendet worden, gegen alles Völkerrecht gefangen genommen. Er wurde von den Deutſchen, mit drey Ketten gebunden, und mit Wache umgeben, auf der Flucht mit fortgeſchleppt. Drey Mahl war vor ſeinen Augen das Loos geworfen worden, ob man ihn auf der Stelle verbrennen, oder auf eine andere Zeit aufbewahren ſolle. Er hatte ſein Leben ganz allein dem günſtigen Ausſpruche des Looſes zu danken (J. C. 1. B. 53. C.). — »Wie wild dieſe Völker (nahmentlich die Germanen, Noriker, Brennen, Senonen, Vindelicier, Illyrier, Pannonier, Dacier, u. a. m.) geweſen,« ſagt Florus im 4. B. 12. C., »beweiſen ſchon ihre Weiber; wenn dieſe keine Pfeile mehr hatten, ſchmetterten ſie ihre eigenen Kinder gegen den Boden, und warfen ſie den feindlichen Soldaten ins Geſicht.« Dann bey Varus Niederlage bemerkt er: »Nichts war grauſamer, als

das Niedermetzeln unſerer Soldaten in den Moräſten und Wäldern; nichts unerträglicher als der höhnende Spott, den ſich die Barbaren beſonders gegen unſere Advocaten erlaubten. Einigen ſtachen ſie die Augen aus; Andern ſchnitten ſie die Hände ab; Einem nähten ſie den Mund zu, nachdem ſie ihm vorher die Zunge ausgeſchnitten, u. ſ. w.« — Die Cherusker, Sueven und Sigambrer verbrannten zwanzig römiſche Hauptleute, und verſchworen ſich dann zum Kriege (Flo. 4. B. 12. C.). — Der bataviſche Feldherr Civilis ſoll ſeinem kleinen Sohne einige gefangene Römer hingeſtellt haben, um ſie mit Pfeilen und Kinderwaffen zu durchbohren (T. 4. B. d. G. 61. C.). — Die Germanen machten Jagd auf feindliche Köpfe, und ſchnitten dieſelben nicht allein den getödteten Leichnamen, ſondern auch den nur Verwundeten ab. Dieſe gräßlichen Siegeszeichen hingen an den Hälſen der Reiterpferde, oder ſteckten auf den Lanzen der heimziehenden Sieger. Dann wurden ſie getrocknet, und für die Nachkommen ſorgfältigſt aufbewahrt. Man bediente ſich auch dieſer Hirnſchalen als Trinkgefäße bey den Gaſtmählern. Sie waren ein Schatz, auf welchen die Familien ſtolz waren. Manches Mahl wurden ſie ſogar als eine beſondere Zierde an der Außenſeite der Wohnungen angebracht. —

Ob die Germanen bey Vorbereitung und Führung ihrer Kriege im Allgemeinen zweckmäßige Anſtalten zu treffen wußten, wagen wir nicht zu entſcheiden. Folgende Stelle des Tacitus rühmt die Catten in dieſer Hinſicht als eine Ausnahme. Es ließe ſich daraus ſchließen, daß die übrigen germaniſchen Stämme ſich weniger klug benommen haben mögen: »Die Catten erwählen ſich Vorgeſetzte, hören auf ſie, kennen den Unterſchied der Stände, wiſſen gute Gelegenheiten zu benutzen, Angriffe aufzuſchieben, den Tag wohl zu verwenden, die Nacht aber ſich zu verſchanzen. Das Glück rechnen ſie für das zweifelhafte, die Tapferkeit für das gewiſſe Mittel zum Zweck, und was das Seltenſte iſt, und

nur bey an die Kriegszucht gewohnten Völkern geübt wird, ſie vertrauen mehr auf den Feldherrn als auf das Heer. —— Andere deutſche Völker ſcheinen nur zu einer Schlacht auszuziehen, die Catten aber zum Kriege. Selten ſind bey ihnen Streifzüge und zufällige Gefechte« (G. 30. C.). — Die Kriegskunſt war damahls bey den Deutſchen noch nicht, ſo wie bey ihren römiſchen Gegnern, in ein Syſtem gebracht worden. Aber die Art, wie einige germaniſche Feldherrn ihre Operationen entwarfen und ausführten, ihre Aufſtellungen, ihre Benutzung des Terrains, gereichen ihnen zum Ruhme. Wir entbehren jede deutſche Nachricht über dieſe kriegeriſchen Ereigniſſe. Wir müſſen uns allein mit römiſchen Berichten begnügen, die den Deutſchen gewiß nicht ſchmeicheln. Aber auch in der Römer Werken finden wir Beweiſe der großen Talente und Einſichten, welche dieſe Feldherrn bey Leitung ihrer Truppen an den Tag gelegt haben. —

Als Germanicus (im Jahre 16 n. Chr. G.) an der Weſer linkem Ufer, das germaniſche Heer am rechten ſtand, und die Römer nun doch endlich den brückenloſen Fluß überſetzen mußten, hatte Herrmann deſſen Vertheidigung mit Klugheit und Umſicht angeordnet. In Schlachtordnung ſtand das deutſche Heer längs dem Ufer. Da brach der Römer Vortrab an zwey unter ſich bedeutend entfernten Puncten, um der Feinde Macht zu theilen, ohne Brücken durch den Fluß. Zugleich warf in der Mitte, wo der Strom am reiſſendſten iſt, Cariowalda, der Anführer der bataviſchen Hülfs-Truppen, ſich in die Fluthen, und erreichte das jenſeitige Ufer. Herrmann ließ die Cherusker in verſtellter Flucht zurückgehen, und zog die Bataver, die hitzig folgten, auf eine mit Waldhügeln umgürtete Ebene. Dort wurden ſie von den Germanen umgeben, von allen Seiten angefallen, und auf einen Klumpen zuſammen gedrängt. Theils im Handgemenge, theils durch den Hagel der Pfeile, wurde, mit dem Führer, der größte Theil der Bataver aufgerieben. Die eilige Ankunft der an den andern

Puncten unterdeſſen über den Fluß gegangenen römiſchen Reiterey rettete den Reſt (T. Ann. 2. B. 11. C.). —

Kaum hatte Herrmann die erſte Schlacht an der Weſer gegen Germanicus verloren, als die ſich in Maſſe erhebende Nation ein neues Heer bildete. Zum Schlachtfelde wählte Herrmann jetzt »einen von Fluß und Wald umſchloſſenen Platz, mitten auf einer engen ſumpfigen Ebene. Auch die Waldung war von einem tiefen Moraſte umzogen; doch hatten die Angrivarier auf der einen Seite einen breiten Damm angelegt, der ſie als Gränze von den Cheruskern ſchied. Auf dieſen ſtellte Herrmann ſein Fußvolk; die Reiterey verbarg er in die nahen Gehölze, damit ſie den in den Wald eindringenden Legionen im Rücken wäre.« — Dem Germanicus war aber der Deutſchen Aufſtellung bereits verrathen worden; daher konnte er den Plan zum Angriff zweckmäßig entwerfen. Die auf dem Damme ſtehenden Deutſchen ließ er durch Schleuderer und Bogenſchützen, dann von den Kriegs-Maſchinen, beſchießen, und, nachdem die ſchutzlos dem Geſchoſſe bloß geſtellten Germanen großen Verluſt erlitten, den Damm erſtürmen. Dann drang er mit dem Kern ſeines Fußvolks in den Wald, den die Deutſchen mit hartnäckigſter Tapferkeit Schritt für Schritt vertheidigten. Aber durch ihre langen Spieße in den Gebüſchen überall gehindert, und durch keine Schutzwaffen gegen die Hiebe und Stöße der römiſchen Schwerter geſchützt, mußten ſie im ungleichen Kampfe unterliegen (T. Ann. 2. B. 19.—21. C.). —

Ein anderer großer Feldherr der Germanen war der Bataver Civilis. Seine Aufſtellungen und Operationen bezeichnen ſein ſtrategiſches Genie, und verdienen oft Bewunderung. — Civilis hatte im Jahre 71 nach Chr. G., als die Feindſeligkeiten gegen die Römer wieder ausbrachen, bey dem Lager Vetera (Xanten) eine Stellung genommen. Der Römer Feldherr Cerialis nahte zum Angriff mit dem ſechs Legionen und viele Reiterey zählenden Heere. Die Stellung der

Germanen war durch Sümpfe gedeckt, und Civilis hatte einen ſchrägen Damm in den Rhein geſenkt, welcher einen Theil des Fluſſes auszutreten, und das Land am Ufer zu überſchwemmen zwang. In dieſem für die ſchwergerüſteten Römer höchſt ungünſtigen Boden begann das Gefecht. Indeß die angreifenden Römer viele Leute und Pferde in dem Moraſte verloren, brachen die Germanen auf ihnen wohl bekannten ſeichten Stellen heraus, und fielen den Legionen in Flanke und Rücken. Sie erfochten bedeutende Vortheile, wagten es aber nicht, aus ihrer guten Stellung hervorzugehen, um dieſelben zu benutzen; ſondern kehrten gegen Abend in ihr Lager zurück. — Am nächſten Morgen ſtellte Civilis ſeine Truppen nicht in ausgedehnten Linien, ſondern in Keilen auf. Mit kraftvoller Rede ermunterte er ſie, in dem entſcheidenden Augenblick durch die höchſte Tapferkeit nach dem Siege zu ringen. Nach germaniſcher Sitte bezeigten die Krieger den Worten des Feldherrn ihren Beyfall durch Waffenklang und jubelnde Tänze. Die Germanen ſtanden hinter dem Sumpfe, die Römer auswärts vor demſelben. Mit Steinen, Schleudern und anderem Wurfgeſchütze begann die Schlacht. Civilis wollte die Römer in den Moraſt hinein, dieſe aber die Germanen ins Freye hervor locken. Endlich, nachdem die Germanen ihr Wurfzeug verbraucht hatten, ſtürmten ſie grimmig vorwärts, und durchbohrten mit ihren langen Lanzen die im Waſſer und Moraſt nachdrucksvoll herum wankenden Römer. Zu gleicher Zeit ließ Civilis das Corps der Bructerer von dem erwähnten Damme herab, und durch den Rhein dringen. Schon neigte ſich der Sieg zu den Deutſchen. Da ging ein Bataver zu den Römern über, und verrieth einen Weg, der um des Moraſtes Ende in der Germanen Rücken führte. Die Römer ließen ſogleich ein Corps auf demſelben vorrücken. Bald ſahen ſich die Germanen von zwey Seiten angegriffen, und mußten ſich an den Rhein zurückziehen. Das Dunkel der Nacht und ein heftiger Regen hinderten der Römer Verfolgung (T. 5. B. d. G. 14.—18. C.). —

Wenige Tage ſpäter hatte Civilis einen Plan entworfen, die römiſche Armee in ihren Quartieren zu überfallen. Er drang zu gleicher Zeit in vier Colonnen vor. »Nicht Alles hoffte er glücklich auszuführen; aber dem Vieles Wagenden dürfte doch auf irgend einer Seite das Glück lächeln. Auch könnte man vielleicht den nicht ſehr vorſichtigen Römerfeldherrn Cerialis, wenn er, durch die von mehreren Seiten eintreffenden Bothen gerufen, bald hierhin, bald dorthin in der Gegend zwiſchen den Quartieren umher ſprengte, im freyen Felde auffangen.« Die erſte Colonne griff Arenacum (bey Werthuyſen, wo ſich die Waal vom Rheine trennt) an. Die dort im Lager ſtehende zehnte Legion vertheidigte ſich zwar ſtandhaft; doch wurden der Lager-Präfect, fünf Centurionen und viele Soldaten, die außerhalb mit Holzfällen beſchäftiget waren, niedergemacht. — Die zweyte Colonne rückte gegen Batavodurum (Nimwegen), wo die zweyte römiſche Legion ſtand. Dort hatten die Römer eine Rheinbrücke angefangen, welche die Germanen jetzt vor Allem zu zerſtören ſuchten. Der Einbruch der Nacht trennte hier das unentſchiedene Gefecht. — Mit der dritten Colonne ſtürmte Civilis ſelbſt das Lager bey Vada (bey Druyten), Claſſicus mit der vierten jenes bey Grinnes (bey Drummel). Beyde drangen ſiegend ein, und machten viele Römer nieder. Aber Cerialis erſchien noch früh genug mit dem Kern der römiſchen Reiterey zur Hülfe. Da flohen die Germanen dem Rheine zu, auf dem der größere Theil in Schiffen ſich rettete (T. 5. B. d. G. 21. C.). —

Die Anführer der Germanen wußten überhaupt die Beſchaffenheit ihres durchſchnittenen Bodens ſehr geſchickt zu Hinterhalten und Ueberfällen zu benutzen. — Die liſtige Art, wie Herrmann und andere germaniſche Fürſten ſich in das Vertrauen des tyranniſchen Varus einſchlichen; wie ſie ihn durch ſcheinbare, von ihnen ſelbſt an fernen Puncten angeordnete Aufſtände aus ſeiner gemächlichen Ruhe ſchreckten; wie ſie ihm die verderblichſten Rathſchläge ertheilten, ge-

hört nicht hierher. Ohnehin wird Varus Schickſal in der Folge weitläufiger erzählt werden. Aber als ein Beyſpiel kluger Terrain-Benutzung müſſen wir doch hier erwähnen, daß Varus ſich (im Jahre 9 n. Chr. G.) verleiten ließ, mit ſeinem Heere durch den Teutoburger-Wald zu marſchiren, daß die Deutſchen ihre Truppen in demſelben verſteckt hatten, und daß ſie die römiſche Armee, die durch Hunger, ſchlechtes Wetter und Beſchwerlichkeiten aller Art erſchöpft war, plötzlich von allen Seiten überfielen, und größten Theils aufrieben. — Germanicus war (im Jahre 14 n. Chr. G.) mit dem Römerheere tief in Deutſchland eingedrungen, um den Tod des Varus und ſeiner Legionen zu rächen. Seine Unternehmung wurde vom Glücke begünſtigt. Er überfiel die Marſen unvorbereitet bey einem Volksfeſte, mordete, was er traf, und verwüſtete die Gegend auf funfzigtauſend Schritte in die Runde. Einige andere deutſche Völker, die Bructerer, Tubanten und Uſipeter, erhoben ſich, dieſe Gräuel zu rächen. Sie erforſchten die Richtung des römiſchen Heimwegs, und beſetzten die Waldgebirge, an welchen die Straße vorbeyzog. Kein Deutſcher bewegte ſich, bis nicht der Römer Zug in den Defileen verwickelt war. Da fielen ſie dann plötzlich von allen Seiten in die lang gedehnten Colonnen. Nur täuſchen ſollte der Angriff an der Spitze und auf den Flanken die Römer; gegen des Zuges Ende war die Hauptmacht gerichtet. — Aber die Faſſung des Feldherrn und die kaltblütige Tapferkeit der Soldaten, dann die Nähe des gewählten Lagerplatzes, retteten das römiſche Heer nach vielem Verluſte (T. Ann. 1. B. 31. C.). —

Als Germanicus (im Jahre 15 n. Chr. G.) am Teutoburger-Walde des Varus Legionen ein Todtenopfer gebracht, verfolgte er den immer weichenden Herrmann. Dieſer machte einen vortrefflichen Rückzug. Geſchloſſen führte er, als ihn die Römer faſt erreicht, die Seinen gegen den nahen Wald, wo er einen ſtarken Hinterhalt angelegt hatte. Durch überraſchenden Anfall warf er die Reiterey des römiſchen Vortrabs,

und die herbeyeilenden Unterſtützungen in die nahen Sümpfe. Schon ergriff Beſtürzung das römiſche Heer. Doch Germanicus erhielt es in Ordnung, und unentſchieden blieb das Gefecht (T. Ann. 1. B. 63. C.) —

Germanicus ſchiffte ſich nach dieſer unentſchiedenen Schlacht mit einigen Legionen auf der Emms ein, um ſie zur See nach des Rheines Mündungen zurück zu bringen. Den Reſt des Fußvolkes, und die ganze Reiterey führte Cäcina längs dem Meere zurück, auf dem Damme, welchen einſt Lucius Domitius durch die von der See gebildeten Moräſte erbauet. Herrmann hatte dieſer Colonne den Marſch abgewonnen, und die längs der Straße fortlaufenden Waldhöhen heimlich mit Truppen beſetzt. Das gewählte Nachtlager befiehlt Cäcina zu verſchanzen. Da brechen die Deutſchen hervor, und fallen die Arbeiter mit Wuth an. Das Gefecht währt unentſchieden bis in die Nacht. Nun läßt Herrmann durch unſägliche Arbeit die Wäſſer ſchwellen, daß ſie das römiſche Lager überſchwemmen, die Befeſtigungen zerſtören. — Am nächſten Morgen fällt er die abgematteten Römer auf dem Marſche an; die Niederlage iſt entſetzlich; dem Feldherrn ſelbſt wird das Pferd unterm Leibe getödtet; mit Mühe rettet ihn die erſte Legion vor Gefangenſchaft. Aber die Habſucht der Germanen wird der Römer Heil. Das Gepäcke zu plündern ziehen ſie dem Siege vor, und ſo erreicht das erſchöpfte Römerheer einen Lagerplatz. — Ohne Proviant, ohne Gepäcke, ohne Schanzzeug, bringen ſie eine ſchreckliche Nacht zu. Der Lärm eines losgeriſſenen Pferdes dünkt ihnen feindlicher Ueberfall, und Alle wollen entfliehen. Aber bey ſich bald aufklärendem Irrthum hält Cäcina's Entſchloſſenheit ſie zurück. — Am dritten Tage iſt der Deutſchen Rath getheilt. Herrmann will weislich den erſchöpften Feind weiter ziehen laſſen, und auf dem Marſche ihn angreifen. Von Ingomer verleitet, ſtimmt die Menge für des Lagers Angriff. Da ſtählt Verzweiflung den Römer; er ficht der Ahnen würdig. Der Germane, der leichten Sieg zu

finden wähnte, ſtutzt, wankt, wird geſchlagen; Ingomer fällt ſchwer verwundet; mit Leichen deckt ſich das Feld. Alles flieht. Selbſt Herrmann muß, der Blindheit der Unfolgſamen und ihrer Strafe fluchend, das Weite ſuchen. — So ward das Römerheer gerettet (T. Ann. 1. B. 63. — 68. C.). —

Cerialis befehligte im Jahre 71 n. Chr. G. das römiſche Heer gegen die aufrühreriſchen Bataver. Die Germanen überfielen ihn in ſeinem Lager in der bataviſchen Inſel. Eine rabenſchwarze Nacht begünſtigte ſie, eben ſo wie die Sorgloſigkeit im weit gedehnten, ſchlecht bewachten Römerlager. Auf dem Rheine fuhren ſie unbemerkt hinab, und landeten ohne Widerſtand innerhalb des Walles. Liſtig durchſchneiden ſie fürs Erſte die Zeltſtricke, und erwürgen dann die von den fallenden Gezelten bedeckten Soldaten. Eine Abtheilung bemächtigt ſich der Flotte. So ſtill ſie ſich anfangs gehalten, ſo ſehr füllen ſie, nachdem das Meiſte bereits gelungen, die Luft mit wildem Geſchrey. Wunden wecken die Römer. Betäubt greifen ſie nach den Waffen, und nackt irren ſie umher. Cerialis ſelbſt rettet ſich, halb noch ſchlafend und ohne Kleider, durch die Flucht. — Am hellen Tage kehren die ſiegreichen Germanen mit der erbeuteten Flotte auf dem Rheine zurück, und ſenden das Admiralſchiff auf der Lippe der Velleda zum Geſchenke (T. 5. B. d. G. 22. C.). —

Der Deutſche war den eben ſo wilden Nachbarvölkern durch ſeine außerordentliche Tapferkeit, ſo wie durch den entſchloſſenen Gebrauch, den er von ſeinen Waffen machte, fürchterlich. Aber die Römer konnten wegen ihrer vortheilhaften Bewaffnung, ihrer ſtrengen Kriegszucht, und wegen den großen Fortſchritten, die ſie in der Kriegskunſt gemacht hatten, mit Recht hoffen, die ungeregelten, faſt unbedeckten, und im Vergleiche ſchlecht genug bewaffneten germaniſchen Heerhaufen zu beſiegen. Dieſe Erwartung war auch zum Theil erfüllt. — Freudig zog der Deutſche in den Kampf, und wie ein Held ſtritt er gegen die überlegenen Feinde. Aber lange gingen

alle Erfahrungslehren an ihm verloren. Er gewann keine Ueberſicht der Bewegungen, keine Regelmäßigkeit in der Ausführung entworfener Operations-Plane, keine kalte Ueberlegung. Die oben angeführten Beyſpiele gehören zu den ſeltenen Ausnahmen; ſolche Einſicht und Klugheit wurde nie allgemein. Wohl fügten Verſtecke und Kriegsliſten den durch erfochtene Vortheile übermüthig und unbehuthſam gewordenen Römern ſehr oft bedeutenden Schaden zu; aber in offenen Feldſchlachten hatten ſie meiſtens die Oberhand. — Doch ihre Siege trugen ihnen geringe Früchte. Ausgedehnte Wüſten, endloſe Wälder, nahrungsloſe Gegenden hielten ſie in ihrem Vordringen auf. Jeder Verluſt, den die Deutſchen erlitten, wurde augenblicklich und reichlich erſetzt, da überall die ganze Bevölkerung zu den Waffen griff. Die römiſchen Legionen, fern von ihren Verſtärkungen, ſchmolzen mit jedem Siege. Ihre natürliche Einſicht leitete die Deutſchen auf eine Art der Kriegsführung, die ganz ihrem vaterländiſchen Boden angemeſſen war, und die Vortheile der römiſchen Bewaffnung und Disciplin vereitelte. Sie vermieden nähmlich die Hauptſchlachten, verließen bey Annäherung der Feinde ihre Wohnorte, flüchteten mit ihrer Habe, Weibern und Kindern in wüſte Gegenden, zwiſchen unzugängliche Moräſte, in Wälder und Gebirge, ſammelten die Waffenfähigen in wohlgelegenen Hinterhalten, ſtürzten dann in günſtigen Augenblicken plötzlich auf den Feind, umgaben deſſen Heeres-Colonnen von allen Seiten, ſchnitten ihnen die Verbindungen, Proviant-Zufuhren, Rückzugswege ab, beunruhigten ſie Tag und Nacht, und rieben ſie, beynahe ohne eigenen Verluſt, durch Ermattung und Hunger auf, oder zwangen ſie, ſchwer errungene Vortheile aufzugeben, mit vielem Blute eroberte Landſtriche fliehend zu verlaſſen. Schon der erſte Zug, den die Römer unter Cäſar nach Deutſchland wagten, nahm ein wenig glorreiches Ende. »Cäſar hielt ſich nur wenige Tage in ihrem (der Sigambrer) Lande auf,« erzählt dieſer Feldherr von ſich ſelbſt, im 4. B. 19. C., »ließ

alle Ortſchaften und Wohnungen niederbrennen, das Getreide abmähen, und zog in das Gebieth der Ubier, denen er Hülfe gegen die Sueven zugeſagt.« — Dieſe hatten unterdeſſen ihr Land geräumt, und ſich in eine der undurchdringlichen Wälder wegen unangreifbare Stellung zuſammengezogen. Dahin hatte dann Cäſar keine Luſt, ihnen zu folgen. »Als Cäſar dieſes hörte, und den Zweck, wegen welchem er ſein Heer über den Rhein geführt, erreicht hatte (?), indem er die Germanen in Furcht verſetzt, die Sigambrer gezüchtigt (?), die Ubier befreyt, glaubte er für ſeinen Ruhm und des Staates Vortheil genug gethan zu haben, ging am achtzehnten Tage, ſeitdem er deutſchen Boden betreten, nach Gallien zurück, und ließ die Brücke abtragen.« — Ganz denſelben Ausgang hatte der zweyte Rheinübergang, den Cäſar ſpäter unternahm, und ihn im 6. B. 9. 10. u. 29. C. beſchreibt. — Als die Germanen in folgenden Zeiten den Römern die Kriegszucht und Kriegskunſt abgelernt hatten; als dieſe im Schooß des Sieges verweichlichten, die Deutſchen hingegen ihre unveränderliche Tapferkeit nur verfeinerten, zitterte Rom Jahrhunderte hindurch bey ihrem Nahmen, ahnend, daß es ſeine Beſtimmung ſey, unter den Angriffen der einſt ſo verachteten Barbaren zu fallen. —

Die Italien näheren Nationen celtiſchen, germaniſchen und illyriſchen Stammes waren von den Römern zwar nicht ſo ſehr gefürchtet worden. Aber ſie ſetzten durch die Wuth ihrer Angriffe, die Grauſamkeiten, welche ſie nach gewonnener Schlacht ausübten, dieſe ihre Gegner oft in Beſtürtzung. Wie am Rheine die Deutſchen, ſo waren in Ligurien, Inſubrien, Rhätien u. ſ. w. die Celten, an den adriatiſchen Meeresküſten die Illyrier, gegen ihre gemeinſchäftlichen natürlichen Feinde mit nie endenden Raubzügen thätigſt beſchäftiget. Hier und da hatten die Römer, als ſie dann angreifend in der wilden Nachbarn Länder eindrangen, harten Widerſtand zu bekämpfen. Es bedurfte aller ihrer Kriegskunſt, um Völker zu beſiegen, welche die Freyheit mehr als ihr Leben liebten, den Tod der

Sclaverey vorzogen, und oft ihre Familien und ſich ſelbſt ermordeten, um nur nicht die Feſſeln der Sieger zu tragen. Aber die Römer kämpften auch nicht allein mit dem Schwerte. Sie gebrauchten alle Waffen der Politik. Beſtechungen verfehlten leider ihren Zweck nur ſelten. Reiche Verſprechungen, trügeriſche Bündniſſe theilten die Kraft der Nationen, regten eine gegen die andere auf, bis ſich endlich Alle getäuſcht, hintergangen, unterjocht ſahen. —

Als einen Beweis, wie ſehr die römiſchen Soldaten der Deutſchen Tapferkeit fürchteten, führen wir eine Erzählung Cäſars (1. B. 39. C.) an, der man, da ſie den Römern keineswegs zur Ehre gereicht, Glauben beymeſſen darf. »Als Cäſar auf dem Marſche gegen Arioviſt zu Beſontio (Beſancon) lagerte, erzählten die Gallier und einige Handelsleute den römiſchen Soldaten von der Leibesgröße der Germanen, von ihrer unerhörten Tapferkeit und Kampfgeübtheit, von ihren ſchrecklichen Geſichtern und feurigen Augen, ſolche Wunderdinge, daß das ganze Heer von paniſcher Furcht ergriffen wurde. Die Officiere, welche Cäſarn aus Freundſchaft von Italien gefolgt waren, jammerten über die Größe der Gefahr. Viele erdichteten Beweggründe, das Heer verlaſſen zu dürfen. Andere blieben nur aus Schaam; aber ihre Geſichter waren von Furcht entſtellt, und ſie konnten die Thränen der Angſt nicht verbergen. Sie verſteckten ſich in ihren Zelten, und klagten über ihr Schickſal. Viele machten ihre Teſtamente. Einige gaben als Urſachen ihres Zagens nicht die Germanen, ſondern deren durch Engpäſſe und dichte Wälder unangreifbare Stellung, den Mangel an Lebensmitteln, die Schwierigkeit der Zufuhren an. Andere drohten, keinen Fuß weiter zu ſetzen, wenn der Marſch vorwärts ginge.« Cäſar mußte eine blumenreiche Rede an ſein Heer halten, die er in ſeinen Commentarien (1. B. 40. C.) im Auszuge, Dio Caſſius aber (im 38. B. 36. — 46. C.) nach ihrem wörtlichen Inhalte aufbewahrt hat. In dieſer Rede wurden das Beyſpiel

der heldenmüthigen Vorfahren, die früheren Siege gegen celtiſche Völker, die Vaterlandsliebe, die militäriſche Ehre, die Verächtlichkeit des Feindes, und andere Gründe mehr, angeführt, um den erſtorbenen Muth in der Bruſt der Soldaten wieder anzufachen: »Alle Theile unſeres Körpers ſind mit Schutzwaffen geſichert; unſere Feinde hingegen fechten faſt nackt. Wir folgen den Regeln überdachter Kriegskunſt; ſie ſtürzen ſich in blinder Wuth und ohne Ordnung vorwärts. Ihr habt keine Urſache, an ihnen den heftigen Angriff, die großen Körper, ihr ſchreckliches Geſchrey zu fürchten. Die Stimme hat noch nie einen Menſchen getödtet. Ihre Körper aber können nicht mehr thun, als die unſern: denn ſie haben auch nur zwey Hände. Aber ſie ſind größerer Gefahr ausgeſetzt, eben weil ihre Leiber groß und unbedeckt ſind. Ein Angriff, der anfangs mit zu ſtürmiſcher Wuth geſchieht, verliert gar bald ſeine Kraft, und erſchlafft.« — Dieß ſind einige der Gründe, mit denen Cäſar ſeine Soldaten aufs neue begeiſterte. Am meiſten wirkte wohl Cäſars beſchämender Antrag, nur allein mit der ihm ergebenen zehnten Legion das ganze deutſche Heer anzugreifen, indeß die übrigen Legionen nur gleich auseinander gehen ſollten, da ſie bisher auf Koſten des Staates nutzlos gezehret hätten, und jetzt geſonnen wären, Theil an der Beute zu fordern, die andere Tapfere erkämpfen würden. —

Die Römer ahneten, daß ihres Reiches Untergang von dieſen Völkern kommen dürfte. Darum ſcheuten ſie immer deren Nachbarſchaft an ihren Gränzen, und wo dieß durchaus nicht zu vermeiden war, hielten ſie ſich nur durch ſo mächtige Ströme, als der Rhein und die Donau, und durch längs denſelben angelegte militäriſche Pflanzſtädte, Feſtungen, Schanzen, in welchen der Kern des Heeres aufgeſtellt wurde, in etwas geſichert. Druſus bauete am Ufer des Rheines mehr als fünfzig feſte Schanzen (Fl. 4. B. 12. C.), und zu einer Zeit, wo die Römer nicht mehr als einige und zwanzig Legionen unter den Waffen hatten, wurden acht derſelben zur Deckung die-

ſes Fluſſes verwendet (T. Ann. 1. B. 3. C.). — Nachdem Tacitus (G. 33. C.) von den innern Vertilgungskriegen verſchiedener germaniſchen Völker geſprochen, und darüber ſeine patriotiſche Freude ausgedrückt, ſchließt er mit dem Wunſche: »Möchte doch bey dieſen Völkern, wenn ſie uns Römer nicht lieben können, wenigſtens der innere gegenſeitige Haß lange fortwähren; da bey der drangvollen Lage des Reiches das Schickſal uns keine größere Gunſt gewähren kann, als Zwietracht unſerer Feinde.« — Das Schickſal erhörte dieſen Wunſch nicht. Die Zwietracht zerriß das römiſche Reich, vernichtete ſeine Kraft, und machte es zur leichten Beute der unterdeſſen zu Roms Verderben einig gewordenen Deutſchen. —

Die Sucht der Imperatoren, ſich den Titel Germanicus (Beſieger der Deutſchen) auch ohne mindeſtes Verdienſt zuzueignen, zeugt von dem hohen Werthe, welchen Roms Herrſcher auf ſolche Siege legten. Nichts ſchmeichelte den römiſchen Feldherrn mehr, als jene eitlen Triumph-Einzüge zu Rom, wenn angebliche deutſche Siege denſelben zum Vorwande dienten. — Kaiſer Caligula gerieth im Jahre 40 n. Chr. G., bey Gelegenheit einer Luſtreiſe nach Umbrien, plötzlich auf den Einfall, wider die Germanen zu Felde zu ziehen. Die unerhörteſten Kriegsrüſtungen wurden mit einem Eifer und einer Schnelligkeit betrieben, als wenn das Reich in Gefahr ſtünde. Aus Unter-Italien eilten zahlloſe Truppen nach dem Rheine. Aber kein Feind zeigte ſich: überall war die größte Ruhe. Da trieb dann Caligula manch unwürdiges Poſſenſpiel. Seine Vorpoſten mußten ihm verabredeter Maßen den vorgeblichen Anmarſch der Germanen melden; die Armee mußte ausrücken, und — Trophäen von Baumwipfeln errichten; aus den Schulen gehobene junge Leute mußten die germaniſche Partey vorſtellen, wurden verfolgt, eingehohlt, und in Ketten zurückgebracht, u. d. gl. — Wegen dieſer Heldenthaten erkannte ſich der Kaiſer einen Triumph zu. Die größten Gallier, die man nur finden konnte, wurden gezwungen, ſich die Haare roth färben und

lang wachſen zu laſſen; ſie mußten einige deutſche Worte auswendig lernen, und erhielten barbariſche Nahmen, damit ſie als beſiegte Germanen bey dieſem Triumphe auftreten konnten (Suet. Calig. 43.—47. C.). — Kaiſer Domitian unternahm im Jahre 84 n. Chr. G. einen Zug gegen die Deutſchen, kehrte aber nach Rom zurück, ohne den Feind geſehen zu haben, und hielt einen Triumph, bey dem er, ſtatt der gefangenen Deutſchen, eigens hierzu gekaufte und in germaniſche Kleidung gehüllte Sclaven vor ſeinem Wagen einherziehen ließ. Durch dieſe ſchnell erkannte Liſt machte er ſich zum Gegenſtande des allgemeinen Spottes (T. Ag. 39. C.). — So beeilten ſich die Kaiſer auch jedes Mahl, das Andenken ſolcher Siege durch Schlagung von Münzen zu verewigen, und mußten doch oft mit einem großen Theile der nähmlichen Münzen den vorgeblich beſiegten Deutſchen den Frieden, und die Schonung der römiſchen Gränzen abkaufen. — Was aufgeklärte Römer von den ſo hochgerühmten Siegen dachten, geht aus einigen Stellen der Claſſiker hervor. So ſagt z. B. Florus (4. B. 12. C.): »Es wäre zu wünſchen geweſen, daß ſich Auguſt nicht ſo viele Mühe gegeben hätte, Deutſchland zu beſiegen. Es iſt ſchändlicher verloren, als glorreich erobert worden.« — — »Es iſt ſchwerer, Provinzen zu erhalten, als ſie zu erobern. Durch Gewalt werden ſie bezwungen, durch Gerechtigkeit ihr Beſitz geſichert. Darum war unſere Freude nicht von Dauer. Denn die Deutſchen waren mehr beſiegt, als unterjocht. Sie verehrten mehr des Druſus gutes Benehmen, als unſere Waffen. Aber nach ſeinem Tode fingen ſie an, den Muthwillen, den Stolz und die Grauſamkeit des Varus zu haſſen, u. ſ. w.« — Tacitus (G. 37. C.) rechnet, daß Rom bis auf Trajans Zeit bereits zweyhundert und zehn Jahre über Deutſche ſiege, und doch mit Deutſchland nicht zum Ende komme. In dieſer langen Zeit habe der Verluſt oft gewechſelt. Kein Volk der Welt habe den Römern mehr zu ſchaffen gegeben. Der Freiheitsſinn der Germanen ſey immer thätig geblieben. Fünf conſulariſche

Heere hätten die Cimbrer vernichtet. Drey Legionen ſeyen mit Varus aufgerieben worden. In Italien, in Gallien, in ihren eigenen Wohnſitzen über dem Rheine, hätten die Feldherrn die Siege über die Deutſchen theuer erkauft. In den neueſten Zeiten hätte man über ſie mehr Triumphe gehalten, als Siege erfochten. —

Die Germanen vermietheten ſchon in den älteſten Zeiten ihre Krieger an Fremde (T. G. 14. C.). Als die Bellovaker gegen Cäſar rebellirten, ſandten ſie den Comius über den Rhein, um deutſche Hülfsvölker anzuwerben (J. C. 8. B. 7. C). Er brachte nur 500 Reiter mit zurück; aber dieſes ſchwache Häufchen Germanen reichte hin, die Gallier mit Muth und Zuverſicht zu erfüllen (8. B. 10. C.). — Die Trevirer wurden von Labienus mit der römiſchen Reiterey geſchlagen. Viele von ihnen ſowohl, »als von den Germanen, die Keinem Hülfe gegen die Römer verſagen,« wurden getödtet (J. C. 3. B. 45. C.). — Civilis rief (im J. 70. n. Chr. G.) nicht nur ſeine Landsleute, die Bataver, zum Aufſtande gegen die Römer, ſondern auch die Bructerer und Tencterer, und die durch eigene Bothen zu Beute und Ruhm aufgeforderten Germanen (T. 4. B. d. G. 28. C.). — Wie ſich dieſe Hülfsvölker gegen ihre Schützlinge benahmen, zeigt Cäſars Erzählung aus ſeinem erſten Feldzuge in Gallien. »Die Arverner und Sequaner hatten die Germanen in Sold genommen, und 15,000 deutſche Krieger gingen über den Rhein. Den rohen Söhnen der Natur gefiel Gallien und die dortige Lebensart, und große Haufen ihrer Landsleute folgten ihnen ſchnell über den Fluß, ſo daß ihre Zahl ſich bald auf 120,000 belief. Die Aeduer wollten die ungebethenen Gäſte mit Gewalt über den Rhein zurücktreiben; ſie wurden aber geſchlagen, verloren ihren Adel, den Senat, die Reiterey, und mußten den Sequanern, der Germanen Bundesgenoſſen, Geißeln geben. Arioviſt hieß der Anführer oder König der Germanen, der ſich nun den dritten und beſten Theil des Gebiethes der Aeduer zueignete, und ſich dort

förmlich niederließ. — Hart drückte des Siegers Joch; immer mehr Verſtärkungen zog er aus Germanien an ſich; immer mehr Land, und alle Städte der Sequaner ließ er durch ſeine Leute beſetzen; die Kinder des Adels nahm er als Geißeln; alle möglichen Grauſamkeiten wurden verübt. Der wilde, hitzige, verwegene Barbar übte eine unleidliche Herrſchaft, und die Gallier dachten bereits daran, nach fernen Gegenden auszuwandern, wo ſie keine Germanen mehr zu fürchten hätten, wenn nicht der Römer Hülfe ihrem Unglücke ein Ende machte« (J. C. 1. B. 31. C.). — Cäſar fürchtete, »das rohe, wilde Volk würde, ſo bald man es in Gallien feſten Fuß faſſen ließe, ſo wie einſt die Cimbrer und Teutonen, durch die galliſche Provinz nach Italien einzudringen ſuchen. Dieſem Unheil glaubte er ſchnell vorbeugen zu müſſen. Denn Arioviſt war jetzt durch Stolz und Hochmuth ganz unerträglich geworden« (J. C. 1. B. 33. C.). — So entſpann ſich dann der Krieg gegen dieſe Germanen, der mit ihrer Vernichtung endete. —

Nachdem die Deutſchen Hunderte von Jahren hindurch ihre Freyheit gegen die Römer rühmlich vertheidiget hatten, gingen die letzteren endlich ſo weit, die Verweichlichung ihrer eigenen Krieger berückſichtigend, Germanen zahlreich in ihre Dienſte aufzunehmen, ja Germanen ſogar Feldherrnſtellen über römiſche Heere anzuvertrauen (4). Dadurch lernten die Deutſchen den Rö-

(4) Mehrere der einſt von den Römern ſo verachteten Barbaren beſtiegen in der Folge an der Spitze des Heeres den Thron der Imperatoren: z. B. der deutſche Magnentius; die Gallier Antoninus Pius und Silvanus; die Spanier Trajan, Hadrian und Theodoſius; die Pannonier Decius, Domitius, Probus, Jovianus, Valentinian I. und Valens; die Dalmatier Claudius und Diocletianus; der Illyrier Marcianus; der Thracier Maximinus; der Afrikaner Severus; der Syrier Aurelius; der Araber Julius Philippus, u. ſ. w.

mern die Kriegskunſt ab. Sie gewannen an kriegeriſcher Intelligenz und Disciplin, ohne ihre kriegeriſchen Tugenden zu verlieren, in dem Maße, als Roms unwürdige Söhne ſich mehr und mehr der Weichlichkeit hingaben, dem Kriegsſtande auswichen, und ſich der alten Zucht, der Mutter ſo vieler Siege, überhoben. —

Aber auch ſchon in weit früherer Zeit dienten einzelne deutſche Fürſten, ſo wie ganze germaniſche Corps, in den römiſchen Heeren. Kaum hatte Cäſar die Deutſchen kennen gelernt, ſo nahm er ſchon Krieger aus dieſem Volke in ſeine Dienſte, und ſchätzte ſie ſeinen beſten Truppen gleich. In dem Gefechte bey Noviodunum (Nyon) »ſchickte Cäſar 400 germaniſche Reiter der Reiterey der Legionen zu Hülfe, die ſich im Gedränge befand. Dieſe Reiter pflegte Cäſar ſchon vom Anfang her immer um ſich zu haben. Die Gallier hielten ihren Angriff nicht aus, wurden geworfen, und zogen ſich mit beträchlichem Verluſte auf ihr Heer zurück« (J. C. 7. B. 13. C.). — Die Ubier dienten ihm als Spione gegen die Sueven (6. B. 10. C.). — Als mehrere galliſche Völker ſich empörten, und Cäſar ſich ihnen an Reiterey nicht gewachſen fühlte, »forderte er von ſeinen germaniſchen Freunden über dem Rheine Reiterey, und leichte Fußvölker, die zwiſchen derſelben zu fechten gewohnt waren. Da er die Erſtere bey ihrem Eintreffen nicht gut beritten fand, gab er derſelben ſogar die Pferde der Kriegs-Tribunen, der römiſchen Ritter, und der Freywilligen (7. B. 65. C.). Dieſe Germanen entſchieden die Niederlage des Vercingetorix (7. B. 67. C.); eben ſo bey Aleſia (Aliſe in Burgund) (7. B. 70. C); und noch ein zweytes Mahl eben dort (7. B. 80. C.); dann gegen die Bellovaker (8. B. 13. C.), und bey Uxellodunum (Puech d'Issola (8. B. 36. C.). — Unter dem Heere des Pompejus in Illyrien befand ſich das Reiter-Corps des Gabinius von 500 Mann, lauter Gallier und Germanen, welches Gabinius früher zum Schutze des ägyptiſchen Königs Ptolemäus in Alexandrien gelaſſen (J. C. v. b. K. 3. B. 4. C.). — Dem Cäſar ſen-

dete bey Ausbruch des bürgerlichen Krieges der König des Noricums dreyhundert Reiter ins Lager bey Corfinium als Hülfs-Truppen (J. C. v. b. K. 1. B. 18. C.). Die pharſaliſche Schlacht entſchied das deutſche Fußvolk durch einen muthvollen Angriff für Cäſar, und gewann ihm dadurch die Weltherrſchaft (Fl. 4. B. 2. C.). Die germaniſchen Reiter trugen zu Cäſars Siege bey Alexandrien in Aegypten vorzüglich bey (J. C. v. al. K. 29. C.). Bey der Armee des Labienus in Libyen befanden ſich germaniſche Truppen (J. C. v. af. K. 29. C.), und wurden in dem Treffen bey Ruſpina in Afrika nach tapferer Gegenwehr alle zuſammengehauen (40. C.). — In den Bürgerkriegen nach Cäſars Ermordung fochten Deutſche in den Heeren beyder Parteyen; ſo wie ſpäter auch in Sicilien unter Sextus Pompejus gegen Auguſt (App. d. b. c. 7. B. 117. C.). — Als Varus aufgerieben wurde, ließ Auguſt im erſten Schreck die Deutſchen, welche unter der kaiſerlichen Garde dienten, nach den Inſeln bringen, und alle übrigen wehrloſen Gallier und Germanen, die ſich als Reiſende oder in Geſchäften zu Rom aufhielten, aus der Stadt weiſen, weil er von denſelben einen Aufſtand befürchtete. (Dio C. 56. B. 23. C.). — Als im Jahre 14 nach Chr. G. die pannoniſchen Legionen rebellirten, gab Tiber dem Druſus, der gegen die Aufrührer zog, nebſt einem Theile der prätorianiſchen Cohorten, auch noch »den Kern der Deutſchen mit, welche damahls des Imperators Wache waren« (T. Ann. 1. B. 24. C.). — Der hochgefeyerte deutſche Held **Herrmann** hatte einen Theil ſeiner Jugend zu Rom zugebracht, mit der römiſchen Bildung auch die lateiniſche Sprache ſich eigen gemacht, und war von Auguſt ſehr ausgezeichnet worden, indem dieſer Kaiſer ihm die Ritterwürde und das römiſche Bürgerrecht verlieh. Er hatte im römiſchen Heere als Anführer der cheruskiſchen Hülfs-Truppen gedient, und den letzten Feldzug (im Jahre 11 n. Chr. G.) mitgemacht. (T. Ann. 2. B. 10. C. — Vell. P. 2. B. 118. C.). — Deſſen Bruder Flavius war Tribun in des Germanicus Heere, das im Jahre 16 an die We-

ſer zog. Er zeichnete ſich durch ſeine treue Anhänglichkeit an Rom aus. Er hatte ſchon früher unter Tiber gedient, und zum Lohn ſeiner Verdienſte einen erhöhten Sold, eine Krone, eine Halskette, und andere militäriſche Ehrenzeichen erhalten (T. Ann. 2. B. 9. C.). — In der Schlacht an der Weſer gegen die Cherusker machten verbündete Germanen und Gallier die Spitze des römiſche Vortrabs. Die rhätiſchen und vindeliciſchen Cohorten ſtellten ſich dem Herrmann dort, wo er durchbrechen wollte, entgegen. Die chauciſchen Hülfs-Truppen aber ſollen ihn durchgelaſſen haben (T. Ann. 2. B. 17. C.). — In dem Kriege gegen die Frieſen (im Jahre 28 n. Chr. G.) dienten in des Lucius Apronius Heere leichte Reiter der Canninefater, und deutſches Fußvolk (T. Ann. 4. B. 73. C.). — Die bataviſche Jugend wurde zum römiſchen Kriegsdienſte förmlich ausgehoben. Die römiſchen Beamten vollzogen dieß Geſchäft auf die drückendeſte Art. Sie machten dabey einen außerordentlichen Aufwand, der dem Lande zur Laſt fiel. Sie hoben Greiſe und untaugliche Schwächlinge aus, nur damit ſie denſelben ein ſchweres Löſegeld abpreſſen konnten. Dieß war eine Haupturſache des durch Civilis erregten Aufſtandes (T. 4. B. d. G. 14. C.). Als derſelbe ausbrach, zogen ſich die römiſchen Truppen des Unter-Rheins in dem obern Theile der bataviſchen Inſel unter des Aquilius Commando zuſammen, »mehr dem Nahmen als dem Gehalte nach ein Heer: denn Vitellius hatte die beſten Soldaten hinweg gezogen, und eine Anzahl träges Volk aus den nächſten Gauen der Nervier und Germanen mit Waffen beladen« (T. 4. B. d. G. 15. C.). — In der Hauptſchlacht, welche der römiſche Feldherr Agricola im Jahre 84 nach Chr. G. den Brittaniern lieferte, zeichneten ſich drey Cohorten Bataver und zwey Cohorten Tungerer vorzüglich aus, und entſchieden den Sieg (T. Ag. 36. C.). —

Wir haben aus mehreren dieſer Beyſpiele geſehen, welche vortreffliche Dienſte die deutſchen Hülfs-Truppen in vielen Gelegenheiten den Römern geleiſtet haben. Die Geſchichte hat

uns aber auch jene Fälle aufbewahrt, wo die germaniſchen Sold-Truppen und Verbündeten die gelobte Treue brachen, und den Römern durch Verrath und Abfall verderblich wurden. — Wie die Germanen den unvorſichtigen Varus durch verſtellte Ergebenheit einzuſchläfern, und ihn von ihrer Treue gegen Rom und deſſen Beherrſcher Auguſt zu überreden gewußt; — wie ſie mit eben ſo vieler Klugheit den Verſchwörungsplan angelegt, als entſchloſſen und muthvoll zum Verderben des römiſchen Heeres ausgeführt, wird in dem weiteren Verfolge der Geſchichte erzählt werden. Vellejus Paterculus ſpricht mit tiefſter Empfindlichkeit von dieſem für Rom ſo ſchrecklichen Ereigniß. Er ſagt: »man würde es kaum glauben, wenn es nicht die Erfahrung bewieſen hätte, daß die Germanen die tiefſte Verſtellung mit der größten Rohheit verbänden. Sie wären ein zu Lug und Trug geborenes Volk« (2. B. 118. C.). — In der erſten Schlacht gegen Civilis, die im Jahre 70 nach Chr. G. in der bataviſchen Inſel geliefert wurde, gingen die tungeriſchen, im römiſchen Solde ſtehenden Cohorten zu den Batavern über. Die durch den unerwarteten Verrath aus der Faſſung gebrachten Römer wurden von ihren eigenen Bundesgenoſſen, eben ſo wie von den Feinden, niedergehauen. — Solcher Verrath geſchah auch bey den Schiffen. Die bataviſchen Ruderknechte hinderten durch ſcheinbare Unerfahrenheit die Matroſen, und die zu der Schiffe Vertheidigung beſtimmten Soldaten, in ihrem Dienſte. Dann arbeiteten ſie ihnen gerade entgegen, wendeten die Schiffe gegen das feindliche Ufer, mordeten die Centurionen und Steuerleute, die ſich ſolchem Beginnen widerſetzten, und gingen mit der ganzen, vier und zwanzig Schiffe zählenden, Flotte zum Feinde über (T. 4. B. d. G. 16. C.). — In dem Corps des Legaten Lupercus ſtanden bey den Legionen Ubier, dann treviriſche Reiter: endlich »eine Schwadron Bataver, die zwar ſchon längſt zum Verrath verführt war, aber noch Treue heuchelte, um Gelegenheit zu finden, die Römer in der Schlacht ſelbſt zu verrathen, und ihnen dadurch

deſto größeren Schaden zuzufügen.« Wirklich entblößte dieſe Reiterey im nächſten Gefechte durch ihre Flucht den linken Flügel der römiſchen Schlachtlinie, und wendete ſich dann ſogleich gegen dieſelbe. Die Ubier aber und die Trevirer zerſtreuten ſich fliehend über die Gegend (T. 4. B. d. G. 18. C.). — Einige in römiſchen Dienſten ſtehende Cohorten der Bataver und Canninefater wurden auf dem Rückzuge nach Vetera von Civilis aufgefordert, zu ihm überzugehen. Dieſe verfielen nun gleich in Stolz und Frechheit, machten an ihren Befehlshaber Flaccus unerfüllbare Forderungen, und zogen dann zum Civilis. Aus dem Lager bey Bonna (Bonn) kam ihnen die erſte römiſche Legion entgegen, um ſie aufzuhalten. Aber ſie wurde von den Germanen geſchlagen, und dieſe öffneten ſich den Weg mit Gewalt (T. 4. B. d. G. 19. C.). — Als die Germanen das Winterlager der römiſchen Reiterey bey Asciburgum (bey Duysburg) ſtürmend überfielen, entblößte die nerviſche Cohorte die Flanke der Schlachtordnung aus Furcht oder Treuloſigkeit (T. 4. B. d. G. 33 C.). — Die Treviren hatten längs ihrer Gränze Bruſtwehren und Wälle errichtet, und lieferten den Germanen blutige Gefechte. Aber bald darauf rebellirten ſie ebenfalls, und »befleckten ſo ihre Verdienſte um die Römer« (T. 4. B. d. G. 37. C.). — Als die zwey im Lager bey Vetera ſtehenden römiſchen Legionen, nach rühmlichſter Vertheidigung durch Hunger bezwungen, ſich den Verbündeten ergaben, erhielten ſie durch Vertrag freyen Abzug, und zu ihrem Schutze eine bataviſche Bedeckung. Aber kaum hatten ſie 5000 Schritte von dem Lager zurück gelegt, als die Germanen ſie überfielen, und größten Theils niedermachten. Ein Theil dieſer Unglücklichen erreichte zwar das Lager wieder; aber die Germanen folgten ihnen auf dem Fuße, plünderten das Lager, warfen dann Pechfackeln hinein, und verbrannten die Römer, welche dem Blutbade entgangen waren (T. 4. B. d. G. 60. C.). — Eine in Deutſchland geworbene und (im Jahre 83 n. Chr. G.) bey der römiſchen Armee in Brittanien

ſtehende Cohorte Uſipier ermordete ihren Centurio, und die, um ſie im Dienſte zu unterrichten, unter ſie vertheilten römiſchen Soldaten. Die Meuterer bemächtigten ſich dann einiger Fahrzeuge, umſchifften Brittanien, landeten verſchiedene Mahle an den Küſten dieſer Inſel, und kämpften mit abwechſelndem Glücke gegen die Landesbewohner, um ſich die unentbehrlichſten Lebensmittel zu verſchaffen. Vom Hunger auf das Aeußerſte gebracht, mußten ſie ihre Schwachen und Kranken, und zuletzt auch durch das Loos bezeichnete geſunde Gefährten aufzehren. Sie ſcheiterten aus Unkunde der Schifffahrt, und Unbekanntſchaft mit jener See, an der Küſte von Nord-Deutſchland, wurden von den Frieſen und Sueven gefangen, und als Sclaven verkauft (T. Ag. 28. C.). —

Wir ſchließen dieſe Darſtellung des germaniſchen Kriegsweſens, indem wir bemerken, daß die Kriegszucht der deutſchen Heere, — jene moraliſchen Regeln, denen ſich der deutſche Krieger, während er gegen den Feind ſtand, entweder freywillig unterwarf, oder die zu beobachten er mit Strenge angehalten wurde, — ſich aus dem bisher Geſagten deutlich abnehmen laſſe. Unterwürfigkeit den Befehlshabern, Treue den Fahnen, aufopfernde Tapferkeit im Gefechte, ſich ſelbſt vergeſſende Unterſtützung des gefährdeten Feldherrn, der vom Feinde bedrängten Kammeraden, und andere militäriſche Tugenden mehr, welche den geregelten Heeren ſpäterer Zeiten durch Kriegsgeſetze befohlen wurden, haben die Germanen, von richtigen Gefühlen geleitet, mit wenigen Ausnahmen, ſtets geübet. Die Strafen, welche über die in deutſchen Heeren ſo ſeltenen militäriſchen Vergehungen verhängt wurden, haben wir ſchon bey der Gerechtigkeitspflege angeführt. Wir müſſen hier nur noch der Belohnungen der Tapferkeit, und beſonders eines militäriſchen Ritterordens erwähnen, von dem uns Tacitus (G. 31. C.) Folgendes erzählt: »Die Tapferſten (Catten) tragen eiſerne Ringe, welches ſonſten für eine Schmach gehalten wird, als eine Feſſel, von der ſie

ſich erſt durch Tödtung eines Feindes erlöſen. Ein ſolcher Entſchluß wird durch den Beyfall des Volkes gelohnet. Dieſe ausgezeichneten Krieger ergrauen in ſolcher Tracht. Sie beginnen die Schlachten; ſie ſind die Vorderſten in den Reihen. Ihr Ausſehen iſt ſchreckbar, und auch im Frieden mildert ſich ihr Antlitz nicht. Sie beſitzen weder Häuſer noch Aecker, und ſorgen für nichts; der nächſte Beſte, zu dem ſie kommen, ernährt ſie, und ſo verſchwenden ſie fremdes Gut, indem ſie eigenen Beſitz verachten. Erſt das kraftloſe Alter macht ſie ſo rauher Tugend unfähig.« — Andere öffentliche Auszeichnungen, die mit den Denkmünzen, Kreuzen, Ehrenwaffen ſpäterer Zeiten eine Aehnlichkeit gehabt hätten, ſcheinen bey den Deutſchen nicht bekannt geweſen zu ſeyn. Vielleicht wurden die Krieger, die durch ihren Muth ſich beſonders auszeichneten, vorzugsweiſe in das Gefolge der Fürſten aufgenommen? Vielleicht feyerten die Barden die Thaten auch der noch lebenden Helden in ihren Geſängen? Vielleicht würde den Tapferſten ein größerer und beſſerer Theil der Beute zuerkannt? — Gewiß iſt nur, daß die allgemeine Achtung Heldenthaten ſicher lohnte; daß das verſammelte Volk des bravſten Kriegers Worten beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte; daß die Erhebung in die ausgezeichnete Claſſe des Adels gleichſam eine natürliche Folge ſolchen Verdienſtes war; daß endlich diejenigen aus dem Adel, welche die Achtüng ihres Stammes am meiſten verdient hatten, zu den Stellen der Heerführer, ja ſelbſt zu der Würde der Fürſten, durch die Stimme des Volkes berufen wurden. —

Bey der ſo einfachen Beſchaffenheit der Hausgeräthe, Kleider, Waffen u. ſ. w. bedurften die Deutſchen keiner künſtlichen Handwerke. Zum Bau der Häuſer, zur Verfertigung der Waffen, Geräthe, Wagen, Koch- und Trinkgeſchirre u. dgl., hatten ſie nur elende Werkzeuge. Sie bedienten ſich derſelben ohne beſondere Geſchicklichkeit. Auch entbehrten ſie des guten Geſchmackes in Hinſicht der Formen. Das Schöne

und zierlich Gearbeitete ſtand bey ihnen viel weniger im Werthe, als das Feſte, Dauerhafte. — Ihre Manufacturen erzeugten eine grobe Leinwand, die in unſeren Zeiten kaum zu Strohſäcken verwendet würde, und in die ſich damahls die edelſten deutſchen Frauen kleideten. — Die Zurichtung der Thierfelle für die Kleidung der Männer geſchah gleichfalls auf die einfachſte und unzureichendeſte Art. — Die an der See wohnenden Deutſchen, durch den Handel mit Fremden viel früher aufgeklärt und zum Luxus hingezogen, waren auch in der Kenntniß mannigfacher Bedürfniſſe, und in den Mitteln, dieſelben zu befriedigen, im Schönheitsſinn, im Putze, und in der äußern Cultur aller Art, viel weiter vorgeſchritten. —

In dem rauhen Naturzuſtande, in welchem wir die erſten Deutſchen erblicken, blühten bey ihnen keine das Leben verſchönernden Künſte, noch weniger aber die Wiſſenſchaften. Zufrieden mit ihren einfachen Genüſſen, bemerkten ſie gar nicht, daß ihnen noch etwas zu ihrem Glücke fehle, und waren darum in ihrer Unwiſſenheit doch nicht minder glücklich. Sie beneideten kein fremdes Volk um höhere Bildung des Wiſſens, um größere Bequemlichkeiten, welche die Kunſt verſchafft. Ihr Verſtand war rein und ſcharf; aber er war auf den engen Kreis, den ihre Art zu leben den ſinnlichen Beobachtungen offen ließ, beſchränkt. —

Es iſt noch nicht ausgemacht, ob die Deutſchen zu Cäſars Zeit mit der Schrift bekannt geweſen ſind. Die ſo verſchieden erklärte Stelle des Tacitus: Literarum secreta viri pariter ac feminae ignorant (G. 19. C.), ſcheint, in dem Zuſammenhange mit dem Inhalte jenes Capitels, nur auszudrücken, daß Männer und Frauen mit dem geheimen Wechſeln der Liebesbriefe unbekannt waren. Obwohl nun dieſe Stelle den Deutſchen die Schreibekunſt nicht unbedingt abſpricht, ſo finden wir doch auch gar keine, ihre Bekanntſchaft mit derſelben beweiſende Stelle. Daß die Deutſchen bey ihrer Unterjochung durch die Römer noch keine eigene Schrift ge-

kannt, und keine Bücher in ihrer Sprache beſeſſen haben, iſt ſehr wahrſcheinlich; denn ſonſt würden uns die römiſchen Schriftſteller doch irgend ein Bruchſtück davon in ihren Werken aufbewahrt, oder wenigſtens eine Meldung davon gemacht haben. Die Celten, Nachbarn und Stammverwandte der Deutſchen, ſchrieben in griechiſcher Sprache. Die Helvetier und Gallier bedienten ſich griechiſcher Buchſtaben (1. Band, Seite 127. Anm. 19). Dieſe Umſtände ſprechen für die Meinung, daß die Germanen, die an Bildung hinter den genannten Völkern zurück ſtanden, gewiß noch weit weniger eine eigene Schriftſprache gehabt haben werden. Auch wiſſen wir, daß Carl der Große noch im achten Jahrhundert, als er die Ueberlieferungen und Angaben über die alte deutſche Volksgeſchichte ſammeln ließ, ſich mit Bardenliedern und mündlichen Erzählungen, die ſich ſeit einem Jahrtauſend vom Vater auf den Sohn vererbt hatten, begnügen mußte, weil ſchon damahls keine ſchriftlichen Urkunden, oder auch nur Spuren davon, aufzutreiben waren. — Es iſt möglich, daß einige germaniſche Prieſter und Weiſe die nordiſche Runenſchrift gekannt, und gebraucht haben; aber kein Beweis hiervon iſt auf ſpätere Zeiten übergegangen. — Bald nachdem die Deutſchen mit den Römern Bekanntſchaft gemacht, ließen ſie mehrere ihrer vornehmſten Jünglinge zu Rom erziehen, z. B. die cheruskiſchen Prinzen Herrmann und Flavius, den marcomaniſchen Marbod, u. a. m. Dieſe haben dann mit der lateiniſchen Sprache ohne Zweifel auch die römiſche Schrift erlernt. Auch hatten viele andere Germanen, die ſich als Kriegsgefangene, Kaufleute, Reiſende oder Miethſoldaten längere Zeit unter den Römern aufhielten, Gelegenheit, deren Sprache und Schrift ſich eigen zu machen. Als Sieger und Eroberer verbreiteten in der Folge die Römer ihre Sprache, ſo weit ſie kamen. — Mit der chriſtlichen Religion kam die lateiniſche Sprache und Schrift bey den Geiſtlichen aller Länder, folglich auch Deutſchlands, in Gebrauch. Die Mutterſprache wurde vernachläſſigt.

Die Laien, ſelbſt der höchſte Adel, konnten noch ein Jahrtauſend nach Chriſti Geburt faſt durchaus nicht ſchreiben, und ſelbſt die allgemeinen und Reichstagsgeſetze der Deutſchen wurden bis ins zwölfte Jahrhundert in lateiniſcher Sprache und mit lateiniſcher Schrift, meiſt von den Händen der Geiſtlichen, abgefaßt. Doch hat man vom neunten Jahrhundert auch einige deutſche ſchriftliche Ueberſetzungen ſolcher lateiniſchen Reichsgeſetze oder Capitularien (z. B. von Kaiſer Ludwig dem Frommen aus dem Jahre 823) aufgefunden, die zum Behuf der öffentlichen Bekanntmachung in die Sprache des Volkes übertragen worden. — Ein anderer Beweis, daß die alten Deutſchen keine eigene Schrift beſaßen, liegt darin, daß die älteſten vorhandenen deutſchen Manuſcripte mit Buchſtaben geſchrieben ſind, die durch auffallende Aehnlichkeit mit den römiſchen ihre Abſtammung von denſelben beurkunden. Die ſchreibenden Deutſchen, wenn ſie eigenthümliche Schriftzeichen jemahls beſeſſen hätten, würden deren Gebrauch dem der verdorbenen römiſchen Buchſtaben gewiß ſtets vorgezogen haben. —

Der Deutſchen Wiſſen in der Heilkunde beſtand in einigen Haus-Arzneyen, Kräuterſäften, und abergläubiſchen Zaubermitteln. Die vortreffliche Leibesbeſchaffenheit dieſer Völker, und ihre einfache naturgemäße Lebensart konnte den Aerzten weder viele Beſchäftigung, noch Gelegenheit zu Erwerbung ausgebreiteter Kenntniſſe der innern Heilkunde verſchaffen. Hingegen haben dieſe wahrſcheinlich in Behandlung von Wunden mehr zu leiſten gewußt, da die häufigen Kriege ihnen auch zahlreiche Gelegenheiten gaben, ihre dießfällige Geſchicklichkeit zu erproben, und zu erweitern. —

Es iſt ſchon früher von der Beſchränktheit der Geſchichtskunde der alten Germanen die Rede geweſen. Mangelte ihnen, wie man zu glauben alle Urſache hat, die Schreibekunſt gänzlich, ſo waren ſie in Hinſicht der frühen Begebenheiten ihrer eigenen Nation ganz allein auf Volkslieder, auf die mythologiſchen Dichtungen ihrer Religion, und auf ſon-

ſtige mündliche Ueberlieferungen beſchränkt. Wir haben das Wenige angeführt, was Cäſar und Tacitus in dieſer Hinſicht in ihren Schriften aufbewahrt haben. Die Geſänge der Barden, die Carl der Große, nach Eginharts Zeugniß, ſammelte, ſind bald darauf, ſo viel wir wiſſen, unbenutzt wieder verloren gegangen. — Von den Dichtungen der nordiſchen Scalden, welche die Thaten ihrer Fürſten und Helden zum Gegenſtande hatten, erhielten ſich zwar einige bis auf unſere Zeiten; aber ſie haben nur Ereigniſſe des äußerſten germaniſchen Nordens, nähmlich der ſcandinaviſchen Halbinſel und der nahen Eilande, zum Gegenſtande. Die Sammlung und chronologiſche Aneinanderreihung derſelben geſchah im eilften Jahrhundert, und wurde durch die damahls noch vorhandenen, mit Runenbuchſtaben in Stein gehauenen Inſchriften ſehr erleichtert. Sie haben aber auf das übrige Germanien keinen Bezug, und, da ſie ohnehin ins Reich der Mährchen gehören, keinen geſchichtlichen Werth. —

Der Deutſchen Wiſſen in der Geographie war, ſo lange ihnen der Handel fremd blieb, und auch ſpäterhin, da meiſtens die fremden Kaufleute zu ihnen, nicht die Germanen in deren Heimath kamen, äußerſt beſchränkt. —

Die aſtronomiſchen Kenntniſſe der Germanen waren im Allgemeinen nicht weiter vorgerückt, als bis zur Beobachtung der Mondsveränderungen, und der in der Heimath eines Jeden ſichtbaren ausgezeichneteſten Geſtirne: eine Kenntniß, welcher ſich auch jetzt noch jene Völker zu rühmen haben, die dem Naturzuſtande nahe ſtehen. Ob die Prieſter der Deutſchen es in dieſer Wiſſenſchaft eben ſo weit gebracht haben, als man dieß von den galliſchen Druiden glaubt, iſt ungewiß. — Die Deutſchen zählten die Zeit nicht nach Tagen, ſondern nach den Nächten (T. G. 11. C.). Ihre Eintheilung des Jahres iſt uns nicht genau bekannt. Aber wir wiſſen aus Tacitus (G. 26. C.), daß ſie nur drey Jahreszeiten: das Frühjahr,

den Sommer und Winter, kannten, und den Herbſt ganz übergingen. —

Die Philoſophie des Volkes beſchränkte ſich auf die einfachſten Sittengeſetze, oder moraliſchen Gewohnheiten, die aus dem natürlichen Gefühle geſchöpft, und durch ihre engbegränzten Begriffe genauer beſtimmt wurden. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Prieſter, die Fürſten und der Adel bey höheren Begriffen, Leidenſchaften und Wirken auch eine verfeinerte und ausgedehntere Lebensweisheit erwarben. Die Semnothei, welche Diogenus Laertius als eine Art von Weiſen oder Philoſophen, und Lehrern der alten Germanen anführt, werden von keinem andern Claſſiker genannt. —

Beredſamkeit war allen jenen Männern, welche in den Volksverſammlungen die Gemüther der Menge bewegen, und dieſe nach ihren Abſichten lenken wollten, unentbehrlich. Die ungebildete Sprache erlaubte wohl einen kraftvollen, aber keinen blühenden Vortrag. Die Redner, wenn ſie auch durch beſondere Umſtände höher gebildet geweſen wären, mußten ihre Vorträge doch immer den beſchränkten Begriffen ihrer Zuhörer anpaſſen. Cäſar und Tacitus haben uns mehrere Bruchſtücke von Reden deutſcher Fürſten und Feldherrn, z. B. Herrmanns, Arioviſts, Civilis u. a. m., erhalten, die eine ſehr vortheilhafte Meinung von derem Geiſte und Fähigkeiten erregen. —

Geſang, und folglich eine Art von Dichtkunſt, war bey den Deutſchen ſehr beliebt, und die Sänger ihrer Heldenlieder, die Barden und Scalden, ſtanden in großem Anſehen. Dieſe begleiteten ihre Lieder auf einer Art von Leyer, oder auf den Hörnern. Sie zogen auch mit in die Schlacht, und begeiſterten die zum Angriff vorrückenden Krieger mit ihren Liedern. Es ſcheint, daß zu dieſen Geſängen das ganze vorrückende Heer im Chor eingeſtimmt, und das Geheul der beym Gepäcke zurückbleibenden Weiber ſich unter daſſelbe gemiſcht habe. Dieß war dann jener Schlachtgeſang, welchen

die Römer nicht fürchterlich genug beſchreiben, und von deſſen erſchütterndem Eindrucke ſie nicht genug erzählen können. Um deſſen Töne noch entſetzlicher für den Feind zu machen, hielten die Soldaten ihre Schilde nahe an den Mund, und brüllten gegen deren innere Höhlung aus vollem Halſe. — » Es gibt bey den Germanen Schlachtlieder, durch deren Melodie, die ſie Barritus nennen, ſie die Gemüther entzünden, und das Geſchick der bevorſtehenden Schlacht durch den Geſang ſelbſt vorherſagen; denn ſie erbeben, und werden bis ins Innerſte bewegt, je nachdem nun das Schlachtgeſchrey ertönt. Daher ſcheint dieß nicht ſowohl ein Zuſammenklang der Stimmen, als der Tapferkeit zu ſeyn. Sie bemühen ſich vorzüglich, einen rauhen Ton und ein ſchmetterndes Murmeln hervor zu bringen, indem ſie die Schilde vor den Mund halten, damit die zurückprallende Stimme voller und tönender anſchwelle « (T. G. 3. C.). Vermuthlich wurde dieſer Geſang von ihrer Kriegsmuſik begleitet, die einfach, rauh und ſchauerlich war, und aus ſtarken, tiefen und ungeregelten Tönen beſtand, welche ſie aus Kuhhörnern, oder einer Gattung Trompeten mühſam erpreßten. Man darf es den Römern aufs Wort glauben, daß ihren Ohren ein ſolcher Chor von vielen tauſend disharmoniſchen Stimmen ſchrecklich zu hören geweſen. — In den Volksverſammlungen, bey den öffentlichen Schmauſereyen und Siegesfeſten, ſpielten die Barden eine bedeutende Rolle, und vergnügten die Gäſte durch jene ungekünſtelten, aber kraftvollen Geſänge, welche die geſchichtlichen Ueberlieferungen der Vorwelt, die Großthaten ihrer Kriegshelden, und die fabelhaften Geheimniſſe ihrer Götterlehre zum Gegenſtande hatten. Auch die verſammelten Gäſte belebten das Echo der Thäler mit ihrem freudig-trotzigen Geſange. — Ob die Germanen des Cäſars und Tacitus ſchon die Harfe und Zither kannten, oder ob dieſe Inſtrumente erſt in den ſpäteren Zeiten der Gothen bey den deutſchen Völkern in Gebrauch kamen, iſt nicht wohl zu entſcheiden. —

Die ſchon erwähnten Volksſpiele der Deutſchen waren Leibesübungen, welche zum Theil Gefechte und Kämpfe darſtellten, alle aber die Jünglinge zum Kriege abhärteten, und ſie in dem Gebrauche ihrer Waffen geſchickt machten; als das Rennen nach einem geſteckten Ziele, das Durchſchwimmen der Flüſſe, Reiten und Pferdebändigen; dann eine Gattung Waffentanz, in welchem Fechter mit Schwertern und Spießen auftraten, in mancherley Sprüngen und Wendungen auf einander losgingen, ſich geſchickt wieder auswichen, und dadurch ein Scheingefecht vorſtellten. Vorzüglich bey den großen Feſten und Gaſtmählern wurden Schwert- und Lanzentänze aufgeführt. »Nackt ſtürzen ſich die kühnen Tänzer mit froher Kurzweil im Sprunge unter die Schwerter und gefällten Spieße. Durch die Uebung haben ſie Gewandtheit, durch dieſe Anſtand erlangt. Ohne Gewinn oder Lohn, den ſie bloß in dem Vergnügen der Zuſchauer finden« (T. G. 24. C.). — In Hinſicht der Schwimmübungen ſagt Pomponius Mela im 3. B. 3. C.: »obwohl die Winter ſehr ſtrenge ſind, ſo können ſie doch das Schwimmen ſehr wohl ertragen, und verlegen ſich fleiſſig darauf.« —

Außer dieſen gymnaſtiſchen, und mit einem nützlichen Zwecke verbundenen Uebungen kannten die Deutſchen leider auch die Glücks-, beſonders die Würfelſpiele, und liebten ſie mit einem ſolchen Wahnſinne, daß ſie oft bey Schmauſereyen an einem einzigen Tage all ihr Vermögen, und endlich ihre eigene Freyheit verloren. —

Aus dem bisher Geſagten geht die Ueberzeugung hervor, daß die Deutſchen die Wiſſenſchaften und die Künſte erſt durch die Römer kennen gelernt, und von dieſen angenommen haben. Die Erſcheinungen ſpäterer Jahrhunderte rechtfertigen den Glauben, daß es den Völkern Germaniens nie an natürlichen Anlagen, an der Fähigkeit, Fremdartiges zu begreifen, an Erfindungsgeiſt, gemangelt habe. Aber man muß auch geſtehen, daß ihre wiſſenſchaftliche Bildung ſehr langſam vorſchritt.

Dazu mag wohl vorzüglich die Armuth des Landes, der wenige Handel, und der Haß gegen die Römer, von denen ſie ſich belehren laſſen ſollten, beygetragen haben. —

So lange die Deutſchen auf dieſer Stufe der Un-Cultur ſtehen blieben, ſo lange ihre Bedürfniſſe ſo beſchränkt waren, war ihnen der Handel, ſo wie das Geld, überflüſſig, und beydes blieb ihnen meiſt unbekannt. Daher konnte Tacitus ſagen: »Wucher zu treiben, und ſein Vermögen durch den Ertrag der Zinſen zu mehren, iſt den Deutſchen unbekannt, und wird dadurch viel beſſer, als durch Verbothe verhüthet.« (G. 26. C.). Die geringen Bedürfniſſe, welche ihre einfachen Wünſche reichlich befriedigten, lieferten die Natur, und der Boden, auf dem ſie lebten, unentgeltlich. Brauchte man etwas, das der Nachbar beſaß, ſo erhielt man es durch Tauſch. Cäſar ſagt: »Die fremden Kaufleute kommen zu den Sueven, um ihnen die im Kriege gemachte Beute abzuhandeln; denn ſie ſelbſt kaufen nichts.« (4. B. 2. C.). — Die an den großen Flüſſen und an der See wohnenden Stämme kannten die Schifffahrt zu wenig, um ſie zu weiten Handelsreiſen zu benutzen. Als Ausnahme führt Tacitus die Svionen an der Oſtſee an, die eine mächtige Flotte beſaßen (G. 44. C.). Die Schiffe der älteſten Germanen waren ausgehöhlte Bäume, deren Vorder- und Hintertheile von gleicher Höhe, und durch nichts in der Form unterſchieden waren. Sie faßten nothdürftig dreyßig Mann. Dieſe Schiffe hatten weder Segel, noch feſte Ruderbänke, ſondern ſie wurden mit Rudern aus freyer Hand in Bewegung geſetzt (T. G. 44. C. — Pl. N. G. 16. B. 76. C.). Späterhin fanden wohl Verbeſſerungen ſtatt, die wir aber nicht genau kennen. — Der Heerführer der Bataver, Civilis, wollte (im Jahre 72 n. Chr. G.) den Römern zeigen, was er zur See vermöge. Er bemannte alle jene Schiffe, die eine oder zwey Reihen von Ruderbänken hatten. Dazu kam eine große Menge Jachten. Dreyßig bis vierzig derſelben waren wie liburniſche Schiffe ausgerüſtet. Auch die eroberten

Jachten wurden herausgeputzt, indem man vielfärbige Waffenröcke nicht unzierlich ſtatt der Segel aufſpannte. Die Urſachen dieſes Aufzuges waren theils die angeborne Eitelkeit des batäviſchen Volkes; theils wollten ſie die aus Gallien auf der Maas den Römern zukommenden Tranſporte auffangen. Der römiſche Feldherr Cerialis eilte aus Beſorgniß mit ſeiner Flotte herbey, die zwar an Zahl der Fahrzeuge ſchwächer, aber durch der Ruderer Geſchicklichkeit, der Steuerleute Kunſt, und durch Größe der Schiffe den Gegnern überlegen war. Es kam aber zu keiner Schlacht, indem der Wind die beyden Flotten einander vorüber trieb (T. 5. B. d. G. 23. C.). — In den folgenden Jahrhunderten verheerten die Norddeutſchen als kühne Seeräuber die Küſten Brittaniens, Galliens und Spaniens. — Als die deutſchen Seeküſten zuerſt von fremden Kaufleuten beſucht wurden, beſchränkte ſich die Einfuhr auf Leinwand, Kleidungsſtücke, Waffen, und Weine. Die Fremden hingegen erhandelten von den Deutſchen Bernſtein, Menſchenhaare, Gänſefedern, Pelze, Häute, Schlachtvieh, und leider auch zur Sklaverey verkaufte Kriegsgefangene. —

Die an den adriatiſchen Meeresküſten wohnenden Völker erwarben ſich die natürlichen Erträgniſſe anderer Länder, oder die Erzeugniſſe des Kunſtfleiſſes ihrer Nachbarn, am liebſten durch ihre Raubzüge, bis Roms Waffen und Geſetze ſie zu einem andern Benehmen zwangen. Der erſte Gebrauch, den Iſtrier, Liburner, Illyrier und andere dieſer Nationen von der Schifffahrt machten, war Seeräuberey, welche von den zahlreichen Häfen an ihren Küſten, und durch die wegen ihrer Leichtigkeit und Schnelligkeit bekannten liburniſchen Schiffe, ſehr begünſtiget wurde. Ihr geringer Handel beſchränkte ſich Anfangs auf den Austauſch der wechſelſeitigen Bedürfniſſe, da auch bey dieſen Völkern das Geld ſehr ſelten war. Der Hauptzweig ihres Handels war Schlachtvieh, welches nach Italien verkauft wurde. —

Die Römer lernten den Deutſchen nur zu bald eine Menge

neuer Bedürfniſſe kennen, und machten ſie mit dem Werthe und den Vortheilen des Geldes, und mit der Verwendung der edlen Metalle zu Luxus-Gegenſtänden, bekannt. Römiſche Handelsleute durchzogen dann Deutſchland von einem Ende zum andern, und kauften den Bewohnern ab, was ſie von ihren rohen Producten brauchen konnten. So gewöhnten ſich dann auch dieſe Völker, beſonders die an Italien und Gallien gränzenden, an den Handel, und an den Gebrauch der Münzen. Im Innern Deutſchlands, wo der Verkehr nicht ſo häufig war, blieb aber nebenbey auch der Tauſchhandel noch Jahrhunderte lang im Gange. — Die Deutſchen bedienten ſich damahls der römiſchen Münzen. Die Römer errichteten zu Trier eine Münzſtätte, in der größere und kleinere Gold- und Silberſtücke geprägt wurden. Nach Conſtantin des Großen Zeit wurden auch griechiſche und byzantiniſche Münzen in Deutſchland gangbar. — Die Deutſchen haben in den frühern Zeiten nie ſelbſt Münzen geprägt. Die Franken waren im fünften Jahrhunderte die Erſten, welche eigene Münzſtätten errichteten. — Die Deutſchen zogen die Silbermünzen dem Golde vor, weil bey den geringen Preiſen der Waaren das Gold nur für größere Handelsgeſchäfte, nicht aber im kleinen und täglichen Verkehr, anwendbar war (T. G. 5. C.). —

Unter den Gemüthseigenſchaften der alten Deutſchen nennen wir als eine der ſchönſten, edelſten, und in der deutſchen Nation unvergänglichſten, die Achtung gegen die Frauen. Bey allen deutſchen Stämmen wurde das ſchöne Geſchlecht mit großer Auszeichnung behandelt. Der Frauen Einfluß ſowohl auf das friedliche Leben, als auf die Staatsangelegenheiten und im Kriege, war ſehr bedeutend. Durch die Bitten der Frauen, dadurch, daß dieſe ſich ſelbſt der Gefahr ausſetzten, wurden oft weichende Heere zum Stehen gebracht, und bereits halb verlorene Schlachten wieder gewonnen. Wegen ihren Frauen hauptſächlich ſcheueten die Deutſchen die Kriegsgefangenſchaft. Nicht beſſer konnte man die Gemüther und

den Willen eines Volksſtammes beherrſchen, als wenn man edle Jungfrauen desſelben als Geißeln im Beſitz hatte. — Die Deutſchen hielten die Frauen für geheiligt, und mit prophetiſchem Geiſte begabt. Ihr Rath wurde geſchätzt, und ihre Ausſprüche wurden genau befolgt. Manche berühmte Wahrſagerinn wurde als überirrdiſches Weſen allgemein verehrt (T. G. 8. C.). — Zuweilen führten Frauen auch wirklich die Regierung: »Die Sitonen, welche in allem Uebrigen den Sueven gleichen, unterſcheiden ſich nur dadurch, daß dort das Weib herrſcht. So ſind ſie dann nicht nur von der Freyheit, ſondern auch von der Knechtſchaft ausgeartet;« ſagt Tacitus in G. 45. C. —

Gleich rühmlich treten die Freyheitsliebe und der Hang zur Unabhängigkeit hervor, geſtützt von dem nie ruhenden kriegeriſchen Geiſte. Aus der Neigung zum Kriege floß die hohe Liebe des Deutſchen zu ſeinen Waffen, die ſeine größte Zierde und ſein Stolz waren. Dieſe ließ der Deutſche nie mehr von ſich im ganzen Leben, wenn ſie dem Jüngling feyerlich und in des Stammes Gegenwart verliehen, und er dadurch zur Würde eines freyen Mannes erhoben worden. Mit ihnen ging er an ſeine häuslichen Beſchäftigungen, mit ihnen zur Mahlzeit; ſie begleiteten ihn aufs Feld, vor Gericht, in die Volksverſammlungen; im Schlafe hatte er ſie an der Seite. Er hielt ſie für ein göttlich Ding. Bey ihnen ſchwor er für das Höchſte, und unverletzlich war ihm dieſer Schwur. Selbſt ins Grab mußten ſie ihm mitgegeben werden. — Nationalſtolz, ein beym Angriffe fürchterlicher Muth, Entſchloſſenheit, und rauhe Tapferkeit, waren der Freyheit mächtige Stützen, ſo wie jene Aufrichtigkeit und unbegränzte Offenherzigkeit, die, keine Furcht kennend, nie den geheimſten Gedanken verhehlte, und keinen Zwang vertrug. Von ihrem kühnen Muthe hat uns die Geſchichte zahlreiche Beyſpiele aufbewahrt. Mehrere ſind ſchon in dieſer Skizze vorgekommen. Wie ſtolz die Völker waren, Germanien an-

zugehören, beweiſet z. B. die Eiferſucht der Trevirer, Nervier und Ubier auf ihren deutſchen Urſprung (T. G. 28. C.). — Zwey Abgeordnete der Frieſen ſahen im Jahre 51 n. Chr. G. zu Rom, in dem Theater des Pompejus, von den ihnen unter dem Volke angewieſenen Sitzen aus, auf den Ehrenplätzen der Senatoren im Orcheſter Leute in partiſcher und armeniſcher Tracht ſitzen. Auf ihre Fragen erzählte man ihnen: dieß wären Geſandten von Völkern, die durch ihre Tapferkeit ausgezeichnet, und mit der Freundſchaft der Römer beehret würden. Da riefen die Frieſen: »es gäbe keine Sterblichen, welche die Germanen an Waffen und Treue überträfen,« ſtiegen hinab, und ſetzten ſich ſelbſt auf den Ehrenplatz. Das römiſche Volk nahm die Aeußerung ſtolzen Selbſtgefühls mit Beyfall auf. Kaiſer Nero ſchenkte dieſen Frieſen das römiſche Bürgerrecht, und bewilligte ihnen jene Ehrenſitze (T. Ann. 13. B. 54. C. — Suet. im Claud. 25. C.). — Bezeichnend iſt Arioviſts Antwort, als Cäſar ihn über die Behandlung der beſiegten Gallier zur Rede ſtellen wollte, und ihn daher zu einer Zuſammenkunft einlud: »Wenn ich etwas bey Cäſarn zu ſuchen hätte, würde ich zu ihm kommen; wenn er etwas von mir verlangt, ſo muß er ſich dieſes gleichfalls gefallen laſſen. — — Ich kann nicht begreifen, was Cäſar oder die Römer in dem von mir eroberten Gallien zu ſchaffen hätten« (J. C. 1. B. 34. C.). — »Wüßte ich doch nicht, daß Cäſar mehr wäre als ich, — und wer etwas bey einem Andern ſucht, iſt doch wohl nach den Geſetzen der Höflichkeit verbunden, dieſem entgegen zu kommen,« läßt ihn Dio Caſſius im 38. B. 34. C. ſagen. Als nun Cäſar ihm die Bedingniſſe bekannt machen ließ, bey deren Uebertretung er ihn als Feind behandeln würde, gab Arioviſt zur Antwort: »Nach dem Rechte des Krieges könne der Sieger den Ueberwundenen beliebige Geſetze vorſchreiben. Das römiſche Volk behandle ja auch die von ihm Beſiegten nach eigenem Gutdünken, ohne einen Dritten um ſeine Meinung zu fragen. Wenn Arioviſt den Römern es nicht vorſchriebe, wie ſie ſich ihres

Rechts bedienen dürften, ſo erwarte er, daß auch ſie ſeinem Rechte nichts in Weg legen würden. ——— Es ſteht übrigens dem Cäſar frey, den Krieg gegen die Deutſchen zu verſuchen. Er wird dann die Tapferkeit der unüberwindlichen und mit den Waffen ſo vertrauten Germanen erproben, die ſeit vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen ſind« (J. C. 1. B. 36. C.). — Als Cäſar gegen die auf das linke Rheinufer herübergekommenen Uſipeter und Tencterer vorrückte, kamen ihm ihre Geſandten mit der Bothſchaft entgegen: »die Germanen dächten nicht daran, das römiſche Volk zuerſt zu bekriegen. Doch würden ſie dem Kriege nicht ausweichen, wenn ſie angegriffen würden. Sie hätten von ihren Vorfahren gelernt, Jedem, der ſie mit Krieg bedrohe, zu widerſtehen, und ſie wären hierzu ſtäts in Bereitſchaft. ———— Sie wichen nur den Sueven (ihren Landsleuten), denen nicht einmahl die unſterblichen Götter gleich kämen: ſonſt gäbe es aber kein anderes Volk auf Erden, das zu überwinden ſie nicht gewiß wären« (J. C. 4. B. 7. C). — Nachdem dieſe Deutſchen geſchlagen, und über den Rhein hinüber geworfen worden, forderte Cäſar von ihnen die Auslieferung der Rädelsführer des gegen Gallien und die Römer geführten Krieges. Ihre Antwort war: »Am Rheine ende die Herrſchaft der Römer. Er fände es unrecht, daß Deutſche gegen ſeinen Willen über den Fluß nach Gallien gingen: Wie käme es denn, daß er ſich ein Recht zu befehlen jenſeits des Rheines anmaße?« (J. C. 4. B. 16. C.). — Von ihrer Offenherzigkeit erzählt Tacitus: »In ſcherzender Freymüthigkeit entdeckt das Volk, das weder Hinterliſt noch Verſchlagenheit kennt, (bey den Mahlzeiten) die geheimſten Gedanken. Den folgenden Tag wird die offen geäußerte Geſinnung nochmahls erwogen, und heilſam iſt der Zweck beyder Momente: denn ſie berathen ſich zu einer Zeit, wo ſie ſich nicht zu verſtellen wiſſen; ſie beſchließen hingegen, wo ſie (nüchtern) nicht irren können« (G. 22. C.). —

Sogar die gegen die Deutſchen feindlich geſinnten römiſchen

Schriftſteller geſtehen ihnen eine Tugend zu, welche ſeit Jahrtauſenden als die unſer Volk bezeichnende Haupteigenſchaft zum Sprichwort dient, die unſere Urväter als Erbe uns hinterließen, und die wir heilig und unbefleckt den Enkeln zu bewahren verpflichtet ſind: Deutſche Treue, und ſtrenge Haltung des gegebenen Wortes. — Treu hing der Deutſche an ſeinem Fürſten; Treue hielt er ſeinen Anführern und Kampfgenoſſen bis in den Tod; treu war er als Gatte, Vater und Freund. — Wir beſitzen von der alten deutſchen Geſchichte nur ſparſame Bruckſtücke, die über dieß nur von einer, und zwar von der feindlichen Partey geſchrieben ſind. Dieſe Schriftſteller ſuchen durch einige einzelne Begebenheiten den Vorwurf zu begründen, daß die Deutſchen zwar ſtets eine von allen Ränken, Liſt und Verſtellung weit entfernte, aufrichtige Offenherzigkeit gegen ihre Freunde, aber eine eben ſo feine, jahrelang ausharrende Verſtellung, und die verſchlagenſte Argliſt gegen Feinde ihres Vaterlandes und ihrer Freyheit bewieſen, und gegen dieſelben Ueberfälle, Liſt, Hinterhalte, Empörungen und Meuchelmorde für völlig erlaubt gehalten hätten. — Wir haben bey dem germaniſchen Kriegsweſen mehrere Beyſpiele aus römiſchen Schriftſtellern angeführt, die dieſe Beſchuldigung zu bekräftigen ſcheinen. Wir wollen dieſe Mittel, wodurch die Deutſchen ihre natürliche Freyheit gegen die übermüthigen und ungerechten Anmaßungen der durch die Kriegskunſt und die Uebermacht unterſtützten eroberungsſüchtigen Römer zu retten ſuchten, nicht unbedingt billigen. Aber da die Deutſchen leider keine gleichzeitigen Geſchichtsſchreiber beſitzen, aus denen ſich ihre Vertheidigung ſchöpfen, die Begebenheiten ſich von allen Seiten beleuchten ließen, ſo würde es voreilig ſeyn, durch ein einſeitiges Urtheil unſern Voreltern den Ruhm der ſchönſten ihrer Tugenden zu rauben. —

Der Deutſchen Schauſpiele, alle Familien- und öffentlichen Feſte, ſelbſt ihre Religion, athmeten Krieg und Kampf.

Da uns ein undurchdringlicher Schleyer die germaniſche Vorzeit verdeckt, und man die früheren Perioden nicht kennt, welche dieſe Völker durchlaufen haben, ſo läßt ſich nicht entſcheiden, welche Ereigniſſe in den Germanen dieſe Kriegesluſt geweckt, die erſten Waffen dem »des Krieges frohem Geſchlechte«, wie ſie Tacitus in Ann. 4. B. 16. C. nennt, in die Hände gegeben. Vielleicht hat auch wohl der nämliche Inſtinct, der die vor kurzem noch nicht gekannten Inſelbewohner der Südſee bewaffnet, und den Krieg in der Mitte jedes unbedeutenden Völkchens ſo oft entzündet hat, auch in der Bruſt der kräftigen Deutſchen die wilde Wuth zu kämpfen früh aufgeregt? Denn Geſchichte und Erfahrung nennen uns kein waffenloſes Volk, es wäre auch noch ſo klein und elend geweſen. — Als das kriegeriſche Feuer die Deutſchen ſchon ergriffen hatte, erhielt der Kampf mit den Thieren des Waldes daſſelbe in einer ununterbrochenen Uebung. Natürlich, daß ein ſolches Volk keine Beleidigung ungerächt ließ, und daß ihr feindlicher Haß, ſo wie ihre Rachſucht, dauerhaft war. Aber ſie kannten auch Verſöhnung. »So wie die Freunde, erbten die Kinder auch die Feinde des Vaters oder der Verwandten. Doch waren ſie nicht unverſöhnlich. War die Beleidigung mit Blut gerächt worden, ſo ließ ſich die Familie des Gemordeten ihre Rache um einige Laſtthiere oder Stücke Herdenviehes abkaufen« (T. G. 21. C.). — Das Recht des Stärkern war das überall gültige Grundgeſetz der Deutſchen. Obwohl die Germanen, wie wir aus den Claſſikern bewieſen haben, im häuslichen Leben und in den meiſten Genüſſen einfach und genügſam, gegen ihre Familie und ihren Stamm uneigennützig, zum Putz und Verſchwendung nur wenig geneigt waren, und die edlen Metalle gering ſchätzten, ſo war doch, nach derſelben Schriftſteller Verſicherung, Beutemachen ihr beliebteſter Erwerb. Das Eigenthum des Nachbarſtammes war durch kein Völkerrecht, ſelbſt im Frieden nicht, gegen Raub und Diebſtahl geſichert. Ungeſcheuet wurden deſſen Gaue verheeret. »Raubzüge über

die Gränze hinaus« ſagt Cäſar (6. B. 23. C.), »entehren nicht: ſie gelten als ein Mittel, die Jugend zu üben und von Trägheit abzuhalten;« und Pomp. Mela: »Mit ihren Nachbarn führen ſie Kriege. Aus purem Muthwillen ſuchen ſie die Veranlaſſungen dazu auf; nicht etwa um über andere zu herrſchen, oder ihre Beſitzungen zu erweitern: denn ſie bauen nicht einmahl den eigenen Boden: ſondern damit die ihre Gränzen umgebenden Länder wüſte ſtehen. Das Recht ſetzen ſie in ihre Stärke, und ſchämen ſich ſogar des Straßenraubes nicht« (3. B. 3. C.). — Die Kriegsluſt der Germanen war mit jedem Feinde zufrieden, den ihnen das Schickſal in den Weg führte. Ein merkwürdiges Beyſpiel davon erzählt uns Julius Cäſar (6. B. 35. — 41. C.). Es beweiſt, daß die Germanen den Krieg wegen ſeiner ſelbſt liebten, und ohne Unterſchied die Gegner anfielen, welche den Kühnen der Zufall zu bekämpfen both. »Cäſar hatte das mächtige galliſch-germaniſche Volk der Eburonen geſchlagen, und ihre Städte erobert. Deren Ueberreſte hatten ſich in die Wälder geflüchtet. Sie dort aufzuſuchen, fand Cäſar für ſeine Soldaten zu gefährlich. Er ließ daher alle benachbarten Völker einladen, in das Land der Eburonen zu fallen, es nach Luſt auszuplündern, und dieſes Volk vernichten zu helfen. 2000 ſicambriſche Reiter beeilten ſich, die Gelegenheit zum Raube zu benutzen. Sie ließen ſich in Kähnen über den Rhein ſetzen, verfolgten jene zerſprengten Gallier in ihre Schlupfwinkel, nahmen viele gefangen, brachten eine Menge Vieh und andere Beute zuſammen, und hatten alſo den Zweck ihres Zuges bereits erreicht. — Da rieth ihnen Einer der gefangenen Eburonen, Aduatuca (Tongern), in welchem befeſtigten Orte das Gepäcke des römiſchen Heeres aufbewahrt wurde, zu überfallen. Die Sicambrer, welche bis nun zu der Römer Vortheil gegen die Gallier gehandelt, ſtanden nicht einen Augenblick an, die gute Gelegenheit zu benutzen, um auch den Römern eine Schlappe anzuhängen. Sie erſchienen plötzlich vor jener Stadt, deren Beſatzung größten Theils auf

Fouragirung ausgezogen war, und ſtürmten ohne Verweilen die ſchwachen und ſchlecht beſetzten Wälle. Schon ſchien das Haupt-Depot der Römer verloren: denn die wenigen Soldaten waren vor Beſtürzung über des Feindes unvermuthetes Erſcheinen wie gelähmt. Doch der Heldenmuth einiger Officiere rettete den Platz. Ihr Beyſpiel brachte die Soldaten zur Beſinnung. Dieſe vertheidigten ſich nun ſo lange, bis die Fourageurs zurück kamen, und ſich durch die Stürmenden in die Stadt ſchlugen. Die Sicambrer gaben nun die Unternehmung auf, und zogen mit der früher gemachten Beute über den Rhein zurück.« — Die Bructerer, die einſt zwiſchen dem Rheine, der Emms und der Lippe wohnten, waren zu Tacitus Zeiten von ihren deutſchen Nachbarn ausgerottet worden: »entweder aus Haß des Uebermuthes, oder wegen dem Reitz der Beute, oder aus Gunſt der Götter gegen uns (die Römer): denn ſie gönnten uns ſogar das Schauſpiel der Schlacht. Mehr als 60,000 fielen, nicht durch Römerwaffen, ſondern was herrlicher iſt, zur Luſt unſerer Augen« (T. G. 33. C.). —

Die Neigung zum geſchäftsloſen Müſſiggange war unter den Deutſchen ſo ſehr verbreitet, daß der Mann, je ſtärker, tapferer und kriegeriſcher er war, um ſo mehr ſich jeder anſtrengenden Beſchäftigung entzog, und dieſe den Greiſen, den Schwachen und den Weibern überließ, die allein das Feld und Haus beſtellen mußten. Ja das Arbeiten wurde wirklich für eine Schande gehalten. »Wenn ſie nicht im Kriege ſind, bringen ſie viele Zeit mit der Jagd, noch mehr mit Nichtsthun zu, und ſind dem Schlafe und den Schmauſereyen ergeben« (T. G. 15. C.). — »Den Boden zu bauen, die Ernten zu erwarten, könnte man die Germanen nicht ſo leicht bewegen, als den Feind heraus zu fordern, und ſich Wunden zu hohlen. Sie halten es für faul und ſchwach, das im Schweiße zu erarbeiten, was man weit leichter für ſein Blut erlangen kann« (T. G. 14. C.). Doch an einer andern Stelle (im 30. C.) ſagt Tacitus: »es herrſcht unter den Catten, wie unter den Germa-

nen, viel Vernunft und Betriebſamkeit.« — Cäſar ſcheint in der Stelle: »Ihr ganzes Leben iſt Jagd und Krieg: von Kindheit auf härten ſie ſich zur Arbeit und Ausdauer ab« (6. B. 21. C.), nur die Arbeit mit den Waffen zu verſtehen. —

Menſchen, die ſo wenig in die Fremde kamen, deren Leben ſo ereignißlos, und in ſtets gleicher Unthätigkeit fort floß, deren Kenntniſſe ſo außerordentlich beſchränkt waren, konnten in ihrem geſellſchaftlichen Umgange nur äußerſt einförmig ſeyn, und ihre Geſpräche mußten bald erſterben, da ſchon ihren Gedanken der belebende Wechſel des Angenehmen und Sinnreichen fehlte. — Die Deutſchen hatten eine natürliche Hinneigung zur Gaſtfreyheit. Nach Cäſar (6. B. 23. C.) hielten ſie es für ein Verbrechen, Fremde zu verletzen. Was immer für eine Urſache dieſe zu ihnen führte, ſo waren ſie ihnen unverletzlich und heilig. Aller Häuſer ſtanden ihnen offen; alle Tiſche waren für ſie gedeckt. — Tacitus ſagt (G. 21. C.): »Kein Volk liebt die Aufnahme und Bewirthung von Gäſten ſo ſehr. Irgend einem Menſchen Obdach zu verſagen, wird für Unrecht gehalten. Nach ſeinem Vermögen bewirthet man Jedweden. Hat der Hauswirth ſelbſt nichts zu geben, ſo führt er den Gaſt ungeladen ins nächſte Haus, und wird dort ohne Umſtände wohl aufgenommen. Dem ſcheidenden Gaſte wird, was er fordert, mitgegeben; aber auch von ihm fordert man ungeſcheut, was er vermag. Geſchenke erfreuen ſie: aber weder rechnen ſie das hoch an, was ſie wegſchenken; noch fühlen ſie ſich durch das Empfangene verpflichtet, und die Bewirthung geht von beyden Seiten liebreich vor ſich.« — »Nur gegen ihre Gäſte ſind ſie gütig, und gegen Bittende ſanft« (P. Me. 3. B. 3. C.). — Die Germanen waren auf manche Mittel verfallen, um ſich und ihren Gäſten die Zeit zu verkürzen. Leider waren dieſe ſchlecht genug gewählt. Sie beſtanden in Schmauſereyen, im Trinken, oder eigentlich im Betrinken, und in Glücksſpielen.

Die Gaſtmahle, der Krieger beliebteſte und faſt einzige

Beſchäftigung, erhielten ihren Glanz nicht von der Menge und Mannigfaltigkeit der Gerichte, ſondern von den großen Maſſen derſelben. Da wurden ganze Ochſen und Hirſche gebraten aufgeſetzt, und die Gäſte verſchlangen hiervon reichliche Portionen. Dann wurde das berauſchende Bier in Menge genoſſen, bis Alle betrunken und ſinnlos waren. »Den Durſt befriedigen ſie nicht mit eben ſolcher Mäßigung. Wenn man ihre Völlerey dadurch begünſtiget, indem man ihnen ſo viel zu trinken verſchafft, als ſie wünſchen, ſo kann man ſie eben ſo leicht durch dieſes Laſter als durch die Waffen überwinden« (T. G. 23. C.). — Bey dieſen Trinkgelagen wurden dann ſowohl Familien- als öffentliche Angelegenheiten verhandelt, und abgeſchloſſen. Dann, wenn die Köpfe voll, die Sinne durch den unmäßigen Genuß verwirrt waren, ergriff ſie oft der Geiſt des Widerſpruches, und die Luſt endete mit Handgemenge und Schlägereyen, wobey dann ſchwere Verwundungen und ſelbſt Todſchläge häufig vorfielen (T. G. 22. C.). — Jeder Eintretende, wenn er auch gerade kein Freund des Hauswirthes war, wurde freundlich als Gaſt aufgenommen. Oft wurden mehrere Tage und Nächte ununterbrochen in endloſen Trinkgelagen zugebracht. Mancher der Gaſtgeber ließ ſeine Schmauſerey ſo lange fortwähren, bis ſeine ganze Habe verzehrt war. Nun begab er ſich leichthin auf fremde Gaſtfreundſchaft vertrauend, zu dem nächſten Beſten ſeiner Bekannten, und ließ ſich von dieſem, und dann vielleicht von mehreren Andern, ſo lange fort bewirthen, bis ſeine Umſtände wieder eine günſtigere Wendung genommen hatten. — Eine Würze dieſe Gaſtmähler waren die Lieder, welche die Barden den Gäſten vorſangen, und auf Leyern und Harfen begleiteten. Vielleicht wurden dieſe Feſte auch durch ihre rauhe und einfache Kriegsmuſik, von der wir ſchon geſprochen haben, und durch Chorgeſänge ſämmtlicher Gäſte verherrlichet. — Ihre einzigen Schauſpiele beſtanden in den ſchon geſchilderten Schwert- und Lanzentänzen der Jünglinge, die auch bey ſolchen Feſten und Gelagen aufgeführt wurden.

Ein anderes, noch weit verderblicheres Unterhaltungsmittel waren die Würfel- und andere Glücksſpiele. Hier wagte und verlor der Deutſche oft ſeine ganze Habe, und manches Mahl ſelbſt die perſönliche Freyheit. Denn nicht zufrieden, Herde, Haus und Hof, ſammt ſeinen Kleidern, verſpielt zu haben, ſetzte der verzweiflungsvolle Spieler ſich ſelbſt auf den letzten Wurf, und wurde dann, wenn auch dieß Mahl das Glück ihm abhold blieb, der Sclave des Gewinnenden. Um ſolchen Unglücklichen aber die Schande zu erſparen, in einer ſo herabwürdigenden Lage unter ihren eigenen Landsleuten zu erſcheinen, wurden ſie meiſtens an Ausländer verkauft, wo ihnen gewöhnlich ein weit härteres Loos harrte, als jenes der deutſchen, von ihren Herren ſehr milde behandelten, Knechte. — »Nüchtern und ernſt, was wunderbar iſt, drehen ſie den Würfel; kühn wagen ſie Gewinn und Verluſt. Auf den letzten Wurf ſetzen ſie die eigene Freyheit. Der Beſiegte tritt in die ſelbſt gewollte Knechtſchaft; obwohl jung und der Stärkere, läßt er ſich ohne Widerſtand binden und verkaufen. So weit geht ihr Starrſinn in nichtswürdigen Dingen. Dieſes nennen ſie Redlichkeit. Der Sieger eilt, den ſo gewonnenen Sclaven in die Fremde zu verkaufen, um ſich des Schamgefühls über ſolchen Sieg zu entledigen« (T. G. 24. C.). — Dieſe Spiele gaben ebenfalls häufige Gelegenheiten zu Zänkereyen und blutigem Streite. —

In dieſer Schilderung ſind ſehr oft die Sitten und Gebräuche jener Völker berührt worden, welche zu der Zeit um Chriſti Geburt neben den Deutſchen in den nun öſtreichiſchen Ländern wohnten. Auch die Fortſetzung der Geſchichte wird von deren Denk-, Lebens- und Handelnsweiſe ſo manche Züge aufſtellen. Wir wollen hier nur noch mit wenigen Worten die Gränzlinien zu beſtimmen ſuchen, welche die Charaktere dieſer Völker von jenem der Germanen ſchieden. —

Ober-Italien, als römiſche Provinz noch immer mit der Benennung des ciſalpiniſchen Galliens belegt, — jetzt, au-

ſer Ligurien, oder dem Gebiethe von Genua und Piemont, das lombardiſch-venetianiſche Königreich bildend, — war bereits ſeit lange unterjocht. In den zahlloſen Schlachten eines mehr als dreyhundertjährigen Krieges waren die celtiſchen Bewohner jener Gegenden größten Theils als Opfer ihrer Vaterlands- und Freyheitsliebe gefallen. Ein Theil hatte die alten Wohnſitze freywillig verlaſſen, und jenſeits der Alpen eine neue Heimath geſucht. Andere Stämme, beſonders die Ligurier, waren von den Römern durch gewaltſame Ueberſiedelungen nach entfernten Provinzen des untern Italiens faſt ausgerottet worden. — In dieſem Länderraume waren alſo zu Ende der Republik ſchon römiſche Sitten, Gebräuche, Religion, Sprache, Verwaltung, Künſte und Wiſſenſchaften, Cultur des Bodens, Handwerke, Manufacturen, u. ſ. f. eingeführt. Das Eigenthümliche des celtiſchen Volks-Charakters verſchwand unter der Hand der Zeit, ſo wie der Ueberreſt der früheren Bewohner unter dem Joche der Sieger. Für dieſe Provinzen gilt daher ſchon jetzt die Schilderung, welche in dem zweyten Abſchnitte dieſes Bandes von den Sitten der Römer aufgeſtellt wird. — Der vortreffliche Boden und das milde Klima, welche die Lombardie zu dem angenehmſten Lande unſers Welttheiles machen, waren damahls ſchon eben ſo berühmt, als in den folgenden Zeiten. Die Natur reichte dort den Bewohnern mit freygebiger Hand ihre köſtlichſten Erzeugniſſe. Die Fruchtbarkeit der Aecker und Wieſen war ungemein groß. Die Gebirgsfüße trugen herrlichen Wein. In den Bergen wurden Schweine mit Eicheln gemäſtet, deren Schinken den Bewohnern Roms als Leckerbiſſen dienten. Die Schafherden der Gegend um Padua verſahen Italiens Manufacturen mit guter und reichlicher Wolle. Die Veneter waren wegen ihrer Maulthierzucht, und wegen Aufziehung zum Kriegsgebrauch ſehr tauglicher Pferde, bekannt. — Die Ueberſchwemmungen des Po beförderten zwar die Fruchtbarkeit des Bodens, hatten aber am untern Theil dieſes Fluſſes Moräſte

erzeugt, die Aemilius Scaurus im Jahre 115 vor Chr. G., wie wir im ſechsten Abſchnitte des erſten Bandes erwähnt haben, durch künſtliche Canäle austrocknete. — Die Ligurier waren den Griechen als eine in der Schifffahrt geſchickte Nation, die auch mit den Carthagern Handel trieb, bekannt. Ihre Küſten ſowohl, als beſonders jene der Veneter am adriatiſchen Meere, ſollen von den Griechen in früheſter Zeit häufig beſucht worden ſeyn. Der Bernſtein wurde von der Oſtſee fernen Küſten durch ganz Deutſchland und über die Alpen bis an den Po gebracht, und an beyden Küſten der italieniſchen Halbinſel den fremden Seefahrern verhandelt. Dieſe Küſtenländer konnten alſo ſchon vor der römiſchen Eroberung einen bedeutenden Grad von Cultur erreicht haben. Die Römer brachten dann die Künſte in dieſe Gegenden mit, und errichteten dort ihre Tempel, ihre Amphitheater, ihre Palläſte. — Der Genuß der Erträgniſſe des reichen Bodens war von nun an faſt ausſchließend den Siegern vorbehalten. So lange ſich noch Reſte der celtiſchen Bewohner in Ober-Italien fanden, blieb Knechtſchaft deren Loos. Der Römer lehrte ſie, die Producte des Bodens zu veredeln und zu vervielfältigen. Doch das Wenigſte und Geringſte nur wurde der Lohn der mühſamen Arbeit. Faſt Alles verſchwendete der ſchwelgende Römer, oder er verhandelte es gegen Luxusartikel, die ihm fremde Welttheile liefern mußten. So hatten alſo die Celten in Italien ihre Stelle unter den Völkern verloren, und von ihnen kann hier keine Rede mehr ſeyn. Die Römer hingegen, die an ihren Platz getreten, ſchildert der zweyte Abſchnitt. —

Die Bewohner Iſtriens, Japidiens und Liburniens waren eines vermiſchten, halb celtiſch, halb illyriſchen Urſprungs. Auch ihre Sitten werden ein Gemenge von jenen der beyden Stammvölker geweſen ſeyn. Nur hatte die örtlich verſchiedene Lage der Landſtriche auch auf die Lebensart der Bewohner einen bedeutenden Einfluß. Die in den Ebenen ſich aufhielten, mögen ſich einer früheren Cultur zu erfreuen ge-

habt haben, als die Gebirgsbewohner, welche einer ſtiefmütterlichen Natur kaum den nothdürftigſten Unterhalt abzutrotzen vermochten, und daher rauh und wild verblieben. Die Küſtenbewohner hingegen waren gewiß ſchon in den älteſten Zeiten durch den Handel wohlhabend geworden, hatten ſich an den Wohlſtand gewöhnt, und nach der Griechen Sitten die eigenen verfeinert. Die Urſachen, warum ſie in der Folge wieder zu der barbariſchen Beſchäftigung der Seeräuberey herabſanken, ſind uns zwar nicht genau bekannt. Doch dürften die Ohnmacht mancher an Europa's und Aſiens benachbarten Küſten wohnenden Völker, und der Haß gegen das ſich drohend über alle Nationen erhebende Italien, das an ſeinen Küſten noch am leichteſten zu verwunden war, ſie dazu verleitet haben. Sie wurden in dieſem unrühmlichen Gewerbe durch ihre Kenntniſſe in der Schiffsbaukunſt unterſtützt; denn wir wiſſen, daß ihre Schiffe wegen ihrer Leichtigkeit und Schnelligkeit berühmt waren, und den Römern zu Modellen beym Bau ihrer Kriegsflotten dienten. —

Die Noriker, Carnier, Taurisker, Rhätier, Vindelicier, u. ſ. w., ſcheinen die Sitten der Celten, von welchen ſie abſtammten, bis zu ihrer Unterjochung und Einverleibung in das römiſche Reich größten Theils beybehalten zu haben. Ob und wie viel ſich von den germaniſchen Sitten und Gebräuchen jede dieſer Nationen damahls bereits angeeignet hatte, läßt ſich nicht mit Zuverläſſigkeit beſtimmen. Vermuthen kann man jedoch, daß die verſchiedenen Gränz-Diſtricte ſich in ihrer Lebensart immer dem Volke näherten, an das ſie gränzten, und daß daher die Carnier mehr illyriſche, die Taurisker und Rhätier mehr italieniſche, und die Vindelicier und Noriker mehr deutſche Sitten angenommen haben mögen. Im Allgemeinen aber blieben die Bewohner der nahrungsloſen Alpen gewiß ungebildeter und rauher, als die in den freundlichen Ebenen an der Donau, am Inn u. ſ. w. wohnenden Stämme. — Die Taurisker und Noriker be-

ſaßen Gold- und Eiſengruben. Sie handelten mit dieſen Metallen, außerdem auch noch mit Vieh, Harz, rohen Häuten, Käſen, Honig und Wachs, nach Italien. Sie brachten dieſe Waaren auf den Rücken ihrer Laſtthiere nach den Haupthandelsplätzen Aemona, Nauportus, Tergeſte und Aquileja. — Die Rhätier hatten in ihren Gebirgen ihrer tuſciſchen Abſtammung und der damit verbundenen früheren Cultur längſt vergeſſen. Sie waren Räuber geworden, lebten größten Theils von der gemachten Beute, und übten Grauſamkeiten aller Art gegen die Unglücklichen, welche in ihre Hände fielen. Ihre Plünderungszüge ins obere Italien ſowohl, als nach Helvetien und dem angränzenden Gallien, hatten ſie den Römern lange vor der Unterjochung ſchon bekannt gemacht. Die Vindelicier machten einen Zweig derſelben aus, und haben wahrſcheinlich, wenigſtens die in dem gebirgigten Theile des Landes wohnenden, die Wildheit der Erſteren und ihr Gewerbe getheilt. — Die Bojer brachten die celtiſchen Sitten aus Gallien mit nach Italien. Dort hatten ſie faſt dreyhundert Jahre Zeit, ſie durch die Eindrücke zu verfeinern, die eine ſchöne Natur, und die Reitze eines mannigfaltigen Lebensgenuſſes gewiß auch auf ein rohes Volk äußern. Aus Italien verjagt, werden ſie wahrſcheinlich in dem nördlichen Noricum und Pannonien, wo ſie ſich lange aufhielten, ſo wie in den rauhen Wäldern Bojohemums, in welchen ſie alte Stamm- und Nahmensverwandte antrafen, ihrer Bildung wieder vergeſſen haben, und in den Zuſtand der früheren Wildheit zurück geſunken ſeyn. —

Mit den Illyriern mögen ihre Nachbarn, die Pannonier, Dalmatier, Dacier, Geten, Baſtarnen, u. ſ. w., ſo ziemlich ähnliche Sitten gehabt haben. Jedoch waren die Seeküſten Illyriens, und wahrſcheinlich auch die zahlreichen Städte und die nächſt um dieſelben gelegenen Theile jenes Ländervereins, ſchon längſt durch den Gewinn des Handels wohlhabend, durch den Umgang mit Fremden an Kennt-

niſſen und Erfahrungen bereichert, durch Beydes zur Cultur hingeleitet worden. Sehr frühe genoß ein Theil der Illyrier bereits einer geordneten Regierungsform. Die Raubzüge zur See, die wir aus ihrer Geſchichte kennen, und welche den Römern zum Beweggrunde des Krieges gegen ſie dienten, ſcheinen meiſtens von ihren Beherrſchern ſelbſt organiſirt worden zu ſeyn. Wenigſtens iſt uns dieſes von dem Könige Agron und ſeiner Witwe Teuta bekannt. Die Illyrier und Dalmatier waren alſo gewiß gute Seeleute und Schiffszimmerer. Ihre mit den ſchönſten Waldungen bewachſenen Gebirge lieferten ihnen das vortrefflichſte Schiffsbauholz. — Bis zur Eroberung durch die Römer war das Land ſchlecht angebaut. Es war der römiſchen Verwaltung vorbehalten, die Thäler mit Getreide zu bebauen, die Hügel mit Oehl und Wein zu bepflanzen, aus dem Schooß der Gebirge Gold und Silber zu gewinnen. — Von der Geten, Dacier und Baſtarnen Sitten weiß man kaum etwas zu ſagen. Aus dem, was wir von ihrer Geſchichte bisher erzählt haben, gehen ihre Wildheit, ihr Unternehmungsgeiſt, ihre Kriegsluſt hervor. Wir kennen ſie als glückliche und grauſame Krieger gegen alle ihre Nachbarn. Jede friedliche Verbindung mit dieſen Völkern war faſt unmöglich. Um ſie zu beſiegen, mußte man ſie ausrotten. Daher haben alſo auch die Römer, die ſich an dieſes ſchwere Unternehmen wagten, ihr freyes Volksleben nicht in der Nähe beobachten, uns über dasſelbe nur wenige Nachrichten mittheilen können. —

Zweyter Abſchnitt.

Schilderung der Römer als Beherrſcher der öſtreichiſchen Länder.

Inhalt.

Einleitung.
Verſchiedene Regierungsformen Roms. — Verfaſſung des Staates. Die Volks-Claſſen: der Senat; die Patricier; die Ritter; die Plebejer; Sclaven und Freygelaſſene. — Das römiſche Staatsrecht. Das Bürgerrecht. Die Comitien des Volkes nach Curien, Centurien und Tribus. — Die Obrigkeiten und Staatsbeamten. — Die Verwaltung der Provinzen. — Die Staatseinkünfte. — Die Geſetzgebung und Gerechtigkeitspflege. —

Die Religion der Römer, und ihr Einfluß auf den Staat und das Volksleben. —

Die römiſche Zeitrechnung. — Oeffentliche Feſte und Schauſpiele. —

Das häusliche Leben. Die Glieder der Familie. Die Erziehung der Kinder. — Die Wohnungen, Geräthe, Kleidung, Nahrung, u. ſ. w. der Römer. — Die Ehen. — Die Nahmen. — Leichenbegängniſſe. Erbſchaften und Teſtamente. —

Das Kriegsweſen der Römer. Errichtung des Heeres. Eintheilung und Bewaffnung der Truppen. — Die Officiere. Das Kriegskleid. Feldzeichen. Kriegs-Muſik. — Sold und Nahrung der Soldaten. Die Verabſchiedung. Die Kriegszucht. — Das Lager. Deſſen Befeſtigung, und Dienſt in demſelben. Uebungen und Arbeiten der Truppen. Der Troß und das Gepäcke. — Die Schlachtordnung. Der Angriff. Die Bewegungen während dem Gefechte. Die Siegesfeyer. Belohnungen der Krieger. Der Triumph. Die Ovation. — Krieg gegen feſte Orte. Der Sturm. Die Belagerung. Die Kriegs-Maſchinen. Die Erdarbeiten. Die Blokade. — Vertheidigungsart der Belagerten. —

Das Seeweſen der Römer. Die Kriegsflotten. Die Schlachtordnung derſelben. Seegefechte. —

Geſchichte der Handwerke, ländlichen Beſchäftigungen, Künſte und Wiſſenſchaften in Rom. Verbreitung derſelben in die Provinzen. Ihr Verfall. —

Gefühle, Tugenden, Laſter und Moral der Römer. —

In der Epoche, zu welcher uns der Lauf der Geſchichte nun hinleitet, wurden die Römer Herren des größten Theils unſerer vaterländiſchen Provinzen. In einigen derſelben, als in Illyrien, Dalmatien, Iſtrien, erſchienen ſie, wie wir aus dem erſten Theile dieſes Werkes wiſſen, ſchon geraume Zeit früher. Noch weiter in die Vorzeit zurück reichen die Eroberungskriege, welche ſie in Ober-Italien, in dem dermahligen lombardiſch-venetianiſchen Königreiche, geführt. Der erſte Imperator vollendete die Unterjochung von Noricum, Rhätien, Vindelicien, Pannonien und Dalmatien. —

Mehrere Jahrhunderte hindurch bildeten die Länder des dermahligen Kaiſerſtaates Oeſtreich einen Hauptbeſtandtheil des römiſchen Reiches. In allen Ereigniſſen, welche, bis in die Zeiten der Völkerwanderung herab, in unſerem Vaterlande Statt fanden, ſpielten die Römer die Hauptrolle. Dieſe vor der römiſchen Eroberung großen Theils von wilden barbariſchen Horden bewohnten, ſchlecht bevölkerten, uncultivirten, nahrungsloſen Länder erhielten von den Römern eine geregelte Verfaſſung, Geſetze, Obrigkeiten, Städte, Tempel, Straßen. Von den Römern nahmen dieſe Völker die Religion, Sitten, Gebräuche, Kleidung, Waffen, u. ſ. w. an. Die Römer lehrten ihnen den Handel, ſo wie die Erzeugung der dazu nöthigen Producte. Die Eingebornen unſerer Länder dienten in den weltberühmten römiſchen Legionen, und machten bald deren beſten Theil aus. Künſte und Wiſſenſchaften, aber auch Luxus und Wohlleben, breiteten ſich von der Tiber mit den zahlreich einwandernden Römern bis an den Iſter aus. So wurden dann die illyriſchen, celtiſchen, pannoniſchen, daciſchen Bewohner unſerer Provinzen allmählich, wenigſtens dem Aeußeren nach, in Römer verwandelt, wenn auch nichts den unauslöſchlichen Haß gegen ihre Unterdrücker zu erſticken vermochte, den ſie tief in ihr Innerſtes verbergen mußten. — Um alſo zu wiſſen, wie unſere Voreltern während

der Zeit, als ſie einen Theil des römiſchen Reiches ausmachten, in allen Verhältniſſen des Lebens beſtanden haben, — um ihre damahligen Sitten kennen zu lernen, müſſen wir uns mit jenen der Römer bekannt machen, die der Beſiegten Vorbilder und Lehrer wurden, und ſie, theils durch gewaltſame Einführung, theils durch die Kraft der Ueberzeugung und den Reitz des Beyſpiels, zur Cultur und Aufklärung zu leiten, nach ſich ſelbſt zu bilden ſuchten. —

Den Stoff zu dem Sittengemählde der Römer finden wir in den Schriften der Claſſiker, und in den Denkmählern, die noch jetzt nach Jahrtauſenden, obwohl meiſt in Ruinen, die Macht und Größe dieſes Volkes bezeugen, und uns über manche dunkle Stelle ihres politiſchen und Familien-Lebens aufklären. Doch die zahlreichen Lücken, welche die meiſten wiſſenſchaftlichen Werke des Alterthums entſtellen, und der Abgang genau bezeichnender chronologiſcher und hiſtoriſcher Merkmahle, den wir an dem größten Theile der Reliquien alter Kunſt zu bedauern haben, ſetzen der Wißbegierde unüberſteigliche Gränzen. Nie mehr wird es den eifrigſten Bemühungen gelingen, ein vollkommenes Bild des Zuſtandes der Römer aus den Zeiten, als ſie unſere Länder eroberten, ſie mit zahlreichen Colonien bevölkerten, und nach und nach das Leben und die Sitten, die Tugenden und die Laſter Roms in dieſe Gegenden verpflanzten, aufzuſtellen. Daher wurde es auch nothwendig, um ſich der Vollſtändigkeit nur in etwas zu nähern, die Angaben, welche ſich aus Schriftſtellern verſchiedener Zeitalter ſammeln ließen, in ein einziges Gemählde zu vereinigen, in welchem wir nun die Römer ſo erblicken, wie ſie in dem zuſammengefaßten Raume einiger Jahrhunderte ihres größten Flores geweſen ſind. Wir lernen ſie auf dieſe Art im Allgemeinen richtig beurtheilen, beſonders da bey Gegenſtänden und Angaben, die unter ſich weit entfernten Zeiten angehören, die eigentlichen Epochen derſelben genau bezeichnet ſind, bey andern Theilen dieſer Schilderung aber jene Veränderungen und

Abſtufungen angeführt ſind, welche die ſtets wechſelnden Schickſale der Länder von Zeit zu Zeit den Verfaſſungen, Sitten und Meinungen der Völker aufgedrückt haben. —

Dieſes Bild der Römer, zuſammen gehalten mit den vorausgegangenen Schilderungen der celtiſchen, deutſchen und übrigen Bewohner unſerer Provinzen vor der Eroberung, und mit der Skizze der alten Geographie der öſtreichiſchen Länder, dürfte hinreichen, den Leſern eine klare Anſicht des Zuſtandes unſers Vaterlandes von deſſen erſter Berührung mit der Republik an, bis zum Umſturz des abendländiſchen oder italieniſch-römiſchen Kaiſerreichs zu geben. Es überhebt uns der Erklärungen, Anmerkungen und Noten, welche ſonſt im Verfolg der Geſchichte bey einzelnen Ereigniſſen unentbehrlich wären, und den Faden der Erzählung auf jedem Blatte unterbrechen würden. —

Sieben Könige hatten Rom ſeit ſeiner Gründung durch 244 Jahre beherrſcht. Dieſe lebenslänglichen höchſten Magiſtrats-Perſonen waren aber durch zwey Nebengewalten, den Senat und das Volk, in ihrer Macht bedeutend beſchränkt, und letztere beſtand faſt nur darin, daß ſie Senat und Volk zuſammen berufen, in Beyder Verſammlungen den Vorſitz führen, Vorſchläge machen, und im Kriege die Armee anführen konnten. Die Könige waren zugleich die oberſten Vorſteher der Religion. — Ihre Würde war nicht erblich. Der erledigte Thron wurde von dem Senate durch die Wahl beſetzt. Dieſer große Rath leitete auch, während der Thron erledigt war, die Geſchäfte unter dem Vorſitze eines Interrex (Zwiſchenkönigs), der alle fünf Tage gewechſelt wurde. — Ein die Menſchheit ſchändendes Ungeheuer, Tarquin, der ſiebente König, machte den Römern die Königswürde verhaßt. Er wurde verbannt, und der Fluch gegen Jeden ausgeſprochen, der das Königsthum wieder herzuſtellen verſuchen würde. — An der Könige Stelle traten nun zwey vom Volke aus

den Patriciern gewählte Conſuln oder Bürgermeiſter, welchen die beſchränkte Macht der abgeſchafften Könige, doch unter zwey Perſonen vertheilt, und nur ein Jahr dauernd, eingeräumt wurde. War der Staat in Gefahr, ſo nahm der Senat ſeine Zuflucht zur Ernennung eines einzigen Oberhauptes mit unbeſchränkter Macht, des Dictators. —

Rom fühlte ſehr früh die großen Mängel, an denen ſeine Geſetzgebung litt. Zwar hatten die Römer von ihren Königen geſetzliche Vorſchriften für manche Zweige der Staatsverwaltung, der Gerechtigkeitspflege, der Religion und des Volkslebens erhalten. Aber mit den Königen fielen auch deren Geſetze. Der Staat drohte in einen gefährlichen Zuſtand von Rechtloſigkeit zu verſinken. Dieſer Gefahr zuvor zu kommen, wurden im Jahre 452 v. Chr. G. zehen Männer erwählt, die Griechenlands berühmte Geſetze ſammelten, und aus denſelben das Geſetzbuch der Zehen Tafeln, welche ſpäterhin auf zwölf Tafeln vermehrt wurden, verfaßten. Man ging damahls ſo weit, auch die Conſulswürde aufzuheben, und die Regierung dieſen zehen Männern zu übertragen. Doch der Mißbrauch, welchen ſie von der ihnen anvertrauten Gewalt machten, veranlaßte ſchon im zweyten Jahre darauf (450 v. Chr. G.) ihren Sturz, und die Regierung ging nun wieder an Conſuln über. — Die Conſuln waren bisher immer aus der höhern, reichen und gebildeten Volks-Claſſe, den Patriciern, gewählt worden. Jetzt glaubte ſich der Pöbel dadurch zurückgeſetzt, — in ſeinen natürlichen Rechten gekränkt. Er murrte, empörte ſich (444 Jahre v. Chr. G.), hob die Würde der Conſuln auf, und wählte ſtatt ihrer ſechs Kriegs-Tribunen mit conſulariſcher Gewalt, drey aus der Claſſe der Patricier, drey aus den Plebejern. Aber auch dieß Verhältniß wurde nicht als feſte Norm beachtet; denn durch mehr als ſiebenzig Jahre wählte man bald Conſuln, bald Kriegs-Tribunen; bis endlich (im Jahre 366 v. Chr. G.) die Plebejer es durchſetzten, daß auch aus ihrer Claſſe Conſuln gewählt] wur-

den. In der Folge wurde die Regierung der Conſuln noch mehrere Mahle unterbrochen, obwohl man dabey immer deren Plätze, aber nur als machtloſe Ehrenſtellen, beybehielt. Dieß geſchah unter der dreyjährigen Dictatur Sylla's (in den Jahren 82 — 79 v. Chr. G.); unter dem erſten Triumvirate, zu dem ſich Cäſar, Pompejus und Craſſus (im Jahre 60) verbanden; unter der ewigen Dictatur des Julius Cäſar (vom J. 47 bis 44). Nach Cäſars Tode erſchien das zweyte Triumvirat des Antonius, Lepidus und Octavianus (43 Jahre v. Chr. G.). Letzterer erhob ſich nach dem Sturze ſeiner beyden Gefährten (im Jahre 27 v. Chr. G.) unter dem Nahmen Auguſtus zum Imperator. —

Auguſt hatte ſich ſelbſt durch Waffengewalt zum Herrn der Republik aufgeworfen. Er befeſtigte das Erbrecht des Reiches in ſeiner Familie. Als dieſe nach einer kurzen Reihe von Jahren (mit Nero im Jahre 68 n. Chr. G.) ausgeſtorben war, wählten und beſtimmten bald der Senat, bald die Armee die Thronfolger. Endlich maßte ſich das Heer das ausſchließende Recht an, die Kaiſer abzuſetzen, ſie wohl gar umzubringen, und den erledigten Thron zu vergeben. Selten wurde er auf dieſem Wege dem Würdigſten, deſto öfter elenden verächtlichen Menſchen zu Theil, welche der Armee die größte Summe für die feile Würde gebothen hatten. Durch Conſtantin den Großen wurde die Erblichkeit der Kaiſerwürde aufs neue für einige Zeit wieder hergeſtellt. —

Die ungeheure Ausdehnung des römiſchen Staates, die Unordnungen, mit welchen die Volksberathungen bey der ſo ſehr angewachſenen Zahl der römiſchen Bürger verbunden waren, der große Stand der Heere, welche zur Bewachung der entlegenen Provinzen, zur Bezähmung der unterjochten Nationen erfordert wurden, und deren Disciplin eben ſo wenig durch den vielköpfigen Senat, als durch die jährlich wechſelnden Conſuln mit nöthiger Feſtigkeit erhalten werden konnte, hat-

ten eine Veränderung der Regierungsform höchſt nöthig gemacht. Dieſer ungeheure Freyſtaat, in deſſen Innerſtes bereits zahlloſe Laſter den Keim des Verderbens gelegt hatten, konnte nur dadurch vom Untergange gerettet werden, daß alle Zweige der Staatsverwaltung ſich in einer einzigen leitenden Hand vereinigten; daß von einem Manne alle Anordnungen ausfloſſen, alle Federn der unermeßlichen Maſchine in Bewegung geſetzt wurden. — Dieſe Beſtimmung erfüllte nun der Imperator vollkommen. Mit dieſer Würde wurden alle oberſten Würden der Staatsverwaltung auf Auguſt übertragen. Er erhielt die unumſchränkte Gewalt in den Provinzen des Reiches, die Macht über alle öffentlichen Einkünfte, das Recht, alle obrigkeitlichen Stellen nach Gutdünken zu beſetzen. Er war als Pontifex Maximus das Oberhaupt der Religion, und durch die Würde eines Volks-Tribuns wurde ſeine Perſon unverletzlich erklärt. Ihm war es vorbehalten, Armeen zu werben, Auflagen zu erheben, Kriege zu beginnen, Bündniſſe und Staatsverträge abzuſchließen, Frieden zu machen. Er gab aller dem Senate übrig gelaſſenen Macht die ihm beliebige Richtung. Er übte Gewalt über Leben und Tod im weiten Umfange des Reiches. Er war aller Verantwortlichkeit vor den beſtehenden Geſetzen überhoben. Mit einem Worte, in ſeiner Würde waren alle jene Vorrechte und Machtäußerungen, welche Rom den Königen, Conſuln, Dictatoren, Cenſoren, und andern hohen Magiſtratsperſonen einzeln zugeſtanden, vereint. — Am erſten Tage jedes Jahres legten Senat, Volk und Heer dem Imperator den Huldigungseid ab. Man ſchwor nun bey dem Genius, dem Glücke und dem Wohle, ſelbſt bey der Perſon des Kaiſers. Bald fing man an, dem Auguſt göttliche Ehren zu erweiſen. Tempel und Altäre wurden ihm als dem Schutzgott des Reiches geweihet. Die Prieſter richteten beym Gottesdienſte auch an ihn Gebethe, und bey den Gaſtmählern brachte man ihm Trankopfer wie den übrigen Hausgöttern. — Auguſt ſuchte, wenigſtens An-

fangs, durch den Schein der Beſcheidenheit die auffallende Außenſeite einer ſo unbegränzten Gewalt zu mildern, da dieſe die Empfindlichkeit eines vor kurzem noch ſich frey träumenden Volkes zu ſehr gereitzt haben würde. Als er aber die Armee durch Geſchenke, den Adel durch ihm zugewendete Vortheile, Reichthümer und Ehrenſtellen, das Volk durch die Gewöhnung an Sorgloſigkeit, Ruhe, Schauſpiele und Ueberfluß, gewonnen, und an ſich gebunden hatte, ſtrebte er ſelbſt nach jeder möglichen Ausdehnung ſeiner Macht. —

Die Staatsverfaſſung wurde unter den Kaiſern rein und unbeſchränkt monarchiſch. Der Einfluß, den ſowohl zu Zeiten der erſten Könige, als beſonders während der republikaniſchen Regierung der Conſuln, Senat und Volk auf alle Staatsangelegenheiten verfaſſungsmäßig ausgeübt hatten, war vernichtet, oder beſtand nur noch in Ceremonien ohne Kraft und Wirkung. Die Regierung ward auf die Willkühr eines einzigen Herrſchers zurück geführt. —

Das römiſche Volk beſtand aus verſchiedenen Claſſen. Die vornehmſte derſelben bildeten die Senatoren. —

Siebenhundert Jahre war der Senat als immerwährender Staatsrath beſtanden, die erſten dritthalbhundert Jahre an der Seite der Könige, als geheimer Rath derſelben. Die Senatoren waren größten Theils angeſehene, erfahrene, verdienſtvolle, und dabey vermögliche Männer, die als Väter für die Angelegenheiten der großen Volks-Familie ſorgten. Bey Gründung des Staats hatte Romulus die erſten hundert Senatoren aus den reichſten einwandernden Geſchlechtern gewählt, die zum Theil ihre Abkunft von des Aeneas Trojanern herleiteten, theils als Vorſteher kleiner Gaue eine Anzahl ihrer Lehensleute mit nach Rom brachten. Späterhin vermehrte er den Senat mit hundert Sabinern, als beyde Völker zu einem einzigen verſchmolzen. Dieſe Zweyhundert waren Senatoren des erſten Ranges. Die hundert Senatoren, welche der ältere Tarquin aus dem Volke hinzufügte, genoſſen nur einen zwey-

ten und untergeordneten Rang. In der Folge konnte man zu der Senatoren-Würde nur durch ausgezeichnete Dienſte in der Armee, oder durch lange und gute Verwendung in hohen Staatsämtern, gelangen, und dann war in den meiſten Fällen noch eine Gattung von Wahl, oder Prüfung des Vermögens und der Sitten durch die Cenſoren, nöthig, um in den Senat zu treten. Da der Senator von ſeiner Würde gar keine Einkünfte genoß, ſo mußte er hinreichendes Vermögen beſitzen, um ſtandesmäßig zu leben. Dabey war es Anfangs eine zur Aufnahme in den Senat unerläßliche Bedingniß, Patricier zu ſeyn. In ſpäteren Zeiten aber wurden die Senatoren auch aus den Plebejern, meiſtens aber aus dem Ritterſtande, ergänzt. So nahm der Tyrann Sylla auf einmahl 300 Ritter in den Senat. Unter Cäſar wuchs die Zahl der Senatoren durch aufgenommene Officiere und Soldaten bis auf Tauſend. So wie ihre Zahl wuchs, ſank ihr Anſehen. Auguſt ſetzte ſie wieder auf 600 herab. — Alle fünf Jahre wurde der Senat von den Cenſoren gemuſtert, und jene Mitglieder, welche ſich ihrer Ehrenſtellen unwürdig gemacht, aus der Liſte geſtrichen. —

Der Senat hatte außerordentliche Vorrechte beſeſſen. Seine Mitglieder trugen goldene Ringe, und eine ausgezeichnete Kleidung. Dieſe beſtand in einer Tunica mit breitem purpurnen Ausſchlag, und ſchwarzen Halbſtiefeln, mit einem ſilbernen Halbmonde verziert. Der Senat hatte einen beſondern Ehrenplatz bey den öffentlichen Schauſpielen und Volksfeſten. Als Staatsrath verſammelte er ſich in der Ordnung an gewiſſen feſtbeſtimmten Tagen des Monaths, — aber auch außerordentlich, ſo oft dringende Geſchäfte dieß forderten. Das Recht, den Senat zu verſammeln, hatten die höchſten Obrigkeiten. Der Senat kam entweder in den Curien (Rathhäuſern), oder in einem Tempel zuſammen, und ſtellte dadurch ſeine Beſchlüſſe gleichſam unter den unmittelbaren Einfluß der Gottheit. Um einen gültigen Beſchluß zu faſſen, mußten hundert, ſpäter

gar vierhundert Senatoren zugegen ſeyn. Vor der Sitzung wurde geopfert, und Auſpicien gehalten. Die Stimmenmehrheit entſchied über die gemachten Vorträge. Das Veto oder der Einſpruch eines Volks-Tribunen hob die Gültigkeit jedes Senatsbeſchluſſes auf. Der Senat leitete den Gang aller Staatsgeſchäfte und die Amtshandlungen der Conſuln. Die Geſetze erhielten nur durch ſeine Billigung Kraft; auch konnte er ſchon beſtandene Geſetze nach ſeinem Gutbefinden aufheben. Der Senat führte die Aufſicht über die Religionsgeſchäfte. Er wachte über den öffentlichen Schatz; er leitete die Verwaltung der Provinzen; er ließ durch die Conſuln die Armeen errichten, die Verhandlungen mit fremden Geſandten, den Abſchluß der Staatsverträge beſorgen. Der Senat unterſuchte und urtheilte als höchſte Gerichtsbehörde alle wichtigen Staatsverbrechen, und war der Schiedsrichter in den Streitigkeiten der verbündeten Staaten und Fürſten. — Einige dieſer Angelegenheiten mußten aber, nachdem der Senat darüber berathſchlaget hatte, auch noch dem Volke zur Entſcheidung vorgelegt werden. —

Der Senatoren leibliche Nachkommen männlichen Geſchlechts erhielten durch die Würde ihrer Väter oder Ahnherrn den Adel, mit dem Titel der Patricier, der ſich in ihren Familien vererbte. —

Der Ritterſtand war ſchon durch Romulus gegründet worden. Er beſtand urſprünglich aus der berittenen Garde der Könige und der Reiterey der Legionen. Die Zahl der Ritter belief ſich anfangs auf dreyhundert. Noch Romulus vermehrte ſie bis auf ſechshundert, Tullus Hoſtilius auf neun, Tarquin der ältere auf achtzehnhundert. Um unter dieſe Reiterey aufgenommen zu werden, mußte man von guter bürgerlicher Herkunft, und wohlhabend ſeyn. Der Ritter erhielt ein Dienſtpferd vom Staate. Seine äußere Auszeichnung beſtand in einem goldenen Ringe, und einer Tunica mit einem ſchmalen Purpurſtreife. — In der Folge wurden dieſe Reiter

zu einer Adels-Claſſe erhoben. Von dieſer Zeit an wurden ſie aber auch ihrer eigentlichen Beſtimmung meiſt entfremdet, und die in weit größerer Zahl bey den Legionen erforderliche Reiterey wurde alsdann aus dem gemeinen Volke geworben. Die Ritter dienten dann nur ſelten mehr im Heere; ſie wurden zu Richterſtellen verwendet, nahmen Staatsgüter und öffentliche Einkünfte in Pacht, wurden Großhändler, Wechsler, Steuereinnehmer, u. dgl. — Alle fünf Jahre hielten die Cenſoren Muſterung über den Ritterſtand, und ſtießen alle Jene aus, welche ſich entehrender Handlungen ſchuldig gemacht hatten, oder das geſetzlich beſtimmte Vermögen nicht mehr beſaßen. —

Die Plebejer bildeten die große untere Maſſe des Volkes. Sie beſtanden aus den ackerbauenden Landleuten und den Bürgern der Stadt. Die Letzteren hatten in ihren berathſchlagenden Verſammlungen, ſo wie ſpäter durch ihre Volks-Tribunen, einen entſcheidenden Einfluß auf alle Staatsangelegenheiten. — Jeder Plebejer wählte ſich in den früheſten Zeiten Roms unter den Patriciern einen Beſchützer, der ſein Patron oder Rechtsvertreter, und er deſſen Klient oder Schützling wurde. Dieſe beyden Perſonen waren durch das angeknüpfte Verhältniß zu gegenſeitigen Dienſtesleiſtungen verbunden. Nur der Patricier konnte dieſes Schutzrecht ausüben. Als ſich ſpäterhin auch die Plebejer zu Macht und Anſehen empor hoben, erloſch dieſer Gebrauch in ſeinem früheren Sinne. Aber doch blieben die Römer natürliche Patrone ihrer Freygelaſſenen. Auch wählte ſich jeder in Rom anweſende Fremde, jede Handwerksinnung, jede Handelsgeſellſchaft, einen Mann von Einfluß zum Schutzherrn. Das Nähmliche thaten die Provinzen, ſo wie auch die verbündeten Städte und Reiche. Dieſe Patrone beſorgten gegen gute Gebühren die Geſchäfte und Angelegenheiten ihrer fernen Schutzverwandten in der Hauptſtadt. —

Die Sclaven machten eine ſehr zahlreiche Claſſe der Bewohner des römiſchen Staates aus, wurden aber nicht zum

Volke gerechnet. Sie waren entweder Kriegsgefangene, oder im Auslande gekaufte Leute, oder Verbrecher, die zur Strafe in die Sclaverey verſtoßen worden, oder endlich von römiſchen leibeigenen Aeltern geborene Sclaven. — Feinde, welche in einer erſtürmten Stadt, oder im Handgemenge gewaltſam gefangen worden, blieben ein Eigenthum ihres Beſiegers, und dieſer konnte ſie auf dem öffentlichen Sclavenmarkte verkaufen. Auch die mit den Waffen in der Hand gefangenen Aufrührer wurden immer zur Sclaverey verurtheilt. Ein Römer, der ſich der Recrutirung entzog, wurde gegeißelt, und als Sclave verkauft. Aber auch der römiſche Vater konnte ſein Kind, arme Leute konnten ſich ſelbſt als Sclaven verkaufen. Findelkinder gehörten in der Regel als Sclaven dem, der ſie fand. Der Schuldner, welcher nicht bezahlen konnte, wurde der Sclave ſeines Gläubigers. Der Handel mit ausländiſchen Sclaven war ein einträgliches Gewerbe. — Die Sclaven des Staates wurden zu öffentlichen Arbeiten verwendet; jene, die Privat-Perſonen gehörten, wurden von denſelben zu der Bearbeitung der Aecker, Gärten und Weinberge, oder zu andern häuslichen Dienſten und Handwerksbeſchäftigungen gebraucht. Die Zahl der Sclaven, welche ein einzelner reicher Römer beſaß, belief ſich manches Mahl auf mehrere Tauſende. Ganze Trupps derſelben dienten als Schauſpieler, Tänzer, Muſiker, Fechter, u. dgl., zur Luſt ihres Eigenthümers. Die Sclaven wurden gewöhnlich ſehr ſtrenge behandelt. Aber die in den Wiſſenſchaften Bewanderten machten hiervon eine Ausnahme, und lebten manches Mahl mit ihren Herren auf dem Fuße vertrauter Freunde. — Der Herr hatte eine unbeſchränkte Gewalt über die Perſon, den Erwerb, die Kinder, ja ſelbſt über das Leben ſeiner Sclaven. Wegen geringer Vergehungen wurden ſie auf das grauſamſte geſtraft. Entlaufene Sclaven wurden gebrandmarkt, halsſtarrige in unterirrdiſche Zucht- und Arbeitshäuſer geſperrt. Aber auch ſehr oft wurden Sclaven wegen guter und langer Dienſte von ihren Herren in Freyheit geſetzt.

Manche Freygelaſſenen blieben noch immer in dem Hausſtande ihres vorigen Beſitzers, beſorgten deſſen wichtigſte Geſchäfte, und beſaßen oft ſein unbegränztes Vertrauen. Doch meiſtens waren ſie dieſer Familie nur noch durch einige feſtgeſetzte Geſchenke, oder gewiſſe zu leiſtende Arbeiten verbunden. Die Freygelaſſenen wurden einer Zunft zugetheilt, und als eine geringere Gattung der Bürger, die Anfangs weder Ehrenſtellen bekleiden, noch in der Armee dienen konnten, betrachtet. —

Das römiſche Staatsrecht begriff auch die verſchiedenen Rechte aller Claſſen der Unterthanen des Reichs. Ein anderes Recht beſaß der Bürger von Rom, ein anderes der Einwohner Latiums, noch ein anderes der in dem übrigen Italien Geborene. Auch die Municipien, Colonien, Präfectursſtädte, und die Bundesgenoſſen hatten ihre eigenen, unter ſich abweichenden, mehr oder minder beſchränkten Rechte. — Das römiſche Bürgerrecht umfaßte alle Vorrechte und Freyheiten des Bürgers. Die vorzüglichſten derſelben waren: die verfaſſungsmäßige Gleichheit vor dem Geſetze; das Recht in den Legionen zu dienen, einer Tribus einverleibt zu ſeyn, mit den Volksverſammlungen zu ſtimmen, und von den Cenſoren gemuſtert zu werden; der Anſpruch auf Staatsämter und Prieſterwürden; das Recht, an den öffentlichen Opfern Theil zu nehmen; das Recht, ein geſetzmäßiges Eigenthum zu beſitzen, es ſeinen Nachkommen zu hinterlaſſen, oder ſolches ſelbſt von ſeinen Geſchlechtsverwandten zu ererben; das Recht einer gültigen Ehe, und der väterlichen Gewalt über ſeine Kinder, u. a. m. — Das Bürgerrecht wurde entweder mit der Geburt, oder durch eine Schenkung der Regierung, oder durch eine geſetzmäßige Entlaſſung aus der Leibeigenſchaft, endlich unter den Kaiſern auch wohl durch Kauf erlangt. Die in älteſten Zeiten die Stadt, oder das damahlige beſchränkte Gebieth von Rom bewohnenden freyen Männer genoſſen dieſe Rechte ohne Ausnahme. Ueberwundenen und nach Rom überſetzten Auslän-

dern, oder den ſich freywillig dort anſiedelnden Fremden wurde in der erſten Zeit nach Gründung der Stadt, weil die Regierung einen großen Werth auf die Vermehrung der Bevölkerung legte, das Bürgerrecht gern ertheilt. Die mit den Römern verbündeten Stämme Latiums genoſſen lange nur das lateiniſche, die übrigen Einwohner Italiens das italieniſche Recht. — Der einmahl das Bürgerrecht beſaß, konnte es nur auf eine außerordentliche Art verlieren, z. B. durch Verbannung, durch Verfall in die Leibeigenſchaft, u. dgl. —

Ungeachtet dieſer Rechte ſchmachtete das römiſche Volk, ſowohl unter den Königen, als unter den erſten Conſuln, im drückendeſten Elende, und in ſchwerer Abhängigkeit von den reichen Ariſtokraten. Sein Zuſtand wurde erſt dann erleichtert, als es ſich die Theilnahme an den Staats- und Prieſterwürden ertrotzt, und in ſeinen Tribunen mächtige Beſchützer erhalten hatte. Von dieſer Zeit an entſtand in Rom eine neue Gattung von Verdienſtadel (Nobilitas). Die Familie nähmlich ſowohl eines Patriciers als Plebejers, der eine hohe Würde bekleidet hatte, nahm an dieſer Auszeichnung Antheil, indem ſie ſich dadurch in der allgemeinen Achtung erhob. Je mehr Glieder einer Familie im Laufe der Zeiten ſolchen Aemtern vorgeſtanden, einen deſto höhern Rang erwarb ſich dieſelbe. —

Den Municipien (Freyſtädten) wurde bey Anerkennung der römiſchen Herrſchaft frey geſtellt, ihre früheren Geſetze beyzubehalten. Sie durften jedoch dießfalls nur das einzige Recht des Dienſtes in den Legionen ausüben. Mit der Annahme der römiſchen Geſetze aber erhielten ſie das uneingeſchränkte Bürgerrecht, konnten zu allen Staatsämtern gelangen, in Rom mit den Tribus ihre Stimmen bey den Staatsberathungen geben, u. ſ. w.

Colonien hießen jene Orte, wo die römiſche Regierung eine Anſiedlung errichten ließ. Beſtanden die Coloniſten aus römiſchen Bürgern, ſo behielten ſie auch ihre früher beſeſſenen Rechte, doch meiſtens mit mehr oder minder bedeutenden

Beſchränkungen. Die Colonien, welche mit Lateinern oder Italienern beſetzt wurden, hatten die Rechte, welche jeder dieſer Claſſen früher zuſtanden. — Die Colonien erhielten ihre Geſetze und Obrigkeiten von Rom aus. Die Letzteren führten den Nahmen von ihrer Zahl: Duumviri (Zweymänner), Triumviri (Dreymänner). Auch einen eigenen Senat hatte jede Colonie, und die von den Coloniſten aus ihrer Mitte gewählten Senatoren hießen Decuriones. — Hiervon waren die militäriſchen Colonien unterſchieden, wo ganze Legionen eine neue Anſiedlung bildeten, und ihre Officiere auch als Obrigkeiten der Colonie, dann ihre militäriſchen Geſetze und Rechte, unverändert behielten.

Die Präfecturs-Städte genoßen im Allgemeinen weder die Rechte der Municipien, noch jene der Colonien. Sie waren gewöhnlich Städte, deren Einwohnern Rom nicht ſehr traute. Sie erhielten jährlich einen Präfect aus Rom, der die Regierung und Gerechtigkeit verwaltete. Dieſer Präfect konnte in dem bürgerlichen Leben und in den Privat-Verhältniſſen ſeine Macht auf eine ſehr drückende Art fühlen laſſen. Alle Geſetze, welche die öffentlichen Angelegenheiten angingen, erhielten dieſe Städte ſchon ganz fertig von Rom, und der Senat legte ihnen nach ſeinem Belieben Abgaben und Kriegsdienſte auf. — Municipien und Colonien, ſo wie auch fremde oder verbündete Städte, welche ſich den Zorn Roms zugezogen hatten, wurden oft aus Strafe zu Präfectur-Städten erniedriget.

Die verbündeten Städte gehörten zu keiner der angeführten drey Claſſen. Sie waren, wenn ſie die vertragsmäßigen Jahrgelder und Leiſtungen pünctlich entrichteten, übrigens in ihrer inneren Verwaltung frey und unbeſchränkt. Sie hatten gar keinen Antheil an den Rechten der Bürger. —

Die Fremden, welche in Rom lebten, mußten alle Rechte der römiſchen Bürger entbehren, ſogar die Rechte des geſetzlichen Eigenthums, der väterlichen Gewalt, der Erbſchafter,

und die Teſtamentsfähigkeit: denn ihre Güter verfielen nach dem Ableben derſelben an ihre gewählten Schutzherren, unter der kaiſerlichen Regierung aber an den Fiscus. Die Fremden durften die römiſche Toga nicht tragen, und mußten ſich überhaupt manche Unannehmlichkeiten von den Unterbehörden der Stadt gefallen laſſen. — Als Fremde wurden alle nicht mit dem Bürgerrechte betheilte Perſonen betrachtet, wenn ſie auch Eingeborene Latiums, Italiens, oder was immer für einer römiſchen Provinz waren. Der Aufenthalt in Rom wurde ihnen nur aus Gnade geſtattet, und die Regierung vertrieb ſie mehrere Mahle aus der Stadt mit nachſichtsloſer Willkühr, beſonders bey ſich ereignendem Mangel an Lebensmitteln. Doch konnten die Fremden auch das römiſche Bürgerrecht, oder wenigſtens einige Ausnahmen von den allgemeinen, ſie ſo drückenden Geſetzen, als eine beſondere Vergünſtigung erhalten. — Der Zuſtand dieſer Fremden änderte ſich in ſpäteren Jahrhunderten gewaltig, als Fremde ſogar zu den höchſten Würden des Reiches gelangten. Kaiſer Caracalla erhob im Anfange des dritten Jahrhunderts nach Chr. G. alle freygeborenen Unterthanen des Reichs zu Bürgern, ſo daß nur noch die Freygelaſſenen als Fremde behandelt wurden. Juſtinian endlich hob in der Mitte des ſechsten Jahrhunderts auch für dieſe den Stand der Fremden auf, und es gab ſodann nur noch Römer und Barbaren in der bekannten Welt. —

Das römiſche Volk verſammelte ſich auf dem Forum, auf dem Capitol, oder auf dem Marsfelde, um über den ſeiner Entſcheidung überlaſſenen Theil der Staatsangelegenheiten zu berathſchlagen. Dieſer Wirkungskreis des Volkes erſtreckte ſich auf die Geſetzgebung, die Wahl der Obrigkeiten und Prieſter, die richterliche Entſcheidung über manche Verbrechen, auf politiſche Verhandlungen mit auswärtigen Staaten, auf den Beſchluß des Krieges, Friedens, der Bündniſſe, u. ſ. w. — Alle Volksverſammlungen hießen C o m i t i e n. Anfangs die Könige, in der Folge die Conſuln, der Dictator, und noch an-

dere hohe Magiſtrats-Perſonen hatten die Macht, an den be-
ſtimmten Gerichtstagen das Volk zu verſammeln. Die Auguren
beobachteten vor den Comitien den Flug der Vögel, und das
Wetter; beyde mußten günſtig ſeyn, damit die Verſammlung
gültig gehalten werden konnte. Ein während derſelben entſte-
hendes Ungewitter, ein epileptiſcher Unfall, der einem Ge-
genwärtigen zuſtieß, oder das Veto eines Volks-Tribunen,
ſtörten dieſelbe. — Die Comitien wurden auf drey verſchiedene
Arten gehalten:

Nach Curien. Die Bürger der Stadt waren in drey-
ßig Curien oder Gemeinden eingetheilt. Jede Curie hatte
eine Stimme, welche ſich aus der entſchiedenen Mehrzahl der
Stimmen ihrer einzelnen Mitglieder ergab. Wenn von den
dreyßig Curien ſechszehn einer Meinung waren, ſo hatten ſie
um zwey Stimmen mehr, als die gegentheiligen vierzehn Cu-
rien. So entſtanden dann die ſo genannten Verordnun-
gen des Volkes.

Nach Centurien. Der Cenſus, die allgemeine Schä-
tzung des Volkes, war ſchon von dem Könige Servius Tullus
angeordnet worden, um die Anzahl und den Vermögensſtand
der Bürger genau zu erforſchen. Nach den auf dieſe Art ent-
ſtandenen Liſten wurde das Volk in ſechs Vermögens-Claſſen
geſchieden. Jede Claſſe war in eine ungleiche Anzahl von Cen-
turien vertheilt. So hatte die erſte und reichſte, daher am
wenigſten zahlreiche Claſſe acht und neunzig Centurien, und
alſo auch acht und neunzig Stimmen; die zahlreichſte ſechste
Claſſe der Armen aber hatte nur eine einzige Centurie und eine
Stimme. Alle ſechs Volks-Claſſen zuſammen hatten hundert
drey und neunzig Centurien, folglich die erſte Claſſe allein um
drey Centurien mehr, als die übrigen fünf Claſſen zuſammen.
Da nun auch hier die Stimmenmehrheit den Ausſchlag gab,
ſo war die Entſcheidung in dieſen Comitien ganz in den Hän-
den der erſten Claſſe. Aber dieſe Claſſe der Reichen mußte
auch eben ſo viele Theile der öffentlichen Staatslaſten tragen,

als ſie Stimmen oder Centurien hatte, und zahlte daher acht und neunzig Mahl ſo viel als die ſechste. — Der Cenſus wurde alle fünf Jahre wiederhohlt, und jene Familienhäupter, deren Vermögensumſtände in der Zwiſchenzeit ſich bedeutend verändert hatten, dem Befunde nach in eine andere Claſſe überſetzt. —

Die Comitien nach den Tribus. Die römiſchen Bürger waren in fünf und dreyßig Tribus oder Zünfte eingetheilt. Die Mitglieder jeder Tribus ſtimmten unter ſich über den vorgetragenen Gegenſtand. Die Mehrheit der einzelnen Stimmen gab die Stimme der ganzen Zunft. Die fünf und dreyßig Tribus hatten alſo eben ſo viele Stimmen, und deren Mehrheit entſchied die aufgeworfene Frage. Alle römiſchen Bürger gehörten zu Einer der Tribus, ſie mochten in der Stadt oder auf dem Lande wohnen, und hatten folglich das Stimmenrecht in derſelben. Da dieſe Tribus nach den Wohnorten eingetheilt waren, ſo fanden ſich reiche und arme Bürger unter einander gemiſcht, und ihre Stimmen waren gleich ausgiebig. —

Die Magiſtrats-Perſonen der früheren Römer wurden von dem Volke aus den um die erledigten Stellen öffentlich anſuchenden Canditaten durch Stimmenmehrheit gewählt. Die Canditaten mußten, ehe ſie in die Liſten eingetragen wurden, ihre guten Sitten, und das durch die Geſetze geforderte Alter, darthun. Sie ſuchten die Gunſt des Volkes durch gehaltene Reden, durch einſchmeichelnde Bitten, durch Vorſprache angeſehener Freunde zu erwerben, oder die Stimmen der Bürger mit Geſchenken zu erkaufen. Wenn ſie auf unrechtmäßigen Wegen ein Amt zu erſchleichen verſuchten, konnten ſie auch, beſonders wegen Beſtechung, angeklagt werden. — Die Gewählten wurden durch Herolde ausgerufen. Dann ſchworen ſie einen Eid, ihre neuen Pflichten treu zu erfüllen, und die Geſetze ſtreng zu beobachten. — Die Bedienſtungen wurden nicht mit Gehalten vergolten, ſondern die Ehre war Anfangs deren einziger Gewinn. Doch hatten einige, z. B.

die Prieſterſtellen, gewiſſe unbeſtimmte Zuflüſſe. — Eine römiſche obrigkeitliche Perſon war nicht ausſchließend und unveränderlich für eine beſondere Geſchäftsgattung allein beſtimmt. Der nähmliche Staatsbeamte konnte die Polizey in Rom führen, und dort laufende Regierungsgeſchäfte beſorgen, Geſetze vorſchlagen, die Gerechtigkeit verwalten, eine Prieſterſtelle bekleiden, und Armeen commandiren. In den ſpäteren Zeiten der Republik ſtand jedem freygeborenen Bürger der Weg zu allen Ehrenſtellen offen. Die Geſetze verordneten übrigens, daß die Canditaten nur ſtufenweiſe zu den höhern Würden gelangen konnten; daß zwiſchen dieſen Stufen eine beſtimmte Zeit von mehreren Jahren verfließen ſollte; ferner, daß Niemand zwey ſolche Aemter zu gleicher Zeit bekleiden, oder, die Cenſors-Würde ausgenommen, eine Stelle länger als ein Jahr beſitzen durfte. Doch findet man in Roms Annalen zahlreiche Beyſpiele der Außerachtlaſſung dieſer Geſetze. — Die Opfer, deren Eingeweide ungünſtige Vorbedeutungen gaben, die Vögel, welche nicht nach dem Sinne des dieſelben beobachtenden Augurs flogen, und daher Unglück andeuteten, machten Wahl und Amt ungültig. — Höhere Magiſtrats-Perſonen durften der Dienſtesausübung der Niederen Einhalt thun, die Volks-Tribunen ſich allen durch ihr V e t o widerſetzen. Jeder römiſche Bürger konnte obrigkeitliche Perſonen, ſo bald die Zeit ihres Amtes verfloſſen war, und ſie daſſelbe niedergelegt hatten, vor dem Volke anklagen.

Die C o n ſ u l n wurden, wie ſchon erwähnt, zu zweyen erwählt, und die Dauer ihres Amtes war ein Jahr. Sie trugen die Kleidung der ehemahligen Könige, nähmlich einen Ueberrock mit Purpurſtreifen (Toga prätexta). Zwölf Lictoren mit Fasces (Ruthenbündeln, in welchen Beile ſteckten) traten ihnen vor; doch durften dieſe ihre Beile nur außer den Mauern Roms führen. Die Gewalt der Conſuln war nur wenig beſchränkt, aber dadurch gemildert, daß ſie unter zwey Perſonen vertheilt war. Dieſe wechſelten in der Regierung nach

Monathen, oder auch einen Tag um den andern. Alle Staatsbeamten, nur die Volks-Tribunen ausgenommen, gehorchten ihren Befehlen. Sie hatten das Recht, den Senat und das Volk zu berufen, und ſaßen den Verſammlungen vor. Sie beſtellten die Richter. Die Statthalter der Provinzen, ſo wie die auswärtigen Regierungen, ſtanden nur mit ihnen in ämtlichem Briefwechſel. Den fremden Geſandten ertheilten ſie die Audienzen. Sie ließen den beſchloſſenen Krieg den Feinden erklären. Sie vollzogen den abgeſchloſſenen Frieden, und die bewilligten Bündniſſe. Sie hatten die Oberaufſicht über die öffentlichen Einkünfte und den Staatsſchatz. Das Jahr ihrer Regierung wurde im bürgerlichen und Geſchäftsleben mit ihren Nahmen bezeichnet. Ihre Gewalt über die römiſchen Provinzen, und über verbündete Staaten war faſt ohne Schranken. Das Schickſal derſelben hing größten Theils von ihrem Willen und ihren Launen ab. Könige buhlten um ihre Gunſt. — Bey der Armee endlich führten ſie das Ober-Commando. Sie errichteten die Heere durch Anwerbung. Sie ernannten einen Theil der Kriegs-Tribunen (Oberſten) der Legionen, und die Befehlshaber der Hülfs-Truppen. Auch gingen von ihnen alle Anſtalten der Heeresverſorgung aus. Die Leitung der Truppen-Bewegungen, die Belohnungen und Strafen, u. dgl., hingen ganz von ihrer Einſicht und Beurtheilung ab. Jene Provinzen, in welchen bedeutende Kriege geführt wurden, waren immer den Conſuln zugetheilt, um dort die Armeen anzuführen. Manches Mahl erhielten beyde Conſuln zuſammen die nähmliche Provinz, wenn dort die Hauptmacht des Staates verſammelt, und bedeutende Unternehmungen auszuführen waren. Meiſtens aber wurde jedem Conſul für ſich eine beſondere Provinz ſammt der dort zu verwendenden Armee gegeben. Die Provinzen, wo mindere Truppen-Corps zu leiten, und auch keine folgenreichen Ereigniſſe zu erwarten waren, wurden andern Staatsbeamten, z. B. Proconſuln, Prätoren, u. dgl., angewieſen, obwohl dieſe Regel nicht immer zur

Richtſchnur genommen wurde. Keine dieſer Magiſtrats-Perſonen durfte ihre Provinz vor Ablauf der Dienſtzeit verlaſſen. — Schon der Dictator Julius Cäſar verwandelte das Amt der Conſuln in eine machtloſe Ehrenſtelle. Alle ausübende Gewalt war im Dictator allein vereinigt. So blieb es auch unter den Kaiſern. Sogar die Wahl der Conſuln geſchah dann nicht mehr vom Volke; ſondern dieſe Stellen wurden fortan aus eigener Macht des Herrſchers vergeben. Um recht viele Günſtlinge mit dieſem Titel beglücken zu können, ernannten die Kaiſer oft alle Monathe, ja zuweilen ſogar alle Wochen, andere Conſuln. Der Kaiſer Commodus machte deren fünf und zwanzig in einem Jahre. — L. Sextius (im Jahre 366 v. Chr. G.) war der erſte Plebejer, Cornelius Balbus aus Cadir (40 Jahre v. Chr. G.) der erſte Ausländer, die zu Conſuln gewählt wurden. Unter Juſtinian hörte dieſe Würde ganz auf. —

Die Prätoren wurden nur aus den Patriciern allein erwählt. Sie waren die Oberrichter, welche im ganzen Reiche die Rechtspflege verwalteten, und ihre Würde galt im Range für die erſte nach dem Conſulate. Sie vertraten zu Rom die Stellen der Conſuln, wenn dieſe im Felde oder ſonſt irgendwo abweſend waren. Außer dem wurden ſie ſehr oft mit der Verwaltung der Provinzen beauftragt. Die hohen Polizey-Verordnungen wurden von den Prätoren gegeben. — Der Prätor hatte ein ausgezeichnetes Amtskleid. Zwey Lictoren trugen ihm zu Rom, ſechs außer der Stadt, Beile und Fasces vor. Er hielt öffentliches Gericht, welchem die von ihm ſelbſt ernannten geſchwornen Richter beyſaßen. Jeder Prätor erließ beym Antritte ſeines Amtes ein Edict, in welchem er die Gerichtsordnung für ſein Dienſtjahr feſtſetzte. Die Beſtimmungen dieſes Edicts ſchöpfte er theils aus den Gerichtsordnungen ſeiner Vorgänger, theils aus ſeinen eigenen Anſichten. Das Edict hatte Geſetzeskraft für die Dienſtzeit des Verfaſſers. Auch die Verordnungen, welche andere Magiſtrats-

Perſonen erließen, hießen Edicte, waren aber weder ſo wichtig, noch ſo geachtet, als jene der Prätoren. — Außer dieſen Prätoren hielten auch die Ortsvorſteher und die Statthalter der Provinzen in den ihrer Geſchäftsleitung angewieſenen Städten oder Bezirken öffentliche Gerichtsſitzungen, deren Wirkungskreis, und die Gattung der jedem Richter zugewieſenen Geſchäfte nach dem Range ihrer Stellen verſchieden waren. —

Die Cenſoren waren die Vermögens- und Sittenrichter des römiſchen Volkes. Alle fünf Jahre wurden zwey Cenſoren ernannt. Sie hatten alle Ehrenzeichen der Conſuln, außer den Lictoren. Der Cenſus, oder die Schätzung, wurde auf dem Marsfelde gehalten. Jeder römiſche Bürger mußte den Stand ſeiner Familie und ſeines Vermögens angeben. Der ſich der Cenſur zu entziehen ſuchte, oder ſein Vermögen nicht richtig angab, verlor Habe und Freyheit. Die Cenſoren muſterten dann auch den Senat und den Ritterſtand. Die wegen ſchlechten Sitten oder wirklichen Vergehungen unwürdig befundenen Mitglieder jener beyden ausgezeichneten Stände wurden caſſirt, oder mit Beſchimpfung aus ihrer Claſſe geſtoßen. Die Bürger wurden aus gleichen Urſachen entweder in eine geringere Claſſe herabgeſetzt, oder der Bürgerrechte gänzlich beraubt. Auch konnten die Cenſoren über Individuen aus allen Ständen als Strafe verhängen, daß ſie ihren gewöhnlichen Antheil an den Staatsabgaben mehrfach entrichten mußten. — Die Bürger in den Colonien und Municipien hatten ihre eigenen Cenſoren, welche mit ihnen eine ähnliche Schätzung des Vermögens und der Sitten vornahmen. — Nach ſeinem angegebenen Vermögensſtande wurde der römiſche Bürger in die verſchiedenen Claſſen, von welchen wir ſchon geſprochen, vertheilt, und wenn das Vermögen eines Bürgers ſeit dem letzt vorhergegangenen Cenſus eine bedeutende Veränderung erlitten hatte, auch aus einer Claſſe in eine andere verſetzt. — Die Cenſoren hatten die nächſte Aufſicht über

die Staatseinkünfte, die Sitten, und die Polizey. Sie beſtimmten die Abgaben der Bürger, und ſchloſſen die Pachtungen der Staatsgüter ab. Sie verdingten alle öffentlichen Arbeiten an Staatsgebäuden, Straßen, Brücken, Waſſerleitungen, u. ſ. w. — Unter dem Kaiſer Veſpaſian wurde der letzte Cenſus gehalten. In jenen Zeiten waren die Sitten der Römer ſchon ſo verdorben, die Kaiſer und die von ihnen ernannten Hof- und Staatsbeamten ſolche Muſter der Unſittlichkeit, oder beſſer zu ſagen, der allen Glauben überſteigenden Laſterhaftigkeit, — auch waren die Verhältniſſe des Vermögens damahls ſo gänzlich verwirrt und umgeſtürzt, und der Reichthum in den Händen des verworfenſten Geſindels, daß man einen Cenſus ferner für ganz unausführbar hielt, und die Stellen der Cenſoren hiermit erlöſchen ließ. —

Die Tribunen waren die Oberſten der Legionen. Als das Volk ſich zuerſt eigene Beamten vom Senate erzwang, welche es vor den Gewaltthätigkeiten des Adels ſchützen ſollten, ſo erhielten dieſe den Nahmen der Volks-Tribunen, und die Oberſten der Legionen wurden von nun an zum Unterſchiede Kriegs-Tribunen genannt. — Die Kriegs-Tribunen mit conſulariſcher Gewalt, welche über ſiebenzig Jahre (444 — 367 v. Chr. G.), mit wenigen Unterbrechungen, ſtatt der Conſuln regierten, hatten alle Macht, Vorrechte, Ehrenzeichen und Geſchäfte der Conſuln, und waren nur durch ihre Benennung, und durch ihre Zahl von vier oder ſechs, von denſelben unterſchieden. — Die Perſonen der Volks-Tribunen, deren gleichzeitige Anzahl höchſtens auf zehn ſtieg, waren heilig und unverletzlich. Ihre erſte Pflicht und nächſte Beſtimmung war, die Plebejer gegen die Bedrückungen des Senats und des Adels zu vertheidigen. Wenn ſie auch ſelbſt keine Geſetze vorſchlagen durften, ſo war hingegen ihr Veto ſo mächtig, daß ſie damit gegen die Decrete des Senats und die Verordnungen des Volkes proteſtiren, und denſelben alle Kraft nehmen, ja ſelbſt alle

obrigkeitlichen Perſonen in der Ausübung ihrer Rechte und Dienſtgeſchäfte aufhalten konnten. Derjenige, welcher ihrer verhindernden Macht nicht auf der Stelle gehorchte, konnte von ihnen, wes Standes er immer war, ins Gefängniß geſchickt werden, und mußte ſich über das Vergehen gegen die heilige Gewalt der Tribunen vor einem Volksgerichte öffentlich rechtfertigen. — Die Tribunen bildeten gewöhnlich eine Oppoſition gegen die Beſchlüſſe des Senats, widerſetzten ſich den Werbungen, der Wahl der Obrigkeiten, vernichteten Geſetze. — Die gewöhnliche Gewalt der Volks-Tribunen beſchränkte ſich auf die Staat Rom ſelbſt, und ihren Umkreis von einer Meile. Wurden Volks-Tribunen außerordentlicher Weiſe in eine Provinz verſendet, ſo konnten ſie dort ſelbſt einen Proconſul an der Spitze ſeiner Armee ergreifen, und gefänglich nach Rom bringen. — Mit der uneingeſchränkten Kaiſerwürde Auguſts war eine ſo ausgedehnte Macht in fremden Händen keineswegs verträglich. Er ließ ſich daher ſelbſt zum Tribun des Volkes ernennen, welches auch die ihm folgenden Kaiſer thaten. Doch ließen ſie die übrigen Volks-Tribunen, nachdem ihnen alle früher beſeſſene Gewalt und Rechte abgenommen worden, als ein unſchädliches Spielwerk des Volkes noch immer fortdauern, bis endlich Kaiſer Conſtantin für gut fand, dieſe Stellen ganz abzuſchaffen. —

Die Aedilen waren jene oberſten Polizey-Beamten, welche die Aufſicht über öffentliche und Privat-Gebäude, über Straßen und Waſſerleitungen, auch über die Märkte der Lebensmittel, Maaß und Gewicht, die Wirthshäuſer und Schenken, dann über die Schauſpiele, die öffentlichen Korn-Magazine, u. dgl. führten.

Die Quäſtoren waren die Einnehmer aller Staatseinkünfte. Sie bewahrten den Staatsſchatz, und verrechneten die öffentlichen Gelder. Auch die Archive des Staates ſtanden unter ihrer Aufſicht. — Ihnen wurden nach geendigten Kriegen die Adler der Legionen und die gemachte Beute zur Aufbe-

wahrung übergeben. Bey den Armeen dienten die Quäſtoren als Kriegszahlmeiſter und Verpflegsverwalter. In den Provinzen nahmen ſie die Steuern ein, und vertraten die Stellen der abweſenden Prätoren. —

Der Präfect der Stadt Rom verſah in Abweſenheit des Kaiſers, als deſſen Stellvertreter, die Regierungsgegeſchäfte. Seine Gewalt erſtreckte ſich nicht allein auf Rom, ſondern auch auf alles Land hundert Meilen in die Runde, in welchem Umkreiſe er die Störer der öffentlichen Ruhe ergreifen, und abſtrafen laſſen konnte. —

Der Präfect der prätorianiſchen Cohorten, oder der Ober-Befehlshaber der kaiſerlichen Leibwache, war eine der wichtigſten Stellen am Kaiſerhofe. Sie wurde gewöhnlich von dem vertrauteſten Günſtling des jeweiligen Monarchen bekleidet. Dieſer befand ſich durch ſeine Stelle ſowohl, als ſchon durch die kaiſerliche Gunſt, berufen, immer um die Perſon des Herrſchers zu ſeyn. Hatte er deſſen Ohr und Herz, wie es meiſt der Fall war, in Händen, ſo konnte er ihn nach Willkühr leiten, und es war beynahe kein anderer Zutritt zu dem Kaiſer, als durch ihn möglich. —

Auguſt veränderte nicht nur die republikaniſche Regierungsform in eine monarchiſche; er erſtreckte ſeine Neuerungen auch auf die innere Organiſation, und auf die Verzweigungen der verſchiedenen Staatsgewalten und Regierungsſtellen. Die Würden der alten Magiſtrats-Perſonen wurden zum Scheine beybehalten. Die Macht wurde ihnen aber größten Theils genommen, und an beſoldete Beamte übertragen, die der Kaiſer ſelbſt ernannte, und die die unterwürfigen Diener ſeines Willens waren. Die folgenden Kaiſer ſchufen nach und nach eine Menge von Würdeträgern, die ihren Hofſtaat bildeten, und die, mit Ausnahme der Titel, ihrer Zahl, Eintheilung, Wichtigkeit und Beſtimmung nach, ſo ziemlich den Chargen glichen, die man in der Folge an allen Höfen errichtete, und bis auf unſere Zeiten beybehielt. —

Von den minderen Staatsbeamten hatten die **Triumvirs der Schaarwache** für die nächtliche Ruhe der Stadt, und für die Feuerlöſch-Anſtalten zu wachen. Die **Triumviri und Münzmeiſter** ſtanden dem Münzweſen des Reiches vor. Die Dienſte der Oberſtraßenaufſeher, der Gefängniß-Commiſſäre, u. ſ. w., werden ohnehin durch ihre Titel genau bezeichnet. — Der Präfect der Ernte hatte für die Zufuhren in die Hauptſtadt, und für die Erhaltung der öffentlichen Korn-Magazine zu ſorgen, u. ſ. w. — Verſchiedene untergeordnete Diener waren ſtets mit der Ausführung der Befehle der höheren Magiſtrats-Perſonen beſchäftigt; als die öffentlichen Schreiber (Scribä), die Ausrufer oder Herolde (Präcones), die Dollmetſcher, die Lictoren, die Gerichtsdiener (Accenſi), die Kanzleybothen (Viatores), der Nachrichter. —

Alle Länder, welche die Römer erobert, oder auf was ſonſt immer für eine Art unter ihre Herrſchaft gebracht hatten, und die dann auch durch von Rom abgeſchickte Obrigkeiten regiert wurden, hießen Provinzen. Der Feldherr, welcher eine Nation bezwungen, entwarf gewöhnlich, mit Zuziehung einer zu dieſem Ende vom Senate ernannten Commiſſion, an Ort und Stelle die für das Land paſſendeſte Art der Verwaltung und der Geſetze. Aber manches Mahl wurde der Plan hierzu beſtimmt vom Senate vorgeſchrieben. Vielen Provinzen, beſonders ſolchen Ländern, die ſich freywillig unterwarfen, oder die durch friedliche Verträge unter Roms Herrſchaft kamen, wurden die eigenen Geſetze, und das Recht, die unteren obrigkeitlichen Stellen zu beſetzen, belaſſen; doch die Statthalter, Truppen-Commandanten, oberſten Richter, und die Ober-Einnehmer der Gefälle wurden immer vom Senate beſtimmt. In den Zeiten der Republik übernahm gewöhnlich jeder Conſul, nach Beendigung ſeines Amtsjahres, die Verwaltung einer Provinz mit der Würde eines Proconſuls, und der Prätor ebenfalls eine ſolche Verwaltung mit dem

Titel eines Proprätors. Die von kriegeriſchen Ereigniſſen bedrohten Provinzen, ſo wie jene, welche die Gränzen des Reiches gegen feindſelige Nachbarn bildeten, oder in denen der unruhige Geiſt der Einwohner die Gegenwart einer Armee nöthig machte, wurden vorzugsweiſe den Proconſuln zugetheilt, obwohl ſonſt in der Vertheilung der Provinzen eben kein Rang beobachtet wurde, und in der nähmlichen Provinz bald ein Proconſul, bald ein Proprätor die Regierung führte. Der Proconſul hatte zwölf, der Proprätor ſechs Lictoren in ſeinem Gefolge. Die Provinzen wurden nach der Würde ihres Statthalters proconſulariſche, oder proprätoriſche Provinzen genannt. Der Senat beſtimmte die Gränzen der Provinz, die einem ſolchen Landpfleger angewieſen wurde, ſo wie die Truppen, welche in dieſelben als Beſatzungen zu ſtehen kamen, die Kriegsſteuern, u. ſ. w. —

Die Zahl der Legaten oder Stellvertreter, welche dem Proconſul mitgegeben wurden, war, nach der Größe der Provinz, und nach der zu erwartenden Menge der kriegeriſchen oder adminiſtrativen Geſchäfte, verſchieden, von drey bis auf fünfzehn. Dieſe Legaten waren angeſehene Männer, Senatoren, oder vormahlige Conſuln und Prätoren. — Zur Verwaltung der Rechnungsſachen und der Einkünfte der Provinz wurden dem Statthalter mehrere Quäſtoren zugegeben. Dieſe ſorgten dafür, daß die Abgaben richtig erhoben, der Sold der Armee und die Staatsauslagen berichtigt, und die Verwendung der öffentlichen Gelder genau ausgewieſen wurde.— Ein zahlreiches Gefolge von Adjutanten, und von jungen adelichen Römern begleitete den Statthalter in ſeine Provinz, wo dieſe Jünglinge unter ihm die Kriegführung, oder die Landesverwaltung erlernen wollten. —

Der Proconſul übte in ſeinem Regierungsbezirke die höchſte Gerichtsbarkeit, und verwaltete die Gerechtigkeit öffentlich, ſo wie der Prätor zu Rom, nach jenen Geſetzen, welche entweder der Senat der betreffenden Provinz nach ihrer Un-

terwerfung beybelaſſen, oder ſpäter erſt gegeben hatte. Die Statthalter hatten auch das Recht, für beſondere Fälle, und in minder wichtigen Gegenſtänden, Edicte zu geben, welche eigentlich aber nur ſo lange in Kraft blieben, als die Amtsführung des Verfaſſers dauerte. Gewöhnlich benutzte der Nachfolger die Edicte ſeiner Vorgänger, und fügte nur dort, wo es nöthig war, ſeine eigenen Anordnungen hinzu. Der Proconſul und der Proprätor hatten in ihren Provinzen die Gewalt über Leben und Tod, wenn ſie zugleich über eine in dieſer Provinz ſtehende Armee das Ober-Commando führten, oder wenn ihnen, auch ohne Armee, die höchſte Militärgewalt (Imperium) eingeräumt worden war. — Jede Provinz war in mehrere Kreiſe getheilt, in deren Hauptorten die Diſtricts-Magiſtrate aufgeſtellt waren. Der Statthalter berief entweder nach ſeiner Ankunft in der Provinz einen Ausſchuß aus allen Theilen des Landes nach der Hauptſtadt, um ſich mit demſelben über die Verwaltungsgegenſtände zu beſprechen, Klagen anzuhören, Abhülfe zu treffen, u. dgl.; oder er bereiſete das Land, und hielt in verſchiedenen Ortſchaften durch Zuſammenberufung des Volkes öffentliche Gerichtstage. Gewöhnlich wählte der Proconſul zwanzig der angeſehenſten Männer der Provinz, entweder aus den angeſiedelten Römern, oder auch aus den Eingeborenen, zu ſeinen Rathgebern, die dann ein Raths-Collegium ſowohl für die Verwaltungsgegenſtände, als für die richterlichen Verhandlungen bildeten. — Alle öffentlichen Angelegenheiten mußten in lateiniſcher Sprache verhandelt werden. Es befanden ſich aus dieſem Grunde bey jedem Statthalter, ſo wie bey den Kriegsgerichten, mehrere in der Landesſprache wohl erfahrene Dolmetſcher. — Unter des Proconſuls oberſten Verwaltung ſtanden alle inneren Angelegenheiten ſeiner Provinz, die Abgaben, die Cultur des Bodens, die Landſtraßen, die Schifffahrt u. ſ. f. — Der Proconſul genoß keinen beſtimmten Gehalt, ſondern nur gewiſſe zufällige Einkünfte. Hatte er ſich während ſeiner Verwaltung

die Liebe der Provinz erworben, ſo konnte er auf ſchmeichelhafte Aeußerungen ihrer Dankbarkeit beynahe mit Gewißheit rechnen. Häufig wurden geliebten Proconſuln zu Ehren Bildſäulen von Marmor oder Erz errichtet, Feſttage angeordnet, öffentliche Spiele gehalten, u. dgl. Hingegen wurde auch mancher Landpfleger beym Senate angeklagt, und zur gerichtlichen Rechenſchaft gezogen, der ſich Gelderpreſſungen, Veruntreuung der öffentlichen Einkünfte, oder gar ein Majeſtäts-Verbrechen zu Schulden kommen ließ. In das letztere Vergehen verfiel der Statthalter nicht nur, wenn er einen wirklichen Verrath beging, ſondern auch, wenn er ohne Befehl des Senats ſeine Armee außer die Gränzen ſeiner Provinz führte, oder unbefohlener Weiſe einen benachbarten Fürſten oder Staat bekriegte. — Ungeachtet dieſer ſo ſtrengen Verantwortlichkeit, und aller jener zahlreichen Geſetze, welche die Erpreſſungen und Bedrückungen der Provinzen aufs ſtrengſte unterſagten, und den Statthaltern, ſo wie ihren Unter-Beamten, Billigkeit und Gerechtigkeit empfahlen, wurden die Provinzen dennoch auf das unbarmherzigſte ausgeſogen. Vom Proconſul bis zum geringſten Schreiber hinab wußte jeder römiſche Beamte tauſenderley Mittel und Wege, Geld zu erpreſſen, und doch der Verantwortung meiſtens auszuweichen. — War das Verwaltungsjahr des Statthalters zu Ende, ſo legte er ſeine vollſtändige Rechnung mit allen Belegen in der Hauptſtadt der Provinz, bey der dortigen oberſten Regierungsbehörde ämtlich nieder, übergab Land und Armee ſeinem Nachfolger, oder wenn dieſer noch nicht angekommen war, ſeinem Legaten, und reiſete nach Rom zurück, wo er längſtens binnen dreyßig Tagen nach ſeinem Eintreffen eine getreue Abſchrift jener Amtsrechnung in den öffentlichen Schatz abgeben mußte. — Zuweilen wurde der Proconſul in der Verwaltung ſeiner Provinz auf ein zweytes, oder auch auf noch mehrere Jahre beſtätiget. — Alles hier Geſagte gilt auch mit geringen Abweichungen für das Verhältniß, in welchem der Proprätor zu ſeiner Provinz ſtand. —

Auguſtus machte eine neue Eintheilung der Provinzen. Die friedlichen, von Truppen meiſt entblößten, und feindlichen Einfällen wenig ausgeſetzten, überließ er der Verwaltung des Senats. Die Gränz-Provinzen aber, die zu Unruhen geneigten, und daher mit ſtarken Armeen beſetzten, regierte er ſelbſt. Durch dieſe kluge Einrichtung behielt er die ganze Militär-Macht des Reichs unter ſeinem unmittelbaren Einfluſſe. Die Provinzen des Senats hießen die ſenatoriſchen, die des Kaiſers die imperatoriſchen Provinzen. Von den öſtreichiſchen Ländern wurden gleich Anfangs Rhätien, Vindelicien, Noricum und Illyricum imperatoriſche Provinzen. Dalmatien war, ſo wie die benachbarten Macedonien, Epirus und Achaja, ſenatoriſch, und eben ſo wurde das jetzige lombardiſch-venetianiſche Königreich, mit ganz Italien, von dem Senate regiert. In der Folge tauſchte ſich Auguſt vom Senate die Provinz Dalmatien für Cypern und das narbonenſiſche Gallien wieder ein, wodurch alſo erſteres zu einer kaiſerlichen Provinz wurde. Die Eintheilung und Begränzung der Provinzen wurden von den folgenden Kaiſern, eben ſo oft als die Art ihrer Verwaltung, verändert. — Die ſenatoriſchen Provinzen wurden von Proconſuln verwaltet, die der Senat erwählte, welche aber nur allein die Civil-Regierung zu beſorgen, und mit den Landeseinkünften, ſo wie mit den Truppen, durchaus nichts zu ſchaffen hatten; denn der Kaiſer ließ durch von ihm ernannte Quäſtoren die Staatseinkünfte dieſer Provinzen erheben, und eben ſo durch beſondere Officiere die in denſelben ſtehenden Truppen commandiren. Die imperatoriſchen Provinzen wurden durch kaiſerliche Legaten, oder Proprätoren, Präſidenten (Präſides) genannt, verwaltet. Dieſe Legaten wurden zwar aus der Mitte der Senatoren erwählt; aber ſie waren für die Zeit ihrer Anſtellung eine rein militäriſche Obrigkeit. Selbſt ihre Umgebung beſtand nicht, wie jene der Proconſuln und Proprätoren, aus Lictoren, ſondern aus Soldaten. Der Kaiſer

ließ ihnen ihr Amt, ſo lange es ihm gefällig war. Ein kaiſerlicher Procurator beſorgte in jeder imperatoriſchen Provinz die Erhebung der Einkünfte. Er vertrat auch das Amt des Statthalters, ſo oft dieſer abweſend war. — Kaiſer Auguſt ſetzte zuerſt allen dieſen Beamten und obrigkeitlichen Perſonen gewiſſe Beſoldungen aus, da früher die Staatsämter unentgeltlich, und bloß aus Patriotismus oder Ehrgeiz bekleidet worden waren. —

Die Einkünfte des Staats beſtanden Anfangs aus der Kopf- und Vermögensſteuer der römiſchen Bürger, die aber ſpäterhin ſehr herabgeſetzt, manches Mahl ganz nachgelaſſen wurde. In den Zeiten der höchſten Macht Roms wurde der größte Theil der nöthigen Gelder von den unterjochten Ländern hereingebracht. Einige derſelben zahlten von ihrem Grundbeſitze gewiſſe Pachtgelder; andere entrichteten einen feſtgeſetzten Theil des Ertrags des Bodens, und Steuern für die Waldbenutzung, Viehweide, für das Salz; — außer dem hatten ſie noch Natural-Lieferungen an Vieh, Getreiden und anderen Erzeugniſſen des Landes zu leiſten. Die zahlreichen Ausfuhr- und Einfuhrzölle der Waaren in den Seehäfen und Gränzſtädten, die Straßen- und Weggelder, der Ertrag der verpachteten Staatsgüter, der Zehent von der Ausbeute aller Bergwerke, die Strafgelder, u. dgl., trugen jährlich ungeheure Summen ein. Außer dieſen wurden die Provinzen oft zu ſo genannten freywilligen Beyträgen aufgefordert, und manches Mahl mit außerordentlichen Auflagen beſchwert. Endlich gehörte von aller im Kriege gemachten Beute ein Drittel dem Staate, ein Drittel dem Feldherrn, das letzte Drittel den Soldaten. — Der Staatsſchatz ſtand unter der Verwahrung der Quäſtoren, und unter der Aufſicht des Senats. Auguſt theilte die Staatseinkünfte in zwey Theile; nähmlich in den Volks- oder bürgerlichen Schatz (Aerarium), und in den kaiſerlichen oder militäriſchen Schatz, welcher auch der Fiscus genannt wurde. Die Einkünfte des letzteren vermehrte er an-

ſehnlich mit der Steuer von einem Procent auf alle Käufe und Verkäufe, von vier Procent auf den Sclavenhandel, von fünf Procent auf alle Erbſchaften, und von einem Procent aus den Verſteigerungen. Die folgenden Kaiſer geriethen auf mancherley neue und ſinnreiche Erfindungen von Steuern, mit welchen endlich alle Bedürfniſſe und Verrichtungen des Lebens belegt, und das Volk, beſonders aber die entfernteren Provinzen, ſo ſehr gedrückt waren, daß man in den letzteren die eindringenden Barbaren, ſo gefürchtet und ſchrecklich ſie immer geweſen, lieber ſah, als die römiſchen Steuereinnehmer. —

Die Könige gaben den Römern aus eigener Macht die erſten Geſetze für Staats-, Polizey-, Criminal-, dann bürgerliche Rechtsſachen; doch waren dieſe weder niedergeſchrieben, noch ſonſt unabweichlich beſtimmt. Willkühr und Herkommen entſchieden meiſtens die Angelegenheiten. — Zur Zeit der Republik brachten bald die Conſuln, bald eine andere dieſes Recht beſitzende obrigkeitliche Perſon die Geſetze in den Volksverſammlungen in Vorſchlag. Sie wurden ſodann durch die Abſtimmung der Bürger angenommen, oder verworfen. Als das Volk (494—493 v. Chr. G.) ſich ſeine Tribunen erkämpft hatte, maßte es ſich auch gar bald (472 v. Chr. G.) das Recht an, in ſeinen berathſchlagenden Verſammlungen eigenmächtig Geſetze zu entwerfen. Es ertrotzte endlich von dem Senate durch offenen Aufruhr den Beſchluß, daß ſolchen Geſetzen für die Zukunft eine vollkommene Wirkungskraft zugeſtanden wurde. Alle Stände fühlten damahls die Wichtigkeit einer geregelten Geſetzgebung. Man ergriff eine entſcheidende Maßregel, und ließ (452 v. Chr. G.) durch die Zehen-Männer die vorzüglichſten Geſetze der Griechen ſammeln. Aus dieſen wurden die zwölf Tafeln abgefaßt, welche die Grundlage des ſpätern römiſchen Rechts bildeten. Aber die Veränderung der Regierungsform, mit der ungeheuren Ausdehnung der Gränzen, mit dem zunehmenden Reichthume und dem fortſchreitenden Sittenverderbniß, machten in der Folge

eine Menge neuer Geſetze nöthig. — Aus den zwölf Tafeln wurden auch die gerichtlichen Gebräuche und Prozeß-Formeln abgezogen, welche, ſo lange ſie nur den Patriciern allein genauer bekannt waren, dieſen ein weites Feld zu Rechtsverdrehungen und Bedrückungen des Volkes eröffneten. So klar, bündig und kurz gefaßt die Ausdrücke jener Geſetzſammlung waren, ſo wichen doch deren Auslegungen vielfältig unter einander ab. Die Parteyen hatten ſehr bald Rechtsgelehrte nöthig, um ſich vor den ſchon ſehr mannigfaltig gewordenen Gerichtsſtellen vertheidigen zu laſſen. Dieſe Anwalde wußten jene Auslegung des Geſetzes mündlich oder ſchriftlich zu unterſtützen, die für ihre Clienten am vortheilhafteſten war. Sie ſorgten dafür, daß die Formen genau beobachtet wurden, und entwarfen die nöthigen ſchriftlichen Aufſätze, oder hielten öffentliche Reden im Forum, deren viele als Muſter der gediegenſten Beredſamkeit auf unſere Zeiten gekommen ſind.

Auguſt und ſeine nächſten Nachfolger beobachteten noch die alte äußere Form der Geſetzgebung, indem ſie die wichtigſten, zwar ohnehin bey ſich ſchon feſt beſchloſſenen Geſetze zum Scheine noch durch einen Ausſpruch des Senats vor deren Bekanntmachung bekräftigen ließen. Aber dem Volke benahm ſchon Tiber jeden, auch ſcheinbaren Antheil an der Geſetzgebung, und Hadrians Nachfolger übergingen bald auch den Senat gänzlich, obwohl ſie von dieſer, nur noch aus treu ergebenen Knechten des Herrſchers beſtehenden, Verſammlung ohnehin keinen Widerſpruch zu befürchten hatten. — Außer den eigentlichen Geſetzen erließen die Kaiſer auch noch Verordnungen, Reſcripte, Decrete, Mandate und Edicte in den verſchiedenen Zweigen der Staatsverwaltung. Es hatten zwar, wie ſchon erwähnt, noch verſchiedene höhere Magiſtrats-Perſonen, z. B. die Prätoren, zu Rom ſowohl als in den Provinzen, das Recht, Verordnungen und Edicte in ihren Verwaltungsbezirken ergehen zu laſſen, die aber immer nur für das Jahr ihrer Amtsführung in Kraft blieben. Aus dieſen

Edicten bildeten ſich nach und nach Gewohnheitsrechte, indem der Nachfolger die Edicte des Vorgängers entweder ganz, oder mit Veränderungen, annahm, und ihre Gültigkeit noch auf ein Jahr weiter verlängerte. Kaiſer Hadrian hob dieſe jährlichen Geſetze, welche der Willkühr und Bedrückung ein weites Feld öffneten, im Jahre 131 auf, und erſetzte ſie durch ſein ſo genanntes ewiges Edict. — Auguſt hatte den von ihm zur Auslegung der Geſetze bevollmächtigten Anwalden das Recht eingeräumt, in ſtreitigen Fällen, wo die Geſetze nicht deutlich waren, ihre Erklärungen ſtatt des Geſetzes geltend zu machen. Dadurch waren dann eine Menge halb-officielle Geſetze, oder richtiger geſagt, Erkenntniſſe entſtanden, welche, mit den willkührlichen Geſetzerklärungen der Richter, und mit den althergebrachten Gewohnheitsrechten zuſammen, den Rechtszuſtand immer mehr und mehr verwirrten. Hadrians Edictum Perpetuum half für einige Zeit dieſen Nachtheilen ab. Aber ſo wie das Reich immer tiefer ſank, vermehrten ſich die Geſetze ins Unendliche, und die Chicane erhob ſich triumphirend über dem Glücke der Bürger. — Zu den Bemühungen jener Zeiten, einiges Licht in die verſchiedenen Theile der chaotiſch verworrenen Geſetzgebung zu bringen, rechnen wir die Werke des Papianus und Ulpianus unter dem Kaiſer Septimius Severus, die Einführung der chriſtlichen Religion und ihres Moral-Syſtems durch Conſtantin, die Codices der Kaiſer Theodoſius des Jüngeren und Juſtinianus, dann jene die Erhaltung der römiſchen Geſetze beabſichtigenden Edicte der gothiſchen Könige Theodorich und Alarich. —

Aus den Geſetzen, für deren Vollzug zu wachen die Pflicht der verſchiedenen Obrigkeiten war, gingen die Rechte der verſchiedenen Claſſen der Staatsbürger, und ihre Pflichten, ſowohl wechſelſeitig unter einander, als gegen den Staat, hervor. Dieſe Verpflichtungen entſprangen entweder unmittelbar aus der Staatsverfaſſung und den Geſetzen, oder ſie entſtanden erſt aus den zwiſchen Perſonen eingegangenen, und

durch die Geſetze bekräftigten, Verbindungen, Verträgen, und durch die mancherley Veranlaſſungen, die aus erworbenen Eigenthumsrechten und anderen bürgerlichen Verhältniſſen hervor gingen. Die Gerichtsſtellen wachten für den geſetzmäßigen Gang dieſer Verhältniſſe; ſie entſchieden die vorgebrachten Klagen über Rechtsverletzungen; ſie ſprachen das Urtheil in allen jenen Lagen, wo Rechte und Anſprüche, ungeachtet der vorhandenen Geſetze, dennoch zweifelhaft blieben, oder wo die ſich kreuzenden Intereſſen der Parteyen die Dazwiſchenkunft einer öffentlichen Stelle erforderten. — Die Geſetze beſtimmten die Rechte der Perſonen. Dieſe waren entweder ihre eigenen ſelbſtſtändigen Herren, oder ſie waren von andern Perſonen abhängig, wie die Ehefrauen, Kinder, Sclaven. Die Rechte waren für Freygeborene, Freygelaſſene, Fremde und Leibeigene verſchieden. Wir haben die Rechte jeder Volks-Claſſe bereits an ihrem Orte angeführt. — Das erſte der ſächlichen Rechte war jenes des Eigenthums. Zu dieſem gehörten ſowohl Güter und Beſitzungen, als Verpflichtungen, die auf Grundſtücken oder auf dem Beſitze hafteten. Die Rechte und Verpflichtungen einer Perſon wurden natürlicher Weiſe verändert durch die Entlaſſung aus der väterlichen Gewalt, durch die Annahme an Kindesſtatt, durch die Freylaſſung, durch die mit der Ehe erhaltene Gewalt über die Gattinn, durch die Vormundſchaft, und durch die Curatel oder die gerichtlich aufgeſtellte Vermögensverwaltung. Freywillig herbey geführte Veränderungen der Rechte entſtanden durch eingegangene Verträge, Käufe, Verpachtungen, Geldanleihen, Bürgſchaften, Verpfändungen, Handelsverbindungen, Schuldverſchreibungen, Schenkungen, Entſagungen, Abtretungen, Verſteigerungen, Erbſchaften, Vermächtniſſe, u. dgl. —

Die römiſchen Gerichtsſtellen zerfielen in die Civil- und in die Criminal-Gerichte. In den erſten unterſuchten und entſchieden der Conſul, die Prätoren und Aedilen, in den Provinzen aber die als Statthalter aufgeſtellten Be-

amten, an gewiſſen beſtimmten Tagen jeder Woche die Rechtshändel und Streitigkeiten der Privaten entweder ſelbſt, oder ernannten zur Unterſuchung andere Richter. Auch einige geringere Gattungen von Verbrechen waren dieſen Stellen zugewieſen, als der Diebſtahl, der Raub, Beleidigungen an der Ehre oder dem Körper von Privat-Perſonen, Beſchädigungen aus boshaftem Vorſatz, Betrügereyen der bürgerlichen Gewerbe. — Ein Richter, der ein falches Urtheil gefället, mußte die Prozeßkoſten und allen Schaden erſetzen, und wurde ſeiner Ehre verluſtig. — Die Criminal-Gerichte unterſuchten die das gemeine Weſen, die öffentliche Ruhe und Sicherheit bedrohenden ſchweren Uebertretungen der Geſetze, und beſtraften dieſelben. In den früheſten Zeiten wurden ſolche Verbrecher von dem verſammelten Volke, in der Folge aber von dem Prätor gerichtet. Geſchworene, oftmahls in einer Zahl von mehreren Hunderten, ſaßen dem Gerichte bey. — Unter den Kaiſern richtete der Senat die ſchweren Verbrechen. Zu dieſen wurden gerechnet: die Majeſtätsvergehungen gegen den Staat und die Regierungsvorſteher; Gelderpreſſungen der Staatsbeamten; Unterſchlagung öffentlicher Gelder; Erſchleichung von obrigkeitlichen Stellen, beſonders durch Beſtechung; öffentliche gewaltthätige Handlungen, mit Waffen, durch Brandanlegung, Schändung, und dgl. verübt; vorſetzlicher Mord; Giftmiſcherey und Vergiftung; Verfälſchung der Teſtamente; Seelenverkäuferey; Ehebruch. — Ein öffentlicher Ankläger trug das Vergehen vor, und forderte die Strenge der Geſetze gegen den Schuldigen auf. Die Beweiſe wurden durch das eigene Geſtändniß, oder mit Zeugenausſagen und ſchriftlichen Urkunden erhalten. War ein Sclave zu ſeinem Unglück in ein ſolches Ereigniß mit verwickelt, ſo wurde er oft auf das grauſamſte gefoltert, um ihm ein Geſtändniß ſeiner Schuld oder Mitwiſſenſchaft abzupreſſen.

Die Criminal-Gerichte konnten als Strafe verhängen: die Geldbuße; Gefängnißſtrafen oder Haus-Arreſt; Schläge

mit Stäben, Ruthen oder Geißeln; die Erklärung der Ehrloſigkeit; die Verbannung; die Brandmarkung; die Sclaverey; die Verurtheilung zur Arbeit in den Bergwerken; den Tod; endlich die ſo genannte Strafe der Wiedervergeltung (Pönam Talionis), wodurch derjenige, welcher z. B. einem Andern den rechten Arm abgehauen hatte, dafür ebenfalls den rechten Arm einbüßen mußte. Aber dieſe Strafe ſcheint immer mit Geld abgekauft worden zu ſeyn. — Diebe und Straßenräuber wurden ausgepeitſcht, und zum Schadenerſatz, über dieß zu einer Geldſtrafe, welche den vierfachen Werth des geſtohlenen oder geraubten Gutes betrug, verurtheilt, und zugleich ihrer Ehre verluſtig erklärt. — Beleidigungen durch Worte, Schläge, Beſchädigungen des Eigenthums, Verwundungen, u. dgl., wurden mit vollſtändigem Erſatz des Schadens, mit Geldſtrafen, Stockſchlägen, oder nach dem Wiedervergeltungsrechte abgethan. Ueber einen hartnäckigen Gläubiger ſprach das Geſetz der zwölf Tafeln: »die Gläubiger mögen ihn am dritten Markttage unter ſich theilen, und ſie mögen ihn in große oder kleine Stücke zerſchneiden, ſo ſoll ihnen dieſes zu keiner Schuld angerechnet werden.« Zur Ehre des Volks iſt kein Beyſpiel bekannt, daß dieſes unmenſchliche Recht jemahls ausgeübt worden ſey. —

Die Hinrichtung der Miſſethäter geſchah in den älteſten Zeiten durch das Aufhängen. Später wurden dieſelben entweder gegeißelt, und dann enthauptet; oder zu Rom von dem tarpejiſchen Felſen herab geſtürzt; oder im Gefängniſſe erdroſſelt. Die Kaiſer erfanden noch andere Todesſtrafen, als z. B. den Verbrecher den wilden Thieren Preis zu geben; ihn lebendig verbrennen zu laſſen, u. a. m. Die Sclaven wurden gegeißelt, und dann gekreuzigt, oder in einen Teich, den Fiſchen zum Futter geworfen. — Der Nachrichter vollzog die Todesurtheile an Sclaven und gemeinen Leuten, indeß höhere Perſonen und römiſche Bürger das Vorrecht hatten, von den Lictoren hingerichtet zu werden. —

Die Religion des römiſchen Reichs gründete ſich auf die verſchiedenen Arten des Gottesdienſtes, welche vor Roms Entſtehung in Italien üblich waren. Evander hatte lange vorher aus Arkadien den Dienſt des Pans, Aeneas jenen der Veſta aus Troja, in das neue Vaterland gebracht. Von den Etruskern nahmen die erſten römiſchen Könige den dort üblichen Gottesdienſt in ihren neuen Staat auf. Der Götter Dienſt erwuchs mit der Ausbreitung der Herrſchaft zu einem bunten Gemiſche aller damahls bekannten Arten das höchſte Weſen zu verehren; denn auch den Gottheiten der unterjochten Länder wurde zu Rom eine religiöſe Verehrung zu Theil, und der Senat verlieh den fremden Göttern gleichſam das Bürgerrecht, ſobald das dieſelben anbethende Volk dem Reiche einverleibt worden. In der Folge brachten die Griechen, zugleich mit Kunſt und Wiſſenſchaft, auch ihre vaterländiſchen Gottheiten mit nach Rom. Durch egyptiſche Prieſter wurde in noch ſpäteren Zeiten auch der Dienſt der Iſis und des Oſiris, des Apis, Annubis, — durch aſiatiſche jener des Mithras, der unter dem Bilde der Sonne und des Feuers verehret wurde, in Rom verbreitet. Zugleich ſchlich ſich der Aberglaube des Orients mit ſeinen Zauberenen, Liebestränken, Wundern und ſchändlichen Geheimniſſen bey den den Laſtern und der Weichlichkeit längſt ergebenen Römern ein. —

Unter dem zahlreichen Haufen der Götzen unterſcheiden ſich zwölf Gottheiten des erſten Ranges: Jupiter, Juno, Minerva, Veſta, Ceres, Neptun, Venus, Vulcan, Mars, Mercur, Apollo, Diana, — dann acht des zweyten Ranges: Saturn, Rhea (Cybele), Janus, Pluto, Bacchus, die Sonne, der Mond, und der Genius der Menſchheit. In einer untergeordneten Claſſe ſtanden Aesculap, Flora, Oceanus, Thetis, Hymen, Morpheus, Amor, Aeolus, Proſerpina, und das Heer der Götter, mit welchen der Aberglaube alle Theile des Landes und der Gewäſſer bevölkert hatte; ferner die Muſen, Nymphen, Grazien, Parzen, Furien, u. ſ. w. —

Die Familiengötter der Römer, die Laren, deuteten die Seelen ihrer verſtorbenen Angehörigen an. Dieſen, ſo wie den häuslichen Schutzgöttern, den Penaten, war in jedem Hauſe ein beſonderer Winkel zur Verehrung angewieſen, welcher mit einem Altare und verſchiedenen Götzenbildchens geſchmückt, täglich von den andächtigen Familiengliedern beſucht, und in demſelben Gebethe und Opfer verrichtet wurden. — Endlich ſchloſſen ſich an dieſen Götterreihen noch die zahlreichen Helden der alten Fabelzeit, welchen man ebenfalls göttliche Verehrung und Tempel weihte, als: Hercules, Quirinus (Romulus), Jupiter Indiges (Aeneas), die Dioscuren (Caſtor und Pollux), die vergötterten Kaiſer, als: Cäſar, Auguſt, Antonin der Fromme, u. a. m.; — die ungeheure Zahl jener Halbgötter, aus deren Schaar faſt jedes Geſchäft des menſchlichen Lebens einen vermeinten Beſchützer hatte; — alle Tugenden und Seelenneigungen, als: Treue, Gerechtigkeit, Milde, Hoffnung, Einigkeit, Ehre, die Rache; — viele Handlungen und Ereigniſſe des menſchlichen Lebens, als: der Zufall, der Rath, der Scherz, die Wohlthätigkeit, der gute Erfolg, die Ruhe, das Glück, der Frieden, der Sieg, das Fieber, die Freyheit, u. ſ. w. — Die bedeutendeſten dieſer Götter hatten eine Menge Beynahmen, die theils bloß ehrend waren, theils ihre verſchiedenen Verrichtungen und Haupteigenſchaften, oder die berühmteſten Tempel und Länder, wo ſie verehrt wurden, bezeichneten, als: der donnernde Jupiter, die tauriſche Diana, der rächende Mars, der pythiſche Apoll, u. ſ. w. —

Ein ſo anſehnlicher Götterhof erfordete auch zahlreiche Perſonen, um den Dienſt in den Tempeln zu verſehen. Die vornehmſte Gattung der Prieſter waren die Pontifices, welchen die Ausübung einer richterlichen Oberherrlichkeit über alle andern Prieſtergattungen zuſtand, und deren Haupt der Pontifex Maximus, oder oberſte Prieſter, war. Die Auguren weisſagten künftige Schickſale aus dem Fluge der Vögel,

und aus andern Anzeichen. Dieſe Auſpicien durften nur von den Conſuln oder Feldherrn veranſtaltet werden. Die Aruſpices waren die Opferprieſter, und zugleich Wahrſager aus den Eingeweiden der Opferthiere, und aus den bey der Opferung ſelbſt ſich ergebenden Zufällen. Dieſe beyden Prieſter-Claſſen hatten oft, und zwar meiſtens als Werkzeuge der Regierung, einen großen Einfluß auf die Beſchlüſſe des getäuſchten Volkes. Sie erklärten auch den durch drohende Anzeigen, z. B. durch Mißgeburten, Blut- oder Steinregen, durch den Blitz, u. dgl. m., angedeuteten Zorn der Götter, und die Art, wie dieſelben jedes Mahl durch Opfer, Bethtage, u. ſ. w., verſöhnet werden konnten. Sie waren auch Traumdeuter und Aſtrologen. — Wir übergehen alle übrigen Gattungen der Prieſter, und nennen hier nur noch die Fecialen, welche als Herolde und Geſandte bey Unterhandlungen mit fremden Staaten, bey Ankündigung der Kriege, bey Abſchließung der Waffenſtillſtände und des Friedens gebraucht wurden. Die Kriegserklärung geſchah dadurch, daß der Fecial eine blutroth gefärbte Lanze über die Gränze in das feindliche Land hinüber warf. —

Die erhabene Bauart und die Größe der Tempel, welche Rom zur Zeit ſeines Flors den Göttern weihte, laſſen ſich aus den Denkmählern entnehmen, die noch jetzt, nach mehr als zweytauſend Jahren, die höchſte Bewunderung erregen, und alle Meiſterwerke neuerer Baukunſt weit übertreffen. Die Zahl der Tempel war ungemein groß; in Rom allein befanden ſich zu einer Zeit über vierhundert derſelben. Die meiſten jener Tempel waren von vornehmen und reichen Römern einer Gottheit in dringenden Gefahren gelobet, oder aus Dankbarkeit für eine vermeintlich von dieſem Gotte erhaltene Hülfe geweihet worden. In den Tempeln, aber auch bey den in jedem Hauſe den Laren und Penaten gewidmeten Altären, verrichtete der fromme Römer ſeine Gebethe, machte den Göttern Gelübde, und brachte ihnen ſeine Opfer. Dieſe beſtan-

den gewöhnlich aus verſchiedenen Gattungen von Thieren, welche von den Aruspicen unter mannigfaltigen abergläubiſchen Ceremonien vor dem Bilde der Gottheit auf dem Opfer-Altare geſchlachtet, und nach aus deren Eingeweiden geſchöpfter Wahrſagung verbrannt wurden. — Die früheſten Römer haben auch Menſchen geopfert. Noch zur Zeit des Julius Cäſar (im Jahre 46 vor Chr. G.) opferten die Pontifices zwey Menſchen dem Gotte des Krieges auf dem Marsfelde bey Rom, obwohl ein ſchon früher erlaſſenes Senats-Decret, von welchem Plinius ſpricht, dieſe gräßlichen Opfer verbothen hatte. —

Altäre und Tempel waren als heilige Freyſtätten für unverletzlich geachtet. Ein Verbrecher, der ſich dahin gerettet, fand in ſo weit Schutz, daß man ihn nicht mit Gewalt aus dem Heiligthume reiſſen, und in demſelben auch nicht hinrichten konnte. Doch bediente man ſich zuweilen der Liſt, daß man den Flüchtling durch um den Altar angezündete Feuer ſich ſelbſt zu ergeben zwang, oder man ſchloß den Tempel zu, und deckte das Dach ab, wodurch der zwar Unangreifbare unter dem freyen Himmel, aller Witterung ausgeſetzt, und von Hunger verzehrt, endlich umkommen mußte. —

Zu dem Gottesdienſte der Römer gehörten auch alle jene Feyerlichkeiten, durch welche man die Hülfe der Götter anflehte, ihnen für ihren Beyſtand dankte, ihren Zorn zu beſänftigen, ein großes Vergehen zu ſühnen ſuchte. Zu dieſen rechneten ſie die Buß- und Bethtage; die Dankfeſte; die Prozeſſionen; die Göttermahle, da nebſt dem Volke auch die Götterbilder zu prunkvollen Gaſtmählern geladen wurden, und ihre Statuen, auf Kiſſen ruhend, an denſelben Theil nahmen; öffentliche Spiele; nächtliches Wachen; Faſten; neuntägige Opferfeſte; die Einweihung von Tempeln und Altären; feyerliche Reinigung von Orten und Perſonen, u. ſ. w. — Der Eid war bey den Römern gleichfalls eine religiöſe Handlung, indem man bey demſelben meiſtens eine Gottheit zum Zeugen anrief, eine Bildſäule des Gottes, oder einen

geweihten Altar mit der Hand berührte, u. dgl. So gewiſſenhaft die Römer der erſten Zeiten in Haltung der abgelegten Eide waren, ſo leichtſinnig dachten hierüber ihre Nachkommen. — Obwohl die Römer keine eigenen Orakel beſaßen, und in wichtigen Angelegenheiten den griechiſchen Apoll zu Delphi um Rath fragten, ſo wendeten ſie doch auch manches Mittel an, die Zukunft und den Willen der Götter zu erforſchen. Dazu gehörten, außer der ſchon erwähnten Beobachtung der Vögel und der Eingeweide geopferter Thiere, die ſibylliniſchen Bücher, welche der Staat befragte, und die Looståfelchen, welche Privat-Perſonen zu Rathe zogen. —

Die älteſte Religion der Römer entſtand, wie geſagt, aus allen den mehr oder weniger verſchiedenen Arten der Gottesverehrung, welche die einzeln zuſammen gelaufenen Bürger des werdenden Freyſtaates aus ihrer früheren Heimath mit ſich brachten. Der Gründer Roms hoffte, die einwandernden Coloniſten deſto feſter an ihr neues Vaterland zu binden., indem er auch ihre Götter mit einziehen ließ. In allen dieſen verſchiedenen Religionen ſcheinen einige der Gottheiten ſich ſowohl an Nahmen als Attributen ſo ziemlich gleich geweſen zu ſeyn. Dieſen gemeinſchaftlichen Göttern wurden die erſten Tempel errichtet. Romulus ſchon war darauf bedacht, ſich der Religion als Täuſchungsmittel, um das Volk leichter nach ſeinem Willen zu lenken, zu bedienen. Er nahm daher die Ceremonien und feyerlichen Gebräuche des etruskiſchen Götzendienſtes, ſo wie die Wahrſager und Zeichendeuter, gerne in ſeine Stadt auf. Es gelang ihm, den wilden angehenden Römern ein unbegränztes Zutrauen zu deren Gaukeleyen einzuflößen. Mit blinder Zuverſicht wurden zu Rom viele Jahrhunderte hindurch bey Staats-, Kriegs- und Familienangelegenheiten vor Allem erſt der Flug der Vögel, das Freſſen der heiligen Hühner, die Eingeweide der Opferthiere beobachtet, und die erhaltenen Anzeichen als Götterſprüche verehrt. Es iſt nicht zu läugnen, daß weiſe Obrigkeiten ſich die-

ſer Täuſchungen oft ſehr wohlthätig bedient haben, um das Volk zwar zu ihren Abſichten, die aber mit dem öffentlichen Wohle und den Zwecken des Staates übereinſtimmten, zu leiten. Wenn uns in der Geſchichte dennoch zahlreiche Beyſpiele vorkommen, daß der durch dieſe religiöſen Hülfsmittel verſtärkte Einfluß der Regierung ohnmächtig blieb, und daß das aufgeregte Volk alle Zügel achtungslos zerriß, ſo beweiſt dieſes jedoch nicht, daß die erwähnten Mittel zur Volksleitung unzureichend geweſen wären, ſondern nur daß ſie ohne Muth, Kraft und Klugheit angewendet wurden. —

Im Allgemeinen beruhte die Religion der Römer auf folgenden Sätzen: die Götter ſind bey allen Handlungen der Menſchen als unſichtbare Zeugen gegenwärtig, und üben auf dieſelben einen gewaltigen Einfluß. Sie werden durch ihrem Willen entgegengeſetzte Thaten zum Zorne gereitzt. Sie rächen Beleidigungen durch mancherley Strafen, worunter alle Unglücksfälle im Menſchenleben gehören. Sie laſſen ſich durch Gebethe und Opfer wieder verſöhnen. Der Wille der Götter drückt ſich durch alle Ereigniſſe aus, die ſich in der Natur und im Leben ergeben. — Auf dieſe Dogmen, und auf den innigen Glauben, mit dem die Römer an denſelben hingen, gründeten Roms Herrſcher die politiſche Leitung des Volkes. Dieſe waren die Quellen aller moraliſchen Handlungen und jener viel bewunderten Tugenden. Durch ſie konnten die rohen Gemüther gezähmt, und zu den erhabenſten Staatszwecken hingeleitet werden. — Alle Täuſchungen, mit welchen die Religion auf das Volk wirkte, wurden durch die Prieſter ausgeführt. Schon di[illegible]en Geſetzgeber hatten ſich ein Heer derſelben angeſchafft, und ſie mit dem Scheine der Heiligkeit, Untrüglichkeit, Unverletzlichkeit umgeben. Ihre Stellen wurden aus den vornehmſten Bürgern, den Patriciern, und auf Lebenszeit gewählt. Die Herrſcher verliehen ihnen hohes Anſehen und reiche Einkünfte, knüpften ihr Intereſſe dadurch an den Staat, verſicherten ſich ihrer Treue und Verſchwiegenheit. —

Indeß das gemeine Volk mit blindem Glauben ſich der wohlthätigen Täuſchung hingab, erkannten die aufgeklärten Vaterlandsfreunde in der Religion das wahre und einzige Mittel, die rohe Mehrzahl zum Gehorſam gegen die Geſetze, zur Sittlichkeit, zur Tugend, zu Aufopferungen zu leiten, — den Staat zum höchſten Wohlſtand zu bringen. Die Scheu vor den Göttern, die Furcht vor den Strafen des Tartarus, die Hoffnung auf des Elyſiums Freuden, wirkten weit mehr als Geſetze, Lehren, Beyſpiele, Belohnungen und Strafen. In den ſpäteren Zeiten der Republik wurde der Gottesdienſt mit immer mehr Pracht, Feyerlichkeit, geiſtlichen Feſten, öffentlichen Volksſpielen, Feyertagen, Opfern, Tempeln, u. ſ. f., ausgeſtattet, um den äußeren Eindruck auf die Gemüther zu verſtärken. Endlich brachten die Griechen eine neue Philoſophie nach Rom, welche, indem ſie die Religion zu verfeinern ſtrebte, ihr den größten Theil ihrer Kraft raubte, und zu gleicher Zeit zum Unglauben, und zum Verderbniß der Sitten den Grund legte. Der herzlich gemeinte Gottesdienſt der Voraltern artete in eine gleichgültige Beobachtung religiöſer Formen und Gebräuche aus. Der geſunkene Glaube, das verſchwundene Vertrauen zu den Göttern, die aufgegebene Hoffnung auf eine jenſeitige, durch die Tugend zu erwerbende Glückſeligkeit, begünſtigten die einbrechenden Laſter. Die Philoſophie war nur ein ſchwacher, und bey wenigen auserleſenen Geiſtern wirkſamer Erſatz für den Glauben, den das Volk verloren. — So lange Rom eine Republik blieb, der Römer noch ein freyes Vaterland hatte, nährte die angeborne feurige Liebe zu demſelben in ihm noch manche Tugend, wodurch er der Freyheit und der Republik zu nützen hoffte. Aber unter dem Joche der Tyrannen, in jenen ſchreckensvollen Zeiten der Bürgerkriege und der Verbannungen, unter der Herrſchaft der die Menſchheit entehrenden Kaiſer Nero, Caligula, u. ſ. w., gab der entartete und verzweifelnde Römer das Zutrauen zu den Göttern und die Tugend auf, und ſuchte ſich durch Wollüſte und Laſter

jeder Art über ſein unglückliches Schickſal zu betäuben. Da verfiel er dann auf die tiefſte Stufe des Aberglaubens, zu dem er ſich ſchon früher hingeneigt. Aus Aegypten und aus dem Orient erſchienen ihm willkommene Zauberer, Cabaliſten und Beſchwörer. Theils aus Leichtgläubigkeit, theils aus thatenloſer Langenweile, ergab er ſich einer neuen myſtiſchen Gottesverehrung, und ſuchte in ihr jene Beruhigung, die ihm ſein verödetes Herz, ſein verfehltes Leben verſagten. — Doch der beſſere Theil der Gleichzeitigen wendete ſich zu der reinen, ſittlichen Lehre des Chriſtenthums. Dort lernte der Gläubige, den Lohn der Tugend und die Strafe des Laſters auch wohl erſt jenſeits der Gränze dieſes Lebens zu erwarten. Dort ſchöpfte der neue Chriſt die heldenmüthige Stärke, dem göttlichen Glauben unter den grauſamſten Verfolgungen treu zu bleiben, und der himmliſchen Wahrheit, die ihn erleuchtet hatte, ſelbſt ſein Leben freudig zu opfern. —

Das römiſche, von dem zweyten Könige Numa Pompilius eingerichtete Jahr war ein Mondenjahr von 355 Tagen. Die zwölf Mondenmonathe wurden mit jenen Nahmen bezeichnet, mit welchen wir noch jetzt unſere Sonnenmonathe benennen; nur hießen damahls der Julius und Auguſt noch Quinctilis und Sextilis, und empfingen die neuen Nahmen erſt dem Julius Cäſar und Kaiſer Auguſt zu Ehren. Das Mondenjahr iſt gegen das auf den natürlichen Wechſel der Jahreszeiten begründete Sonnenjahr um eilf Tage zu kurz. Numa befahl daher, daß in jedem zweyten Jahre eine paſſende Anzahl von Schalttagen in den Februar eingeſchoben werden ſollte, um das Kalenderjahr mit dem natürlichen Jahre auszugleichen. Man war aber mit dieſen Einſchaltungen ſo willkührlich und unklug umgegangen, daß zu Cäſars Zeit das Kalenderjahr ſchon um mehr als zwey Monathe gegen das natürliche Jahr vorgerückt war, und z. B. der September in die Mitte des Sommers, in die natürliche Zeit des Julius fiel. Cäſar unternahm eine Grund-Reform der Zeitbeſtim-

mung, indem er außer dem gewöhnlichen Schaltmonathe noch zwey ganze Monathe, zuſammen 67 Tage, in das Jahr 46 v. Chr. G. einſchaltete. Zugleich gab er dem Jahre die nach dem Lauf der Sonne richtige Zahl von Tagen, und da er jedes vierte Jahr zu einem Schaltjahre beſtimmte, brachte er den Kalender mit der Natur in eine beynahe ganz genaue Uebereinſtimmung. Das Sonnenjahr wurde von jener Zeit an das Julianiſche, und eben ſo der verbeſſerte Kalender, genannt. — Erſt im Jahre 1582 bemerkte Papſt Gregorius, daß Cäſars Einſchaltung etwas zu groß war, und daß der Unterſchied und die Zeitverrückung bis dahin ſchon wieder zehn Tage betrugen. Nach dem Rathe der berühmteſten, damahls lebenden Aſtronomen wurden daher aus dem October jenes Jahres zehn Tage gänzlich ausgeſtrichen, ſo daß man vom 4ten October gleich auf den 15ten überging. Damit aber dieſe Abweichung von der wirklichen Zeit nie mehr in das Kalenderjahr einſchleichen könne, wurde feſtgeſetzt, daß nicht jedes hunderte, ſondern immer erſt das vierhundertſte Jahr ein Schaltjahr ſeyn ſolle. Dieſer Kalender, der von den meiſten chriſtlichen Nationen angenommen iſt, heißt der Gregorianiſche, oder das Jahr neuen Styls. Die Ruſſen aber rechnen noch immer nach dem unverbeſſerten, oder julianiſchen Kalender, und ſind daher dermahlen mit ihrem Jahre des alten Styls um eilf Tage hinter der wahren Zeit zurück. —

Die früheſte Eintheilung des Monaths war in die Calendas, Nonas und Idus, welche drey Gattungen von Tagen auf den Lauf des Mondes berechnet waren, und nicht in jedem Monathe gleich ausfielen. Die Eintheilung des Monathes in Wochen von ſieben Tagen wurde erſt gegen das Ende des zweyten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt von den Egyptiern entlehnt, und die Tage der Woche wurden nach den Planeten benannt. Die Römer hatten eine Art Kalender, welcher von den Pontifices verfertiget wurde, und in dem beſonders die unglücklichen, ſo wie die Trauer-, Gerichts-, Markt- und Schauſpieltage angegeben waren.

Der bürgerliche Tag der Römer begriff die Zeit von einer Mitternacht zur andern, und wurde in ſechszehn gleiche Theile eingetheilt. — Der natürliche Tag wurde von dem Aufgang bis zum Untergang der Sonne gerechnet. Dieſer Zeitraum wurde das ganze Jahr hindurch immer gleich in zwölf Stunden eingetheilt, die alſo im Winter viel kürzer ausfielen, als im Sommer. Die natürliche Nacht wurde in vier Nachtwachen (Vigilias) getheilt, die alſo ebenfalls nach der Jahreszeit in ihrer Länge bedeutend unterſchieden waren. Dieſer ſo mangelhaften Eintheilung der Zeit lag, bey Abgang aller dieſelbe meſſenden und beſtimmenden Uhren, der öffentliche Ausruf des Sonnen Auf- und Unterganges, dann des Mittags, zum Grunde. — Erſt als die Römer die Sonnenuhren kennen lernten, wurde die Eintheilung des Tages in Stunden üblich. Im Jahre 306 v. Chr. G. wurde zu Rom die erſte Sonnenuhr von dem Cenſor Papirius Curſor, und im Jahre 157 v. Chr. G. von Scipio Naſica die erſte Waſſeruhr auf dem Hauptplatze aufgeſtellt. Der berühmte Baumeiſter Vitruv errichtete unter Auguſts Regierung nicht nur mehrere große und prächtige Sonnenweiſer an öffentlichen Orten, ſondern auch eine Menge kleinere Sonnen- und kunſtvoll eingerichtete Waſſeruhren für den häuslichen Gebrauch.

Die Römer hatten eine große Anzahl Feſt-, Feyer- und Opfertage, die den arbeitenden Volks-Claſſen beynahe alle Zeit zu ihrem Broterwerb und Berufsgeſchäften raubten. Ueber dieß ſchuf der Aberglaube viele unglückliche Tage, an welchen weder Senats- noch Gerichtsſitzungen gehalten, — auch keine Schlacht geliefert, noch ſonſt ein wichtiges Geſchäft unternommen werden durfte. Ein gleicher Zwang war dem Volke an jenen öffentlichen Gedächtniß- und Trauertagen auferlegt, an welchen in früheren Zeiten dem Staate ein großer Unglücksfall zugeſtoßen war. —

Das römiſche Volk hatte eine leidenſchaftliche Neigung zu öffentlichen Feſten. Dieſe wurden in der früheren Zeit

meiſtens zu Ehren der Götter gegeben, und mit allen Gattungen damahls üblicher Schauſpiele gefeyert. Das Volk glaubte, die Götter würden durch dieſe Spiele ergötzt, ihr Zorn beſänftigt, ihr Wille für Bitten und Wünſche gewonnen. Die Römer waren jener Regierung mit der dankbarſten Liebe zugethan, die ihnen ſatt zu Eſſen, und angenehme Augenweide in Menge gab. — Dieſe öffentlichen Spiele hatten entweder alljährig und regelmäßig an gewiſſen Feſttagen Statt, oder ſie waren außerordentliche, wenn z. B. ein Feldherr ſie im Kriege den Göttern gelobt hatte, oder ſonſt ein ungewöhnlicher Beweggrund dazu die Veranlaſſung gab. —

In dem Circus, der Rennbahne, gab man Reitkünſte; Wettrennen zu Pferde, oder mit zwey- oder vierſpännigen Wagen; gymnaſtiſche Uebungen, die im Laufen, im Fechten mit der Fauſt (Boxen), im Springen, im Ringen, im Werfen mit der Wurfſcheibe beſtanden; Scheingefechte junger Leute zu Fuß und zu Pferde, gleichſam eine Art von Carouſſel, das trojaniſche Spiel genannt; Vorſtellungen von großen Gefechten, von Lagern und Belagerungen; Kämpfe wilder Thiere unter ſich oder mit Menſchen; endlich Seegefechte, zu welchen letzteren der ganze Schauplatz durch unterirdiſche Canäle mit Waſſer bis auf die erforderliche Höhe angelaſſen wurde. Beſonders bey den letztgenannten Unterhaltungen focht man ganz ernſtlich auf Leben und Tod, und das Vergnügen des Volkes wuchs mit der Anzahl der gebliebenen oder ſchwer verwundeten Kämpfer. Dieſe unglücklichen Schauſpieler waren meiſtens Sclaven, verurtheilte Miſſethäter, oder kriegsgefangene Feinde. — Zuweilen fuhren an einem Tage mehr als hundert Wagen um die Wette. Pompejus verwendete bey einem Thiergefechte, welches fünf Tage dauerte, fünfhundert Löwen und achtzehn Elephanten, die dabey größten Theils zu Grunde gingen. Nach dem Triumphe des Trajans über die Dacier gab dieſer Kaiſer Thiergefechte, die nicht weniger als einhundert drey und zwanzig Tage währten, in welchen 11,000 ver-

ſchiedene Thiere umkamen, und 10,000 Gladiatoren auftraten. —

Die Spiele der Gladiatoren oder Fechter wurden theils bey den Leichenbegängniſſen vornehmer Männer, theils zur Verherrlichung eines großen Gaſtmahls in den Speiſezimmern, meiſtens aber bey öffentlichen Feſten in den Amphitheatern gegeben. Gewöhnlich waren die Gladiatoren von eigenen Unternehmern zu dieſem Zwecke erkaufte, und in beſonderen Schulen abgerichtete Sclaven. In ſpäteren Zeiten fanden ſich Leute genug, die dieſe gefährliche Beſchäftigung um einen guten Lohn freywillig übernahmen. Das römiſche Volk bewies bey dieſen grauſamen Schauſpielen einen unglaublichen Grad von Hartherzigkeit. Oft bedeckten in einer Vorſtellung mehrere hundert Todte und tödtlich Verwundete den Kampfplatz. Da ſchwamm dann das Volk, von den oberſten Magiſtrats-Perſonen an bis zum Pöbel, ſelbſt das ſchöne Geſchlecht nicht ausgenommen, in Wonne. War ein Fechter von ſeinem Gegner beſiegt, und hatte z. B. eine ſchwere Wunde erhalten, ſo ließ er das Schwert ſinken, zum Zeichen, daß er ſein Leben dem Sieger anheim ſtelle. Das Volk konnte ihm dann das Leben ſchenken, wenn es den Daumen niederdrückte und ſchwieg. Streckte es aber den Daumen in die Höhe, ſo war der Unglückliche verloren. Man rief ihm dann von allen Seiten zu, ſein Schwert wieder aufzufaſſen, und ſich, ſo gut er es vermöge, und ſo lange zu vertheidigen, bis er den Todesſtreich erhielt. Nur ſelten hatten die Römer die Großmuth, von dieſem Begnadigungsrechte Gebrauch zu machen. — Bey den Spielen im Circus ſowohl, als bey jenen der Gladiatoren, geſchahen bedeutende Wetten. — Conſtantin der Große hatte zwar dieſe empörenden Spiele verbothen; aber ſie hörten erſt unter dem Kaiſer Honorius im fünften Jahrhundert nach Chriſti Geburt gänzlich auf. —

Um bey einer Peſt, die im Jahre 363 v. Chr. G. Italien verheerte, den Zorn der Götter zu beſänftigen, verfielen die

Römer auf den feinen Gedanken, Schauſpiele auf Bühnen oder Theatern zu geben, ſo wie ſie bey den Etruskern bereits früher gewöhnlich waren. Man ließ eine Truppe Schauſpieler aus Etrurien nach Rom kommen, die vor dem Volke auf einem Bretergerüſte nach dem Schall der Flöten herum tanzten. Bald fanden junge Römer Behagen an dieſer neuen Beluſtigung, und ſetzten kleine Geſellſchaften zuſammen, die eine Art von Liederſpielen oder Wechſelgeſängen aufführten. Späterhin entſtanden die Farcen (Satyrä), welche in Muſik geſetzt, und abgeſungen wurden. Noch ſpäter verpflanzten die Griechen die Komödie und Tragödie nach Rom. — Die Pantomimen wurden erſt zu Auguſts Zeit erfunden. — Außer den genannten Zeitverkürzungen beluſtigte ſich das Volk auch ſehr gerne an Seiltänzern, Luftſpringern, Taſchenſpielern und Gauklern aller Art. —

Theils von Holz, ſpäter meiſtens von Stein gebaut, faßten die Erluſtigungsorte der Römer eine unglaubliche Anzahl von Zuſchauern. In dem in ſeinen Ruinen unter dem Nahmen des Coliſäums bekannten, von Veſpaſian und Titus erbauten Amphitheater fanden 87,000 Menſchen Platz. Aemilius Scaurus ließ, als er die Würde eines Aedils bekleidete, ein Theater bauen, welches 80,000, — Pompejus ein anderes, das 40,000 Zuſeher faßte. — Außer vielen anderen findet man auch in unſern Ländern, zu Verona und in dem iſtriſchen Pola, wohl erhaltene Reſte von ſolchen Schauplätzen. Der Circus oder die Rennbahn war deren größte Gattung. Es gab in Rom allein dreyzehn ſolche Rennbahnen, von welchen der vom Könige Tarquinius Priscus aufgeführte, von Cäſar erweiterte Circus Maximus nicht weniger als 385,000 Sitze für die Zuſchauer enthalten haben ſoll. Die Claſſiker erſchöpfen die Sprache, um die verſchwenderiſche Pracht und die unermeßlichen Koſten auszudrücken, mit welchen dieſe Luſtgebäude aufgeführt wurden. —

Um uns eine treffende Vorſtellung von dem häuslichen

Leben einer römiſchen Familie zu machen, müſſen wir uns den entſtehenden Römer unter Romulus faſt ſo wild denken, als unſere Voraͤltern zu der Zeit waren, da ſie von den Römern unterjocht wurden. Von dieſem Zuſtande der Un-Cultur an bis zur Zeit ihres Eindringens in Illyrien hatten die Römer über fünfhundert Jahre Zeit zu ihrer Ausbildung gehabt. Die Armuth, welche die Sitten rauh, das Leben einfach erhielt, verſchwand ſchon allmählich unter den Letzten ihrer Könige. Die eine wahre Gleichheit in der Lebensweiſe vorausſetzende Beſchäftigung mit Landbau und Krieg hörte ſchon damahls auf, aller Claſſen des Volkes ausſchließende Beſtimmung zu ſeyn. Vielen Familien gab der Handel Reichthum, der Sieg Sclaven, der Wohlſtand Neigung zur Pracht, und einigen Geſchmack für die Erzeugniſſe der etruskiſchen Arbeiten, die nun auch in Rom bald geſucht und unentbehrlich zu werden begannen. — Welche finſtere Zeit mag jedoch die Kindheit Roms umgeben haben! Da konnte der Römer geſetzlich das ihm eben geborene Kind hülflos auf die Straße werfen; er konnte die Gattinn, den erwachſenen Sohn, den Enkel, ungeſtraft tödten, verkaufen, verſtoßen, enterben; die Gläubiger konnten ſich in den Körper eines zahlungsunfähigen Schuldners theilen, alſo ihn in Stücken zerreiſſen. — Leider gingen derley grauſame Rechte auch noch auf jene Zeiten über, wo die Cultur ihre höchſte Stufe bereits erreicht hatte, indeß die Volkstugenden, das einfache ſtille Wirken der römiſchen Hausfrau, der Geradſinn, die reine Vaterlandsliebe, die Gediegenheit der Männer, in der rauhen Vorzeit zurück blieben. —

Mit den Siegen ſtiegen die Reichthümer, mit dieſen der Luxus. In Kleidern, koſtbaren Hausgeräthen und Geſchmeiden wurde nun verſchwenderiſcher Aufwand gemacht. Vergebens ſtrebten oft wiederhohlte Geſetze, dieſe verderbliche Sucht zu beſchränken. Schon hundert funfzig Jahre vor Chriſti Geburt, als die mächtige Nebenbuhlerinn Roms, Carthago, in ihren Trümmern zuſammen ſtürzte, als alle Schätze, Wollüſte

und Kunſterzeugniſſe der damahls bekannten Erde in der zur Weltherrſchaft empor ſtrebenden Roma zuſammen floſſen, — ſchon damahls ſtieg die Prachtliebe auf eine unglaubliche Höhe, ſpäter nur noch von dem Wahnſinne einiger Kaiſer übertroffen. Der durchdachteſte Luxus herrſchte in den Palläſten Roms. Er zeigte ſich in prächtigen Landhäuſern, koſtbaren Bibliotheken, weit ausgedehnten Gärten, — in einem Heere von Sclaven, Clienten, Schmarotzern, — in der Pracht der Kleider, Geräthe, Silbergeſchirre, Sänften und Fuhrwerke, — in den köſtlichen Mahlzeiten, — in Schauſpielen, Fechterkämpfen, Thierhetzen und andern Volksfeſten, welche Privaten gaben. — Mit der Zahl der geplünderten Nationen nahm der Reichthum der einzelnen Römer ſo außerordentlich zu, daß zur Zeit Auguſts der Beſitz von tauſend Sclaven, von zehn tauſend Pfund Silbergeſchirr, von einer Menge an die gewöhnlichſten Hausgeräthe verſchwendeter Edelgeſteine, u. dgl., beynahe keine Aufmerkſamkeit mehr erregte. Alle Kunſtwerke der unterjochten Welt überluden die Hauptſtadt; alle Künſtler der Erde fanden dort hinreichende Beſchäftigung und Verdienſt. — Es war einem tollen Tyrannen, einem Nero, vorbehalten, die üppigſte Verſchwendung auf die höchſte Stufe der Uebertreibung zu ſteigern. — Unter Einigen ſeiner Nachfolger erhielt ſich die Pracht zu Rom ſo ziemlich auf gleicher Höhe. Dann aber ſank ſie langſam von Stufe zu Stufe. Theils zerfloß der alte Kern des römiſchen Volkes, und mit ihm ſein Reichthum, allmählich in alle Provinzen des Staates. Theils wurden die von unſinnigen Verſchwendern häufig ganz vernichteten Schätze keineswegs mehr erſetzt, indem nicht nur keine neuen Eroberungen mehr gemacht, ſondern ſogar die alten, theils durch äußere Feinde, theils durch innere Kriege und Aufſtände, bedroht wurden. Die Theilung des Reiches, die Erhebung Conſtantinopels zu einer zweyten, mit der bisherigen an Pracht und Luxus wetteifernden Hauptſtadt, zerriß noch den Reſt der in Rom geſammelten Reichthümer, und

verſtreute ſie auf dem weiten Wege von der Tiber bis zum Hel-
leſpont. —

So wie die Römer ihre Reichthümer ſich mindern ſahen, ſuchten ſie dieſelben durch Flitterſtaat zu erſetzen. Die Sucht zu glänzen verließ ſie nicht, wohl aber das hierzu erforderliche Vermögen, und der gute Geſchmack. Da kamen die Barbaren, überſchwemmten Italien, eroberten die weltbeherrſchende Stadt, und bemächtigten ſich der Schätze, welche die thörichtſte Verſchwendung dort noch übrig gelaſſen. So fand der Römer dann die Armuth der alten Zeiten wieder. Aber keine jener Tugenden, die ſeine Voraltern geſchmückt, und ihr einfaches Leben mit reinen Genüſſen verſchönert hatten, konnte in den verdorbenen kraftloſen Gemüthern mehr Wurzel faſſen. Die Römer blieben in ihrer Armuth elend, tugendlos, und ſelbſt ihren Beſiegern verächtlich; — dieſen Feinden, welche die Hochmüthigen von jeher als Barbaren gering geſchätzt, ihnen alle Fähigkeiten zum Großen, Edlen und Guten rund abgeſprochen hatten. —

Wir wollen das häusliche Leben der Glieder einer römiſchen Familie kurz durchgehen. Wir finden in deſſen Zügen die Sitten der in unſern Ländern überall zahlreich angeſiedelten Römer für den ausgedehnten Zeitraum von der Unterjochung bis zum Umſturz des Reiches durch die Völkerwanderungen. Dieſe Sitten gingen damahls auch mehr oder minder auf das Familienleben der bezwungenen Völker über, und machen einen Theil ihrer Charakteriſtik aus. —

Die römiſche Ehefrau unterlag mit ihrem Leben, ihrer Freyheit und ihrem Vermögen geſetzmäßig der Willkühr ihres Gatten. In den früheſten Zeiten Roms, da bey der Armuth auch Einfachheit der Sitten herrſchte, bereitete die Hausfrau eigenhändig die Küche, buck das Brot, wob die Stoffe für die Kleidung, und ſpann den Faden hierzu. Mit dieſen ehrenden häuslichen Beſchäftigungen verbanden die Frauen unterwürfige Treue gegen den Gatten, liebevolle Sorgfalt für ihre

Kinder, die ſie zu würdigen Bürgern und Bürgerinnen erzogen, und eine ſtolze Anhänglichkeit an ihr Vaterland, für welches ihnen, wie die Geſchichte in häufigen Beyſpielen zeigt, kein Opfer zu ſchwer war. Als nach dem zweyten puniſchen Kriege die Reichthümer ſich mehrten, mit ihnen Künſte und Wiſſenſchaften zu Rom einzogen, verbreitete ſich die Bildung auch gar bald über das römiſche Frauenzimmer. Aber in eben dem Maße, als der Geiſt der Frauen an Kenntniſſen ſich bereicherte, erwachte auch die Neigung zum Putz und zum verſchwenderiſchen Luxus. Nur zu bald vertauſchten ſie die ſtillen häuslichen Tugenden gegen die Sucht, durch Witz, Geiſt, Geſang, Tanz in größeren Zirkeln zu glänzen. Schon fand man Hausfrauen, welche ſich einem der ehrbaren Eingezogenheit früherer Zeiten ganz entgegen geſetzten Streben, die allgemeine Aufmerkſamkeit, oft durch die verwerflichſten Mittel, auf ſich zu ziehen, unbeſchränkt hingaben. Schon wurden ihnen die häuslichen Pflichten zur drückenden Laſt. Schon waren die Mütter, die ihre Kinder ſelbſt erzogen, die Gattinnen, die dem Haushalte einige Sorge ſchenkten, eine ſolche auffallende Seltenheit, daß die gleichzeitigen Schriftſteller es der Mühe werth hielten, die wenigen Nahmen ſolcher Frauen in ihren Schriften der Nachwelt zu überliefern. Zahlreiche Sclaven und Handwerker theilten ſich jetzt in die Geſchäfte der Hausfrau. — Da lernten die Römer das Weib verachten, den Eheſtand haſſen, zu dem man ſie bald durch ſtrenge Geſetze zwingen mußte. — So waren die Frauen beſchaffen, als die Römer ſich in unſern vaterländiſchen Provinzen ausbreiteten. So blieben ſie, wo möglich noch ſchlechter und laſterhafter, bis zu den Zeiten, als das allgemeine Elend, und in deſſen Gefolge Noth und Armuth, über das Reich hereinbrachen. Doch verloren ſie in dieſer letzten Epoche eigentlich nur die Mittel, ihre Laſter zu befriedigen, nicht den Hang zu denſelben, und nie mehr gewannen ſie die verſchwundenen Tugenden wieder.

Der römiſche Vater hatte ein nur wenig und unbeſtimmt beſchränktes Recht, ſeine neugeborenen Kinder auszuſetzen, beſonders wenn dieſe ſchwächlich, ungeſtaltet, oder weiblichen Geſchlechts waren. Dieſe tyranniſche Gewalt wurde ganz ungeſcheut und öffentlich ausgeübt. Es gab zu Rom auf dem Gärtnermarkte eine Säule (Columna lactea oder lactaria), welche davon den Nahmen hatte, daß dort gewöhnlich die ſo von ihren Vätern verläugneten Kinder hingelegt wurden. — Der Vater konnte Kinder und Enkel verkaufen, ſie verſtoßen und enterben, — ſie geißeln, ja ſie ſogar tödten. Auch blieb er Herr über das Vermögen der ſchon erwachſenen Kinder und Enkel, auch wenn ſie dasſelbe durch eigenen Fleiß erworben hatten. Spätere Geſetze beſchränkten den Mißbrauch dieſer Gewalt. Aber erſt unter den Kaiſern, und zwar meiſtens durch den Einfluß der chriſtlichen Religion zu Conſtantins Zeit, verſchwanden dieſe grauſamen Gebräuche. —

In den früheſten Jahrhunderten Roms erhielten die Kinder ihre erſte einfache Erziehung von der Mutter, die ſie ſelbſt ſäugte. Die erwachſenen Söhne bildete dann der Vater zum Dienſte des Vaterlandes, indem er ſich von ihnen zu den Volksverſammlungen, zu ſeinen ländlichen Beſchäftigungen, und in den Krieg begleiten ließ. Die Töchter wurden von der Mutter in den häuslichen Beſchäftigungen und Pflichten unterwieſen. —

In den mittleren Zeiten der Republik, da eine höhere Bildung ſich über das ganze Volk verbreitete, wurde auch die erſte Erziehung der Kinder, zwar noch immer von den Aeltern ſelbſt, doch ſorgfältiger geleitet. In angeſehenen und wohlhabenden Familien erhielten die heran wachſenden Töchter verſtändige Erzieherinnen, die zu gleicher Zeit mit großer Strenge auf Zucht und Sitte ſahen. Die Knaben wurden durch Privat-Lehrer, die entweder Griechen oder gelehrte Sclaven waren, oder in öffentlichen Schulen, welche die früheſte Zeit nicht gekannt hatte, in den Anfangsgründen der Wiſſenſchaf-

ten unterwieſen. Dieſer Unterricht beſtand in Leſen, Schreiben, Rechnen, und in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache. Die Jünglinge ſtudierten Arithmetik, Geometrie, Grammatik, Rhetorik, Muſik, Mahlerey, endlich Philoſophie und Aſtronomie. — Im funfzehnten Jahre erhielt der Jüngling mit öffentlicher Feyerlichkeit die Toga, verlor ſeinen Hofmeiſter, und bildete nun den Körper im Reiten, Laufen, Springen, Schwimmen, Ringen und andern gymnaſtiſchen Uebungen, indeß der Vater durch Lehre und Beyſpiel ihn zur Tugend zu leiten, und jene edlen Leidenſchaften in ſeiner Bruſt zu erwecken ſuchte, die dem Vaterlande zu nützen, dem jungen Bürger Ruhm, Ehre und Glück zu bringen vermochten. — Mit dem ſiebzehnten Jahre wurde der Römer waffenfähig, machte einige Feldzüge, kehrte dann nach Rom zurück, und widmete ſich der Erlernung der Staatsgeſchäfte. Er fand hierzu ſowohl durch ſeine Gegenwart bey den Volksverſammlungen und Gerichtsſitzungen, und durch eigene öffentliche Verſuche in der Redekunſt und in der Rechtsvertretung, als durch den Umgang mit gleichzeitigen berühmten Staatsmännern, häufige Gelegenheiten. —

Als das Sittenverderbniß die Aeltern ergriff, wurde auch die Erziehung der Kinder vernachläſſigt, feilen ungeprüften Händen ſorglos überlaſſen, und das wenige erlernte Gute durch das lockende üble Beyſpiel, welches die jungen Römer im Vaterhauſe, ſo wie ſonſt aller Orten, vor Augen hatten, unfruchtbar. Der an Geiſt und Körper verzärtelte Sohn einer angeſehenen Familie bemerkte es zeitig genug, daß er bey ſeinem adelichen Nahmen es gar nicht nöthig habe, ſich um Tugenden, gute Sitten und Kenntniſſe erſt mühſam zu bewerben. Er fand weit leichtere Wege, aus den Kinderſchuhen in die angeſehenſten Staatswürden und Officiersſtellen hinüber zu ſchreiten. Doch nur ſehr ſelten ſtrebten nun die Jünglinge nach den gefährlichen Ehrenpoſten bey der Armee. Sie zogen jene Staatsämter vor, in welchen man weder Abhärtung, noch

Muth brauchte, und über dieß Wiſſenſchaften, Beredſamkeit und Rechtskenntniſſe entbehren konnte. Das Einzige, was ſchon der noch bartloſe Jüngling ſehr ſchnell und gerne von dem verderbten Vater erlernte, worin er ihn ſogar oft in kurzer Zeit auffallend übertraf, waren Ausſchweifungen aller Art, kopfloſe Verſchwendung, leichtſinniges Schuldenmachen, die ſelbſtſüchtige Philoſophie des Epikurs, und die Vergeſſenheit des Vaterlandes. — Dieſe Jünglinge — am Körper Greiſe und Kinder am Geiſte — waren ganz geeignet, ſich das grauſame Joch der Triumvirs, die tyranniſche Herrſchaft der Cäſaren aufladen zu laſſen, und unter derſelben verächtlich zu Grunde zu gehen. —

An ſeinen Jugendgeſpielen beſaß der Römer im mannbaren Alter Freunde, welche der wechſelſeitigen Verbindung im Glück und Unglück, in Geſchäften, bey häuslichen Feyerlichkeiten, kurz in jeder Gelegenheit, mit Wort und That freudig huldigten. So ein edles Band wurde in dem tugendhaften Zeitalter Roms faſt immer nur durch den Tod zerriſſen. Die Laſter der folgenden Zeiten gewährten freylich ſo reinen Bündniſſen kein Gedeihen mehr. — In den früheren Epochen Roms, als zahlreiche Ausländer durch Geſchäfte nach dieſer Stadt geführt wurden, und auch viele Römer, durch den Krieg, den Handel, oder durch Staatsgeſchäfte veranlaßt, in die entfernteſten Länder reiſeten, war eine reitzende Sitte in den verſchiedenen Claſſen der Geſellſchaft üblich geworden. Der Römer verband ſich nähmlich einen Ausländer zum Gaſtfreund durch ein heiliges gegenſeitiges Verſprechen, wodurch Jener der beyden Freunde, welchen das Geſchick in des andern Heimath führte, dort in deſſen Familie als Bruder oder Sohn aufgenommen, und aufs Beſte gehalten wurde. Auch dieſer ſchöne Gebrauch verſchwand mit den übrigen Tugenden. Aus übermüthiger Selbſtgenügſamkeit, aus Geringſchätzung der Fremden, fingen die ſtolzen Herren der Welt gar bald an, eine ſolche liebenswürdige Verbindung weit unter ihrer Würde zu halten. —

Bis zur Eroberung Roms durch die Celten beſtand dieſe Stadt aus elenden Hütten, von Lehm, oder von an der Sonne getrockneten Ziegeln, regellos erbaut, mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Nach der damahligen Zerſtörung beeilte man ſich, die Stadt auf ihren Ruinen ſo ſchnell als möglich wieder herzuſtellen. Ordnung wurde dabey faſt gar nicht beobachtet; daher fielen die Straßen und Plätze höchſt unregelmäßig aus. Aber man baute die Häuſer etwas feſter und bequemer. Die prächtigen Gebäude, mit welchen Kaiſer Auguſt die Stadt ſchmückte, veranlaßten ihn, zu ſagen: »er habe eine irdene Stadt gefunden, und laſſe eine marmorne zurück.« — Aber die Straßen blieben noch immer enge und unregelmäßig. Dieſem Grundübel konnten die einzelnen Prachtgebäude nicht abhelfen. Nero mußte in ſeiner Raſerey die Stadt in einen Aſchenhaufen verwandeln, damit ſie mit mehr Regelmäßigkeit wieder aufgeführt werden konnte; denn jetzt wurden die Bauplätze durch eine Commiſſion förmlich ausgemeſſen, die Breite und der Lauf der Gaſſen, ſo wie die Höhe, und zum Theil auch die Bauart der Häuſer, vorgeſchrieben. —

Die Häuſer der Armen unterſchieden ſich ſeit Brennus Zeit ſehr von den Palläſten und Landhäuſern der wohlhabenden Familien. Indeß die Erſten weder hinreichenden Raum, noch Schutz gegen die Witterung, in ihren elenden Hütten fanden, dehnte ſich das Haus des Reichen über einen ungeheuren Raum, und enthielt Vorhöfe, Vorzimmer, Speiſe-, Wohn- und Schlafzimmer, Säulengänge, Bäder, Geſindewohnungen, Gärten, Spielplätze u. dgl. — Die Thüren der Häuſer waren aus verſchiedenen Holzarten, zur Zeit des Luxus aus den ſeltenſten, — zuweilen aus Eiſen oder Erz, — an den Tempeln aus Elfenbein und Gold verfertigt. Sie wurden mit Knöpfen und halb erhobenen Arbeiten von Bronze geziert, und inwendig mit koſtbaren Vorhängen verſehen. Zur Hausthüre ſtieg man gewöhnlich von der Gaſſe auf einigen Stufen hinauf. Sie war oft mit hervortretenden Säulen eingefaßt.

Die Thorflügel fielen einwärts in das Haus. Als eine beſondere Auszeichnung bewilligte der Staat verdienſtvollen Staatsmännern und Feldherrn, daß ihre Hausthore ſich nach Außen öffnen durften. Sclaven und Hunde bewachten das Thor. Es wurde mit Stricken zugebunden, oder mit vorgeſchobenen Querhölzern, eiſernen Riegeln, Vorlegſchlöſſern und Schlüſſeln geſperrt. Ein Klopfer oder eine Glocke war daran befeſtiget, um Eintritt zu verlangen. — In dem Vorhauſe oder Vorſaale (Atrium) befand ſich die Hausfrau mit den weiblichen Gliedern der Familie. Hier beſchäftigte ſie ſich mit Spinnen, Weben, und Nadelarbeiten. Hier wurde die Hauptmahlzeit gehalten. Hier war auch in der ältern Zeit die Küche. Später ſtanden dort die Ahnenbilder, und zunächſt der Hausthüre der Altar der Laren. Im Atrium gab der Patricier ſeinen Klienten Gehör. In der Zeit der Verſchwendung wurde das Atrium mit Gemählden, Statuen, goldenen und ſilbernen Gefäßen ausgeſchmückt. — Durch einen, meiſtens unbedeckten Vorhof trat man in das Innere des Hauſes, welches die Schlafkammern mit ihren Vorzimmern, die Speiſezimmer, Beſuchzimmer, u. ſ. w., enthielt. — Die Alten kannten den Gebrauch der Kamine nicht, um den Rauch durch die Mauern abzuleiten. Sie trockneten daher ihr Brennholz ſorgfältig, und beſtrichen es mit dem Satze von Oehl, den Rauch zu verhüthen. Sie ließen tragbare Oefen, oder eine Art Wärmepfannen, mit heißer Aſche und glühenden Kohlen gefüllt, in die Zimmer ſtellen. Im letzten Jahrhundert v. Chr. G. erfand man die Wärmeröhren, die unter dem Boden und längs den Wänden der Zimmer herumliefen, und mit Dämpfen geheitzt wurden. — Das Dach des Hauſes wurde Anfangs mit Stroh oder Schindeln, ſpäter mit Ziegeln gedeckt. Reiche Verſchwender ſetzten auf hohe Gebäude platte Dächer, und legten auf denſelben Gärten, Baumgänge, Fiſchteiche, u. dgl. an. — Statt den Fenſtern hatten die Römer der älteſten Zeit nur Oeffnungen

in der Mauer, die mit einem Vorhang, mit Netzen, oder mit hölzernen Balken geſchloſſen wurden. Unter den Kaiſern begann man, einen durchſichtigen, in dünne Blätter geſpaltenen Stein in die Fenſterrahmen einzuſetzen, der aber ſehr ſelten und koſtbar war, auch jetzt nicht mehr bekannt iſt. Gewöhnlich wurden damahls die Fenſter aus Papier, Leinwand oder Hornblättern verfertigt. Obwohl die Römer das Glas zu vielen Gegenſtänden, z. B. zu Spiegeln, verwendeten, findet man doch erſt im vierten Jahrhundert nach Chr. Geburt der Glasfenſter erwähnt. — Der Boden des Zimmers wurde mit Moſaik aus Marmorſtücken belegt. Auch die Wände wurden oft mit ſolchen muſiviſchen Arbeiten, oder mit Marmor ausgetäfelt, oder auf naſſem Kalk bemahlt. — Wir können mit Grunde annehmen, daß die Bauart der Häuſer der Hauptſtadt im ganzen Reiche zum Muſter diente, und daß wohlhabende Bürger in den Provinzial-Städten ungefähr eben ſo bewohnt waren, als der reiche Bürger in Rom. —

Ihre Landhäuſer ſchmückten die Römer mit beſonderer Vorliebe aus. Sie beſtanden oft aus einer ganzen Reihe von Gebäuden für die Herrſchaft, für das Geſinde, zu Scheuern, Magazinen, Stallungen, — aus Bädern, Gymnaſien, Rennbahnen, bedeckten Gängen, u. ſ. w. Zum Landgute gehörten gewöhnlich auch ein Hühnerhof, Thiergärten, Bienenſtände, Fiſchteiche, Küchengärten, Baumpflanzungen und Ziergärten. Die Letztern wurden gut bewäſſert, mit Statuen geziert, die Hecken in Figuren geſchnitten, und in denſelben reitzende Spatziergänge, Alleen, Ausſichten, Ruhepuncte, Plätze zu gymnaſtiſchen Uebungen, u. dgl. angelegt. —

Die Römer verſchwendeten in den Zeiten, als ſie bereits Reichthümer erworben, und die einfachen Sitten der erſteren Jahrhunderte abgelegt hatten, die koſtbarſten Steine, die edelſten Metalle, und die theuerſten Stoffe zu ihren Geräthen. Gold, das einſt nur zur Verzierung der Tempel und

Altäre, zu dem ſparſamen Hauptſchmucke der Damen, und zu den Fingerreifen der Männer verwendet worden, wurde jetzt zu lebensgroßen Bildſäulen, zu den gewebten Stoffen, zu den gemeinſten Gefäßen, zu Pantoffelſohlen, und, in dünne Bleche geſchlagen, ſelbſt zur Bekleidung der Wände und Decken der Zimmer verarbeitet. Noch ungleich häufiger war natürlich der Gebrauch des Silbers. Man hatte große Spiegel, Tiſche, Bettgeſtelle, zahlreiche Speiſe-, Trink- und Küchengeſchirre u. dgl. von dieſem Metalle. Kupfer wurde nur zu den geringen Münzſorten, Meſſing aber und korinthiſches Erz häufig zu verſchiedenen Geräthſchaften verwendet. Aus Zinn wurden auch Spiegel fabricirt. Bley diente zu verſchiedenem Gebrauche. Eiſen und Stahl wurden zu Geräthen, Waffen u. dgl. verarbeitet. Mit Elfenbein, Schildplatte und koſtbaren fremden Holzarten wurden Wohnungen und Hausrath verziert. Die Perlen ſtanden in ungeheuren Preiſen, und doch waren ſie ein beliebter Theil des weiblichen Schmuckes, und häufig im Gebrauche. Auch Bernſtein und Korallen wurden zum Putze der Frauen verarbeitet. Aus dem Erſteren machte man außerdem Becher und Geſchirre. — Aus weißem Marmor wurden die vortrefflichſten Statuen des Alterthums verfertigt. Andere Marmorgattungen verwendete man als Bau-Materialien zu Säulen, Treppenſtufen, u. dgl. Koſtbare Bildſäulen und vortreffliche Gemählde zierten die Prunkzimmer. Edelgeſteine wurden theils im Putze der Frauen angebracht, theils zu Siegelringen, in die man Figuren einſchnitt, der Kryſtall auch zu Trinkgeſchirren, verarbeitet. Asbeſt oder Bergflachs verwebte man zu unverbrennlicher Leinwand, und gebrauchte dieſe zu Tiſchtüchern. Auch wickelte man die Leichen darein, ehe ſie auf den Scheiterhaufen gelegt wurden. — Die murrhiniſchen Trinkgeſchirre waren aus einer ſeltenen, in Parthien gegrabenen, mineraliſchen Maſſe verfertiget, durchſichtig bemahlt, und dem Porcellan ähnlich. — In den Formen der alten Geräthe bemerkte man meiſtens Ab-

bildungen natürlicher Gegenſtände. So ruhten Tiſche und Stühle auf Thierfüßen, Baumſtämmen, oder auf Menſchen- und Thier-Figuren; die Armbänder waren wie Schlangen oder Kränze, die Helme wie Köpfe wilder Thiere, die Becher wie Muſcheln geſtaltet. —

Obwohl ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und Künſte die dem Schooße der Erde durch Zufall oder durch Nachgrabungen entriſſenen Antiquitäten ſorgfältig aufbewahrt, ergänzt, ſtudiert und beſchrieben worden ſind, ſo hat doch erſt die Entdeckung der beyden, ſeit ſiebzehn Jahrhunderten begrabenen Städte Herculanum und Pompeji uns dießfalls die reichſten Schätze geliefert. Man fand in jenen großen Grabſtätten eine Menge Opfer-, Haus-, Tiſch- und Küchengeräthe von Metall, Stein und Thon, — Waffen, Schmuck, Fresco-Gemählde, Moſaiken, u. dgl. Auch ganze Plätze und Gaſſen mit ihren Tempeln, Häuſern, Kaſernen, u. dgl. wurden von der ſie deckenden Hülle befreyt. Jedoch waren alle Holztheile, und die Stoffe aus dem Pflanzen- oder Thierreiche, von dem Zahne der Zeit ſo verzehrt, daß, außer den Gerippen einiger menſchlichen und thieriſchen Leichen, nicht einmahl eine Spur davon gefunden wurde. Der größte Theil dieſer unſchätzbaren Denkmahle ruht in den Muſeen von Portici und Neapel. Der kleinere Theil iſt in allen antiquariſchen Sammlungen Europens zerſtreut. — Dieſe Antiquitäten beweiſen den hohen Schönheitsſinn, den vortrefflichen Geſchmack, die Ideenfülle und die unerreichbare Kunſtvollkommenheit der Alten. —

Der Stoff zu den Kleidern der Römer wurde Anfangs aus Schafwolle verfertigt. Baumwolle, griechiſcher Flachs und indiſche Seide wurden erſt in ſpäteren Zeiten verwendet. Anfangs webte die römiſche Hausfrau mit ihrer Dienerſchaft ſelbſt die Zeuge für den Bedarf des Hauſes. Doch gab es auch Handwerker, welche ſich mit Verfertigung der Wollenzeuge, Leinwand, u. ſ. w. ausſchließend beſchäftigten;

im Haushalte der Vornehmen aber waren eigene Sclaven zu dieſer Arbeit beſtimmt. — Die Zeuge blieben meiſtens ungefärbt, und ihre natürliche weiße Farbe wurde durch eine Zubereitung mit Walkererde zum blendenden Glanze erhöht. — Leinwand und Seide, ſo wie die vielfarbigen Kleider, waren Anfangs nur den Frauen erlaubt. Ein Mann, der ſich damahls derſelben bedient hätte, würde für einen Weichling gehalten worden ſeyn. —

Die Kleidung der Römer beſtand aus der Toga, einem weiten wollenen Oberkleide, das den ganzen Körper bedeckte, aber keine Aermel hatte. Eigentlich war dieſer Oberrock ein Stück Wollenzeug, in der Mitte mit einem Einſchnitt, durch welchen man den Kopf ſteckte, worauf dann der in Falten von allen Seiten herab wallende Zeug den Körper und die Arme von den Schultern bis an die Knie ringsum einhüllte. Zuweilen wurde auch der rechte Arm, um ihn frey bewegen zu können, durch jene Oeffnung geſteckt, um den linken Arm aber der Saum des Gewandes gewickelt. — Nur römiſche Bürger durften die Toga tragen. Sie war gewöhnlich von weißer Farbe. In Trauer trugen die Römer eine Toga von ſchwarzer oder dunkelgrauer Farbe. Canditaten zogen eine glänzend weiße, Angeklagte eine ſchmutzige abgetragene Toga an. — Die Toga der obrigkeitlichen Perſonen und der Prieſter war mit Purpur beſetzt. Auch die Knaben trugen bis zum ſiebzehnten Jahre eine verbrämte Toga; aber dann zogen ſie die männliche unverzierte Toga an. —

Die Tunica war ein weißes wollenes Unterkleid, Anfangs ohne Aermel, welches vorne ganz offen, daher mit einem Gürtel um den Leib befeſtigt war, und bis an das halbe Schienbein reichte. — Die Tunica der Senatoren war auf der Bruſt mit zwey breiten, jene der Ritter mit zwey ſchmalen Purpurſtreifen, die bis an das untere Ende des Kleides hinab liefen, beſetzt. — Unter dieſer Tunica wurde ſpäterhin, und beſonders im Winter, noch eine zweyte, eine Gattung wolle-

nes Hemde (Induſium), manches Mahl ſogar mehrere Tuniken getragen. — Die Farbe der Tunica war bey gemeinen Leuten grau, bey Kindern und Soldaten hochroth, bey Bürgern und Vornehmen meiſtens weiß, nur ſelten gelb oder grün. — Nur gemeine Leute erſchienen in der Tunica allein öffentlich, — ein angeſehener Bürger außer dem Hauſe nie ohne die Toga. —

Im ſchlechten Wetter trugen die Römer über der Toga noch verſchiedene Gattungen von Mänteln, die bald länger, bald kürzer, — mit Kaputzen verſehen, — mit grobem Zeuge überzogen, inwendig rauh, oder mit Thierfellen gedoppelt getragen wurden. Die Mäntel der römiſchen Ritter führten den Nahmen Trabea. Sie waren vorne ganz offen, um den Hals mit einem Haken geſchloſſen. —

Das Kriegskleid hieß Sagum, und war ein, auch ſonſt auf Reiſen gebräuchlicher, wollener Rock, welchen man ſtatt der Toga über die Tunica anzog, und vorne, wo er ganz offen war, mit Neſteln oder Haken befeſtigte. War die Stadt in Feindesgefahr, ſo vertauſchten alle Männer die friedliche Toga mit dem Kriegskleide, und trugen dasſelbe ſo lange die Gefahr anhielt. — Die Tunica der Krieger war kürzer als die gewöhnliche, und, wie der Sagum, meiſt von hochrother Farbe. — Die Feldherrn trugen Tunica und Sagum von Purpur, ſtatt des letztern auch wohl einen rothen langen griechiſchen Mantel, der Paludamentum oder Chlamys hieß. Wenn ſie in Triumph einzogen, war ihre Tunica mit Gold verbrämt, und die Toga, oder der Sagum, mit goldenen Palmen geſtickt. —

Mit dem ſteigenden Luxus begannen auch die Männer, Leinwand und Seide zu den Kleidern zu verwenden. Unter den letzten Kaiſern trug man ſchon allgemein leinene Hemden mit Aermeln. Da wurde es Sitte, eine zahlreiche Garderobe zu unterhalten, die für den Sommer und Winter, für Regen und Hitze, für den Gebrauch in der Stadt und auf dem Lande,

verſchieden, und zum vielfältigen Wechſel eingerichtet war. — Beinkleider und Strümpfe wurden von den Römern früherer Zeiten nicht gewöhnlich getragen. Sie kamen erſt unter den letzten Kaiſern auf, und wurden dann aus Leinwand verfertigt. Doch ſollen ſich ſchon früher alte, ſchwächliche Leute von Wolle oder Ziegenhaaren gemachter Socken oder Filzſchuhe in ſtrenger Witterung bedient haben. Kranke und weichliche Perſonen wickelten ſich Tücher um den Hals, und Binden um die Füße. — Die Claſſiker erwähnen auch der Handſchuhe mit und ohne Finger. —

Die gewöhnliche untere Fußbekleidung glich den dermahlen gebräuchlichen Bundſchuhen. Sie wurde aus grobem ungegerbtem Leder verfertigt. Höhere Magiſtrats-Perſonen trugen rothe zugeſpitzte Pantoffeln. Sehr arme Leute bedienten ſich auch wohl hölzerner Schuhe. Im Hauſe trug man eine Gattung Sandalen. Auch die Soldaten trugen dergleichen von Leder oder Kupferblech, die mit Riemen bis an die Waden aufgeſchnürt wurden. Späterhin kamen die römiſchen Halbſtiefel auf, die bis an die Waden, — bey Vornehmen noch höher hinauf, reichten, und mit Riemen befeſtigt wurden. Anfangs trug man ſie nur von ſchwarzer, in der Folge aber von allen möglichen Farben. —

Der Hut war keine gewöhnliche Kopfbedeckung der Römer. Sie gingen meiſtens mit bloßem Haupte. Wollten ſie ſich in der Stadt gegen Hitze, Regen oder Wind ſchützen, ſo warfen ſie das eine Ende ihrer Toga über den Kopf, oder trugen mit Kappen verſehene Mäntel. Aber bey öffentlichen Spielen und Feſten bedeckten ſie ſich mit Hüten, oder eigentlich weißen wollenen Mützen. Auf Reiſen waren Hüte mit breitem Rande, oder eine Art von ledernen Helmen gebräuchlich, die auch manches Mahl von den Soldaten getragen wurden. —

Die römiſchen Frauen trugen ebenfalls Togen und Tuniken, Anfangs von Wolle, ſpäter von Leinwand und Seide,

Dieſe waren länger als jene der Männer, mit Aermeln und geſtickten Halskrägen verſehen, und am untern Rande mit Falbeln, Borten, Franzen, oder Gold- und Silberſtickereyen beſetzt. Die einem Schlafrock ähnliche und bis auf die Knöchel hinab reichende Gattung der Tuniken wurde auch Stola genannt. Ueber der Stola trugen die Frauen beym Ausgehen lange bis zur Erde herabgehende Mäntel, Palla oder Chlamys genannt, die vorne mit Haken geſchloſſen, und von verſchiedenen Farben, auch oft mit Gold geſtickt waren. In ſpäteren Zeiten vollendeten ein kurzer aſiatiſcher Damenmantel und eine Art Schleyer oder Kappe beym öffentlichen Erſcheinen der Frauen Putz. — Die Farbe der weiblichen Kleidung war Anfangs meiſt ſchimmernd weiß; in der Folge wurde mit den bunteſten Farben nach der herrſchenden Mode gewechſelt. —

Das Haar der Römerinnen wurde in lange Zöpfe geflochten, in Locken geſchlungen, oder auf dem Scheitel in einen Knoten zuſammen gezogen. Das Haupt bedeckten netzförmige Häubchen, Schleyer, Bänder. Kronen und Kränze, goldene Ketten und Ringe dienten zur Zierde der Haare, die über dieß noch geſalbt, gefärbt, mit heißen Eiſen gekräuſelt, mit Goldſtaub und anderem Puder beſtreuet wurden. — Auch die Frauen trugen Anfangs Sandalen und Pantoffeln, ſpäter die Halbſtiefeln. — Zum Putze der Damen gehörten dann noch Fingerreife, Ohrringe, Armbänder, Spangen, Halsbänder und Halsketten von Gold, mit koſtbaren Steinen und Perlen reich beſetzt. —

Senatoren, Ritter, und die Tribunen der Legionen, hatten das Recht, einen goldenen Ring am Finger zu tragen. Die Plebejer durften ſich zwar nur eiſerner Ringe bedienen; doch wegen Auszeichnung im Kriege wurde mancher aus ihnen mit einem goldenen Ringe belohnt. Man beſetzte die Ringe häufig mit koſtbaren Steinen, in welche verſchiedene Figuren und Bildniſſe eingegraben oder erhaben geſchnitzt waren. Die Ringe der erſten Gattung wurden auch ſtatt der Siegel verwendet. —

In den älteſten Zeiten hatten die Römer ihre Bärte wachſen laſſen. Aber nach dem Jahre 300 vor Chr. G. war der erſte Barbier mit dem Ticinius Menas aus Sicilien nach Rom gekommen. Von dieſer Zeit an ließen ſich die Römer die Barthaare durch ihre Sclaven, oder durch eigene Barbiere in den Badehäuſern abnehmen. — Das Haupthaar trugen ſie Anfangs kurz abgeſchnitten. In der Folge ließen die römiſchen Stutzer ihre Haare mit heißen Eiſen kräuſeln. — Die Philoſophen pflegten ſich durch einen langen Bart auszuzeichnen. Trauernde, Angeklagte, und alle jene, die auf öffentliche Art ihr Unglück zu erkennen geben wollten, ließen Haare und Bart wachſen. — Unter den Kaiſern fingen die Römer an, falſche Haare zu tragen. —

Die Sclaven kleideten ſich faſt eben ſo wie die gemeinſte Volks-Claſſe; nur durften ſie ſich der weißen Farbe und der Toga nicht bedienen. Ihre Tunica war eng; darüber trugen ſie einen groben Mantel. Sie mußten immer mit bloßen Füßen gehen; Haare und Bart mußten ſie lang wachſen laſſen, das Haupt jederzeit unbedeckt tragen. Bey der Freylaſſung erſt erhielten ſie feyerlich einen Hut, als das Zeichen der Freyheit. —

Die unteren römiſchen Volks-Claſſen nährten ſich äußerſt einfach. Brey und Zugemüſe waren ihre gewöhnliche Koſt. — In den alten Zeiten, wo noch Feldherrn und Senatoren es nicht unter ihrer Würde hielten, ihr Feld ſelbſt zu bauen, aß der Herr mit ſeinem Geſinde das einfache Mahl aus derſelben Schüſſel; jeder Römer wußte ſein eigener Koch zu ſeyn, und Frauen bucken das Brot ſelbſt, als dieſes erſt in Rom gebräuchlich geworden. Im zweyten Jahrhundert vor Chr. G. gab es jedoch ſchon eigene Bäcker in der Stadt. — Mit dem zunehmenden Wohlſtande ſtieg auch der Luxus der Tafel auf eine in ſpätern Zeiten nie mehr geſehene Höhe. Die Hauptmahlzeit (Cöna, das Abendmahl) wurde im Sommer beyläufig um drey Uhr, im Winter um vier Uhr

Nachmittags gehalten. Außer dem gab es Frühſtücke, Vormahle, Veſperbrote, und den ſpäten Abend ſchloß bey Schwelgern noch ein Trinkgelag. — Der Staat ſowohl, als reiche Privat-Perſonen gaben zuweilen öffentliche Gaſtmähler, wo Jedermann freyen Zutritt hatte, und oft viele tauſend Perſonen abgeſpeiſet wurden. Auch die Familien luden häufig Gäſte zu ihrem häuslichen Mahle. — Geſchickte Köche, und eine Menge Sclaven, die bey Tiſche bedienten, wurden bald für unentbehrlich gehalten. In jedem wohl eingerichteten Hauſe gab es eigene Speiſeſäle für den Sommer, wieder andere für den Winter. — In den früheſten Zeiten ſaßen die Römer bey ihren Mahlzeiten um den Feuerherd; ſpäter um viereckige Tiſche, deren eine Seite für die Bedienung frey blieb. Endlich wurde die Gewohnheit, auf Ruhebetten zu liegen, aus dem Orient eingeführt. — Vor dem Hauptmahle nahmen die Römer Leibesübungen vor, und badeten ſich dann. — Auch wurden vor dem Eſſen Gebethe und Libationen verrichtet, indem man einen Theil der Speiſen in das auf dem Hausaltare brennende Feuer warf, oder einige Tropfen des Getränkes den Göttern zu Ehren auf die Erde goß. —

Alle Elemente mußten in den Zeiten der Verderbtheit zur Anfüllung der römiſchen Tafel beytragen. Die Verſchwendung, welche hierbey herrſchte, wurde nur von dem Aberwitze und dem ſchlechten Geſchmack, welchen dieſe erſchöpften Schlemmer in der Wahl ihrer theuerſten Gerichte bewieſen, übertroffen. Die Zahl und die ungemeine Koſtbarkeit der Speiſen, die unermeßliche Menge von goldenen und ſilbernen Tafelgeſchirren, die Pracht, welche man in die Auszierung der Tiſche und Ruhebetten, ſo wie der Wände des Speiſeſaales legte, die großen Auslagen für die zahlreichen Haufen der bedienenden Sclaven, u. dgl., richteten viele der Gaſtgeber in kurzer Zeit zu Grunde. Bey dem Nachtiſche berauſchte man ſich mit den edelſten Weinen, trank allen Göttern und bekannten Menſchen Geſundheiten zu, und zechte oft bis am folgenden Morgen.

Die Tiſche wurden mit Blumen beſtreut, die Gäſte geſalbt, oder mit wohlriechenden Wäſſern begoſſen. Den Liebhabern der Wiſſenſchaften wurden unter der Mahlzeit von Gelehrten oder von Sclaven aus Büchern Vorleſungen gehalten. Nach dem Eſſen beluſtigte ſich die Geſellſchaft zuweilen mit Würfeln und andern Glücksſpielen. Manches Mahl ließ man aus grauſamer Luſt Gladiatoren vor den überfüllten Gäſten bis auf den Tod kämpfen. Oft übten Muſikanten, Sängerinnen, Poſſenreiſſer, Schauſpieler, Mimiker, Tänzer, Taſchenſpieler, u. dgl. ihre Künſte. —

Der Gebrauch der wollenen Kleider auf dem bloßen Leibe machte den Römern die oft wiederhohlte Reinigung durch Baden zum dringenden Bedürfniß. Reiche Privaten erbauten ſich eigene Badehäuſer, mit einem ungeheuren Aufwande an Kunſt und Pracht. Ein Badezimmer fand ſich wohl in jedem römiſchen Hauſe. Dabey belief ſich doch die Zahl der öffentlichen Bäder in Rom auf achthundert. Der Eintritt in die letzteren war ganz frey, wenn die Regierung oder ein reicher Private das Bad geſtiftet; oder er koſtete auch ſonſt nur eine Kleinigkeit. — Die Römer badeten gewohnlich vor der Mahlzeit, in gewärmtem Waſſer, und ließen ſich nach dem Bade mit Oehl ſalben, mit Bürſten und wollenen Tüchern abreiben. Auch Dampf- und Schwitzbäder waren gebräuchlich. — Ein öffentliches Badehaus war meiſtens noch mit verſchiedenen Nebenzimmern zum Entkleiden, mit Sälen, in welchen gymnaſtiſche Uebungen vorgenommen werden konnten, mit Plätzen zum Ballſpiel, mit Gärten, u. dgl. verbunden. —

Mancherley Spiele vertrieben die Langeweile des geſchäftsloſen Römers. Einige derſelben dienten bloß zum Zeitvertreibe, z. B. die Würfel- und verſchiedene Gattungen Bret- und Ballſpiele. Andere waren gymnaſtiſche Uebungen, welche dem Körper Gewandtheit und Stärke verliehen, als: Wettlaufen; Springen über Gräben und Pfähle; Schwimmen; das Voltigiren, und verſchiedene andere Reitkünſte; das Lenken

zwey- und vierräderiger Wagen; die Wurfſcheibe (Diſcus); das Ringen mit entkleidetem Körper; das Fechten, ſowohl mit römiſchen als daciſchen Waffen. — Alle dieſe Uebungen hatte der Römer in der älteſten Zeit fleiſſig getrieben, um ſich für den Kriegsdienſt abzuhärten. Später wurde der Geſchmack der Jünglinge feiner. Schon das Wort Krieg war ein Mißton in den Ohren der Verweichlichten. Für eine ſo unerwünſchte Beſtimmung hätte man ſich lieber ganz unbrauchbar gemacht. Der Jüngling trieb alſo jene Uebungen nur noch, um ſich dem Volke mit ſeiner erworbenen Geſchicklichkeit im Circus zum Schauſpiel zu geben, oder dadurch eine einträgliche Wette zu gewinnen, u. dgl. Man hatte in den letzten Zeiten der Republik häufige Gymnaſien, wo für Geld in ſolchen Künſten Unterricht ertheilt wurde; Fecht-, Ring-, Renn- und Schwimmſchulen; dann gymnaſtiſche Uebungsplätze auch in den Privat-Häuſern, und vorzüglich zunächſt den öffentlichen Badeörtern. —

Es war eines der Vorrechte des römiſchen Bürgers, eine geſetzmäßige Ehe ſchließen zu dürfen. Der Erhaltung des Volkes wegen ſahen die Römer es für eine Pflicht des Bürgers an, durch Verheirathung eine Familie zu gründen. Eine ſchwere Auflage beſtrafte die Hageſtolzen, und Verachtung war ihr Loos. — Die Ehen wurden auf drey verſchiedene Arten geſchloſſen. Nur eine derſelben wurde von den Prieſtern geſegnet, und als eine gottesdienſtliche Handlung angeſehen. Die beyden andern waren nur eine Uebereinkunft zwiſchen zwey Perſonen verſchiedenen Geſchlechts, entweder durch wirkliches Zuſammenleben, oder durch eine Art von Scheinkauf; dieſe konnten durch die Scheidung unſchwer aufgelöſt werden. — In frühern Zeiten waren die Ehen zwiſchen den Patriciern und Plebejern, dann jene der freygeborenen Perſonen mit Freygelaſſenen oder auch Ausländern, unterſagt. — Durch eine förmliche Ehe wurde der Gatte Herr über das Vermögen und die Freyheit ſeiner Ehehälfte. —

Die Römer führten mehrere Nahmen zugleich; z. B.

Paulus Cornelius Scipio Africanus Aemilianus Numantinus. Von dieſen ſechs Nahmen war Cornelius der Nahme des Geſchlechtes der Cornelier, zu welchem dieſer Römer gehörte. Die beſondere Familie, in welche er an Sohnes Statt aufgenommen worden, bezeichnete der Nahme Scipio. Zur Unterſcheidung der Geſchwiſter diente der Vornahme Paulus. Ferner hatte ſich in dieſer Familie der Ehrennahme, welcher den Beſieger Carthago's gelohnt, Africanus, erhalten, und ging auch auf dieſen angenommenen Sohn über. — Dieſer Scipio war ein leiblicher Sohn des Eroberers von Macedonien, Aemilius Paulus. Er ſetzte alſo noch den Zunahmen Aemilianus den übrigen bey, um auch ſeine natürliche Abſtammung aus dem Geſchlechte der Aemilier zu bezeichnen. Endlich verdiente er ſelbſt ſich durch die Eroberung der ſpaniſchen Stadt Numantia den Ehrennahmen Numantinus. —

In den frühern Zeiten hatten die Römer ſtets ihre Todten begraben; ſpäter nahmen ſie das Verbrennen der Leichen von den Griechen an. Die Leiche war kaum kalt geworden, ſo wuſch man ſie mit ſiedendheiſſem Waſſer, um wo möglich den letzten Lebensfunken wieder zu erwecken. Dann wurde der Körper geſalbt, mit den beſten Kleidern angethan, und acht Tage lang zur Schau ausgeſtellt, wobey gedungene Klageweiber das Haus mit ihrem Geſchrey erfüllten. Endlich wurde der Körper vor die Stadt getragen, und die Beerdigung vorgenommen. Die Leichenbegängniſſe reicher und angeſehener Römer wurden mit großer Pracht gefeyert. Des Verſtorbenen Sclaven, Freygelaſſene, Verwandte und Freunde bildeten den Leichenzug. Seine Ehrenzeichen, die von ihm eroberten Trophäen, ſo wie die Ahnenbilder, wurden zur Schau getragen. Den Leichen der Feldherren und hohen Magiſtrats-Perſonen folgten die Lictoren, bey Erſteren auch eine Anzahl Truppen, die zum Zeichen der Trauer ihre Spieße gegen die Erde gekehrt trugen, und ihren Schmerz dadurch ausdrückten,

daß ſie mit ihren Lanzen an die Schilde ſchlugen. Unmittelbar hinter dem Leichnam, den, auf einem Bette liegend, Blutsverwandte auf den Schultern trugen, gingen die Angehörigen und Freunde in Trauerkleidern, ſo wie ganze Banden von Trompetern, Pfeifern und gemietheten Klageweibern, die in ihren Trauergeſängen die Thaten und den Lebenswandel des Verſtorbenen mit lauter Stimme prieſen. — Auf dem Hauptplatze wurde eine prunkhafte Leichenrede gehalten, dann der Zug vor die Stadt hinaus, zu dem in Form eines hohen Altars aufgerichteten Scheiterhaufen fortgeſetzt, und das Todtenbette mit der Leiche auf denſelben geſtellt. Die nächſten Verwandten ſtießen die brennenden Fackeln mit abgewandten Geſichtern in den Holzſtoß. Alles, was dem Verſtorbenen im Leben von Geräthſchaften, Kleidern, Waffen, Hausthieren u. dgl. beſonders lieb geweſen, wurde, mit mancherley Speiſen und Lebensmitteln, und einer Menge Specereyen und wohlriechendem Rauchwerke, ſo wie mit den vom Staate erhaltenen Belohnungen, den erbeuteten Siegeszeichen u. ſ. w., in die Flammen geworfen. Dann wurden die Opfer geſchlachtet, und ebenfalls auf dem Scheiterhaufen verbrannt. In den älteſten Zeiten brachte man bey den Leichenbegängniſſen auch Menſchenopfer, wozu man Sclaven oder Kriegsgefangene verwendete. Späterhin unterließ man zwar dieſe unmenſchlichen Opfer, ſtellte aber vor dem Scheiterhaufen Spiele der Gladiatoren an, bey welchen noch weit mehr Menſchen, als früher bey den Opfern, ums Leben kamen. — Die Ueberreſte der Leiche wurden in eine Urne geſammelt, und dann in das Grabgewölbe beygeſetzt. — Die Begräbnißfeyerlichkeit ſchloß mit dem Trauermahle, zu welchem die Leichengäſte gebeten wurden, und das bey verſtorbenen Großen oft zu einer Bewirthung des ganzen Volkes ausgedehnt wurde.

Die alten Römer hielten die Beerdigung der Leichname für eine heilige Religionspflicht. Denn hundert Jahre mußten die Seelen der Unbegrabenen ruhelos an den Ufern des Stix herum wandern. Aus Mitleid und Pflichtgefühl pflegten ſie

den in der Schlacht an ihrer Seite fallenden Freunden, wenn das Feld verloren zu gehen drohte, und der Körper nicht mehr weggebracht werden konnte, doch wenigſtens einen Finger abzuſchneiden. Dieſem Körpertheile des Verſtorbenen wurde dann ein eben ſo feyerliches Begräbniß gehalten, als dem Leichname ſelbſt zu Theil geworden wäre. Den ganz verlornen Leichen errichtete man leere Gräber. — Jeder todte Körper, auf welchen ein Römer zufällig ſtieß, wurde von ihm entweder förmlich eingegraben, oder wenigſtens mit etwas Erde und einigen Steinen bedeckt. — Die Grabmähler der Vornehmen waren meiſtens an den Heerſtraßen in Geſtalt von Palläſten, Thürmen oder Pyramiden, oft mit ungeheurem Aufwande, und mit einer Feſtigkeit, die der Zerſtörung von Jahrtauſenden trotzte, erbaut. In dieſe wurden die Leichen, oder wenn dieſelben verbrannt worden, die in Urnen geſammelte Aſche, beygeſetzt. Auch gewöhnliche Gräber wurden mit Gedächtnißſäulen und Monumenten geſchmückt, oft mit friſchen Blumen bekränzt, — den Seelen der Verſtorbenen noch lange Zeit nach dem Tode Opfer der Liebe gebracht. Marmorne oder eherne Tafeln nannten den Nahmen und die Würde des Verſtorbenen, oft auch den Namen desjenigen, der das Grabmahl oder den Grabſtein errichtet, und verkündigten die Thaten und Tugenden des dort Ruhenden.

Die Verwandten trugen eine beſtimmte Zeit hindurch die Trauer für ihren verlornen Angehörigen, indem ſie die Kleider, welche ſie zu dem Leichenbegängniſſe angezogen hatten, und die in eiſengrauen Togen beſtanden, beybehielten. Sie vermieden eben ſo lange alle Unterhaltungen, Schauſpiele, Bäder, Geſellſchaften und öffentlichen Orte. — Eine ſolche äußere Trauer wurde auch in den Zeiten, wo dem Staate eine dringende Gefahr drohte, oder bey dem Abſterben eines Kaiſers u. dgl. für das ganze Volk angeordnet. Dann wurden alle öffentlichen Geſchäfte verſchoben, und die Gerichtsſitzungen eingeſtellt. Die Staatsbeamten legten zugleich die ausgezeichnete Klei-

dung ihrer Würden ab, und trugen ſich wie die gemeinen Bürger. — Gegen ihre Kaiſer gingen die Römer in der Schmeicheley ſo weit, daß ſie einige derſelben ſchon bey Lebenszeiten, die meiſten aber doch erſt nach ihrem Tode, in die Zahl der Götter verſetzten, ihnen Altäre, Tempel und Prieſter weihten, und ſie förmlich anbetheten. —

Das Recht des Teſtamentes beſaß nur der römiſche Bürger. Einſt hatten ihm die Geſetze die Befugniß gelaſſen, ſeine nächſten Angehörigen nach Willkühr zu enterben. Spätere Geſetze beſchränkten den Mißbrauch dieſes Rechtes. — Ein unbeerbter Nachlaß fiel dem Staate zu. — Die Vormundſchaft über ſeine Kinder konnte der Vater in dem letzten Willen nach Gefallen Einem ſeiner Freunde übertragen. War dieß nicht geſchehen, ſo übernahm der nächſte Anverwandte dieſe Pflicht. Wenn kein ſolcher vorhanden war, beſtellten die Gerichte den Vormund. —

Neun Jahrhunderte, reich an Siegen und Eroberungen, liefern weltkündige Beweiſe, daß das römiſche Volk ein volles Maß kriegeriſchen Sinnes beſeſſen habe. Gleich im Entſtehen ſtrebte der kleine Staat, durch ſeine militäriſche Organiſation das ganze Volk zu Kriegern umzuſchaffen, und ſich dadurch die Kraft zur Selbſtvertheidigung ſowohl, als zur weit ausgedehnten Vergrößerung vorzubereiten. — Jeder römiſche Bürger war damals von ſeinem ſiebzehnten bis zum fünf und vierzigſten Altersjahre verbunden, in dem Heere zu dienen; ſo oft ihn das Vaterland zu den Waffen rief, ſein Haus und ſeine Familie zu verlaſſen, und gegen den Feind zu ziehen. Die Fußgänger mußten zwanzig, die Reiter zehn Feldzüge mitgemacht haben, um vom Kriegsdienſte frey zu werden. Ohne zehn Jahre unter den Waffen gedient zu haben, konnte kein Römer ein Staatsamt erhalten. — Der Stand der Krieger war der geehrteſte. Nicht nur Ausländer, Sclaven und Freygelaſſene, ſondern auch die Bürger der ärmſten Claſſe, waren anfangs von demſelben ausgeſchloſſen. Man

traute den Letztern weniger Tapferkeit und Vaterlandsliebe zu. Man hielt dafür, daß es der Reichen und der Grundbeſitzer natürliche Pflicht ſey, das Vaterland, und dadurch zugleich ihr eigenes Vermögen, zu vertheidigen. Man warb in der Folge die Armen und Freygelaſſenen wohl zu dem gering geachteten Seedienſt; aber zu den Land-Truppen nur in den dringendeſten Umſtänden. Doch in den Bürgerkriegen nahm man Waffenfähige ohne Unterſchied, und ſogar Sclaven, in das Heer auf. Späterhin wurde auch den Bürgern der Municipien das Recht zugeſtanden, in den Legionen zu dienen, und endlich auch den Bundesgenoſſen, nachdem man ihnen das römiſche Bürgerrecht verliehen. — Die Weichlichkeit und die Abneigung vor den Beſchwerlichkeiten der Feldzüge ſtiegen in der Folge ſo hoch, daß die Bürger ſich ganz der Verbindlichkeit des Kriegsdienſtes entzogen. Die großen ſtehenden Heere der Kaiſer wurden nun in den Provinzen aus der Hefe des Volkes geworben, und zuletzt beſtanden ſie größten Theils aus Barbaren und Ausländern. Auf dieſem Wege unterrichtete Rom ſelbſt ſeine Feinde in jener Kriegskunſt, welcher es ſeine Größe zu danken hatte, und bereitete ſich die größten Gefahren.

In frühern Zeiten geſchah die Werbung eines Heeres auf folgende Art. Die Conſuln ließen am erſten Tage ihrer Amtsverwaltung das Volk auf das Marsfeld, oder das Capitol entbiethen. Jeder dienſtfähige Bürger mußte, bey Verluſt der Freyheit und des Vermögens, erſcheinen. Die Tribus zogen dann vor den Conſuln, eine Centurie nach der andern, vorüber, und dieſe ſuchten ſich, mit Beyhülfe der Kriegs-Tribunen, ſo viele Leute aus, als ſie brauchten, um die Legionen vollzählig zu machen. Waren die Feldherren, welche das Commando erhielten, dem Volke als glückliche Sieger bekannt, ſo wurde die verlangte Zahl oft ſchon durch Freywillige voll. Aber manches Mahl mußte man die ausgewählten Bürger auch gewaltſam zum Dienſte zwingen. Der Widerſtand ging dann oft ſo weit, daß körperliche, Geld- und Gefängnißſtrafen nicht hin-

reichend wirkten; daß man die Widerſpänſtigen als Sclaven verkaufte, beſonders wenn ſie, wie es öfter geſchah, ſich ſelbſt durch Abſchneidung des Daumens oder andere Verſtümmelungen zum Kriegsdienſte untauglich gemacht hatten. — War Eile nöthig, ſo wurde dieſe regelmäßige Auswahl der Soldaten nicht beobachtet, ſondern man ließ die Bürger die Waffen ergreifen, und ſtellte die Nächſtbeſten in Legionen zuſammen.

Die rechtmäßigen Urſachen, welche vom Dienſte befreyten, waren die vollendete Dienſtzeit; das zurück gelegte funfzigſte Altersjahr; Bekleidung eines Staatsamtes oder der Prieſterwürde; körperliche Gebrechen; und endlich beſondere Begünſtigungen. Doch in dringenden Fällen, wenn der Krieg Italien ſelbſt bedrohte, wurde auf dieſe befreyenden Umſtände wenig oder gar keine Rückſicht genommen. — In ſpätern Zeiten konnte man ſich die Befreyung, oder einen Stellvertreter, erkaufen. Viele Soldaten, die ſchon ausgedient hatten, ließen ſich oft für beträchtliche Geſchenke zum zweyten Mahle anwerben, und traten für einen Andern ein. — Die Reiterey wurde in den erſten Jahrhunderten der Republik aus den Rittern genommen. Der Staat gab Jedem derſelben ein Pferd, und das Geld für deſſen Fütterung. Zuweilen dienten die Ritter auch auf ihren eigenen Pferden. In der Folge wählte man die Reiterey noch lange aus den reichſten und angeſehenſten Bürgern. Die kürzere Dienſtzeit von zehn Jahren, und der doppelte Sold, gab dieſer Waffengattung einen Vorzug. Marius war der Erſte, der aus allen Bürger-Claſſen ohne Unterſchied Reiter werben ließ. — Die Römer bedienten ſich in ſpäteren Zeiten oft, um ihre Armeen vollzählig zu machen, eines Mittels, welches dem engliſchen Matroſenpreſſen gleich kömmt. Sie ſchickten nähmlich Truppen im Lande umher, die überall die tauglichen Leute mit Gewalt aushuben. Man bemühte ſich beſonders, ausgediente Soldaten zur freywilligen Fortſetzung ihrer Dienſte zu bereden. Dieſe wurden dann mit mancher Auszeichnung behandelt, und von den beſchwerlichſten Dienſtesverrichtungen befreyt.

Die Angeworbenen ſchworen in die Hände der Tribunen den Eid der Treue den Fahnen, — des Gehorſams gegen den Feldherrn. Dann wurden ſie in die Muſterrollen eingetragen, und in die Legionen vertheilt. Unter den Kaiſern brannte man den Neugeworbenen ein Zeichen in die rechte Hand, um die Ausreiſſer zu erkennen. — Der Eid wurde einſt von den Soldaten heilig gehalten: der ihn brach, wurde als verflucht, und des Todes ſchuldig angeſehen. Ohne dieſen Eid abgelegt zu haben, wurde kein Soldat ins Gefecht gebracht. — Sobald ein anderer Feldherr das Commando übernahm, mußte auch ein neuer Eid abgelegt werden. Von Auguſt an, ſchworen die Soldaten alle Jahre dem regierenden Kaiſer an ſeinem Geburtstage Treue.

Den verbündeten Städten ſendete der Senat den Befehl zu, wie viele Truppen, zu welcher Zeit, und an welchen Ort, ſie zu ſtellen hatten. Der Bundesſtaat mußte ſeine Truppen ſelbſt ausrüſten und bezahlen. Nur Getreide erhielten dieſe aus den römiſchen Magazinen eben ſo wie die Legionen. — Die Hülfs-Truppen, welche fremde Könige und Staaten der Republik gaben, wurden meiſtens von dieſer unterhalten, gekleidet, und bezahlt. — Unter den Kaiſern fiel die größte Laſt des Kriegsdienſtes auf die Provinzen, und die Blüthe der beſiegten Nationen mußte ihren Tyrannen wieder andere Völker unterjochen helfen. —

Die Römer kannten Anfangs den Unterſchied zwiſchen ſchwerem und leichtem Fußvolke nicht. In der Folge aber bildeten ſie aus den ältern und wohlhabenderen Bürgern die ſchweren Soldaten, aus dem Reſte die leichten Truppen. Die Legion beſtand bey der Errichtung durch Romulus aus 3300 Mann, worunter 300 Reiter. Dieſe Stärke wurde in der Folge, mit den übrigen Theilen des Kriegsweſens, vielfach verändert. Die Legion war dann in zehn Cohorten, die Cohorte in drey Manipel, ein Manipel in zwey Centurien eingetheilt. Waren nun die Centurien zu 100 Mann vollzählig, ſo be-

ſtand die Legion aus 6000 Mann Fußvolk. Hierzu kamen noch die 300 Reiter, welche in zehn Turmen oder Escadrons, und jede ſolche Turme in drey Decurien oder Züge von zehn Mann, eingetheilt waren Unter Auguſt ſtieg die Reiterey einer Legion wohl bis auf 800 Mann.

Die Legionen führten anfangs ihre Nahmen nach den Ordnungszahlen, als die fünfte, zehnte; — bald darauf auch von ihren Stand = Quartieren, als die ſpaniſche, pannoniſche, — oder von den Errichtern derſelben, als die claudianiſche, die trajaniſche, — oder von gewiſſen Begebenheiten, als die donnernde, die fromme, die ſiegreiche.

Das Fußvolk der Legion wurde einſt in fünf Claſſen getheilt, die nach dem verſchiedenen Vermögen der Bürger, und nach der daraus folgenden Möglichkeit, ſich beſſer zu bewaffnen, ausgewählt wurden. Die erſten drey Linien waren ſchwer, die zwey letztern leicht bewaffnet. Späterhin (beyläufig 350 Jahre v. Ch. G.) vertheilte man die Soldaten der ſchweren Waffe nach ihrem verſchiedenen Alter in drey Linien, die ſich durch die Benennungen Häſtati, Principes und Triarii unterſchieden. Die Rüſtung dieſer Soldaten beſtand in einem Helm von Erz, oder von Leder mit Erz beſchlagen, mit roth und ſchwarzem Buſche von drey eine Elle langen Federn, — in einem Bruſtharniſch von Erz, oder von Leder mit Schuppen, Ringen oder Kettchen beſetzt, — einem Gürtel von Metall oder ſtarkem Leder, — ehernen Beinſchienen, — mit Eiſenblech beſchlagenen Sohlen, die mit Riemen an der Mitte des Fußes befeſtiget waren, — endlich in einem länglicht runden, 4 Fuß langen, 2 1/2 Fuß breiten, ausgebogenen Schilde von Bretern, mit Leder überzogen, am Rande mit Eiſen beſchlagen, und in der Mitte mit einem Knopfe verſehen, an welchem ſie die feindlichen Hiebe und Stiche auffingen. Dieſe Schilde waren mit den Nahmen der Legion und des Soldaten, dann mit der Nummer des Manipels bezeichnet. Auf dem Marſche

wurde der Schild an der linken Schulter hängend, im Gefechte aber an einer Handhabe am linken Arme getragen.

Die Haſtaten waren die jüngſten und kräftigſten Leute der Legion. Anfangs war die Haſta, eine 14 Fuß lange Lanze, ihre Hauptwaffe, die ihnen auch den Nahmen gab.

Die Principes waren ältere Männer. Sie ſtanden in der zweyten Linie. Ihre Hauptwaffe war das Schwert.

Die Triarii endlich waren die älteſten erprobten Soldaten. Sie bildeten die dritte Reihe, und waren einſt durchaus mit den 3 bis 4 Ellen langen Wurfſpießen bewaffnet. — Hier iſt zu bemerken nöthig, daß die einzelne Ausrüſtung dieſer drey Gattungen mehrmahlen unter ſich ſelbſt verwechſelt und verändert wurde, ſo daß bald die erſte, und bald wieder die dritte Linie die Lanze erhielt, u. dgl. — Nach Trajans Zeiten bekamen die Soldaten auch noch Dolche, die an der rechten Seite hingen. Auch trugen ſie damahls die langen zweyſchneidigen ſpaniſchen Degen an der linken Seite, an einem über die rechte Schulter laufenden Wehrgehänge. Vorher hing das kürzere Schwert immer an der rechten Seite. — Auch erhielt ein Theil der Fußgänger fünf kleine, mit Bley ausgegoſſene Wurfſpieße, um den Feind mit dieſem Gewehr in der Ferne treffen zu können.

Die Veliten waren die leichten Truppen, welche, vor der Schlachtlinie vertheilt, in einzelnen Haufen mit den Feinden kämpften, und ſich beym ernſtlichen Angriffe hinter die Linie zurück zogen. Dieſe Soldaten waren mit einem runden Schilde, einem kurzen leichten Wurfſpieß, einem ledernen Helm, und dem Schwerte bewaffnet. In der Folge wurden ſie verſchieden gerüſtet, und nach der Art ihrer Bewaffnung in Wurfſchützen, die mit ſieben leichten Wurfſpießen verſehen waren, — Bogenſchützen, die auf einhundert funfzig Schritte ihre Pfeile durch Harniſch und Schild ſchoßen, — und Schleuderer, die bald Steine, bald runde, an einer Seite zugeſpitzte Bleykugeln warfen, unterſchieden. — Die Tragularii

und Balliſtarii ſchleuderten ſchwere Steine und Wurfſpieße von den Kriegs-Maſchinen und Handballiſten, und verrichteten alſo die Dienſte unſerer Artillerie.

Der römiſche Helm bedeckte wohl den Nacken und die Schulter; aber er ließ das Geſicht bloß. — Die eiſernen Bruſtharniſche waren klein, und deckten nur die obere Bruſt bis zum Gürtel, — die ledernen Panzer aber auch den ganzen Unterleib. — Die meiſten Soldaten trugen nur am rechten Fuße einen Beinharniſch, weil dieſer im Kampfe vorgeſetzt wurde, und daher mehr Gefahr lief, verwundet zu werden. Aus der nähmlichen Urſache wurde auch der rechte Arm oft mit einer Schiene bedeckt, da der linke ſchon durch das Schild ganz geſchützt war. —

Die Reiterey der Legionen glich in der älteren Zeit in ihrer Verwendung unſern Dragonern. Wenn das Terrain die Bewegungen der Pferde nicht begünſtigte, ſtiegen die Reiter ab, und fochten zu Fuß. Ihr Dienſt zu Pferde beſtand darin, daß ſie den Feind beobachteten, entfernte Puncte ſchnell beſetzten, die Lebensmittel und Fourage für die Armee zuſammen hohlten, den Rückzug des Fußvolks deckten, den fliehenden Feind verfolgten, und die Flügel des Heeres ſicherten. Das Letztere war beſonders die Beſtimmung der Reiterey der Bundesgenoſſen.

Die römiſchen Reiter hatten keine Steigbügel, und ſtatt der Sättel nur feſtgeſchnallte Decken. Ihre Rüſtung beſtand in einem leichten Helm, einer Lanze in der rechten, einem Schild von dicker Rindshaut in der linken Hand. — Später wurden ſie ſchwer bewaffnet. Sie trugen dann eine Sturmhaube, einen Panzer, einen ovalen Schild, Beinharniſche, eine Lanze, die oben und unten mit Spitzen verſehen war, einen langen Degen, und einen Dolch. Die Pferde erhielten lederne Decken, und an der Stirne und Bruſt eiſerne Bleche zum Schutze. — Das Reiterpferd trug kein Gepäcke; ſondern dieſes wurde auf Mauleſeln mitgeführt. — In dem zweyten puniſchen Kriege

hatten dieſe ſchweren Legionsreiter oft gegen die leichten Reiter der Carthaginenſer das Kürzere gezogen. Da fühlten dann die Römer die Nothwendigkeit, eine ähnliche Truppe in ihrem Heere einzuführen. Sie warben nun berittene Bogenſchützen in Creta und Thracien, und leichte Lanzenträger in Numidien. Späterhin dienten germaniſche und galliſche Reiter-Corps in den Armeen. — Die Kaiſer zogen die römiſche ſchwere Reiterey größten Theils zu ihrer Leibwache. Die Reiterey des Heeres wurde dann ohne Unterſchied in den Provinzen, oder aus Ausländern und Bundesgenoſſen, zuſammen geworben. —

In den erſten Zeiten der Republik wurden jährlich zwey Armeen errichtet; jede für einen der beyden Conſuln beſtimmt. Eine ſolche Armee beſtand damahls aus zwey Legionen, und zählte 6000 Mann zu Fuß, 600 zu Pferd, und, mit eben ſo viel Bundes-Truppen, in Allem 14- bis 16000 Mann. Die Umſtände änderten die Zahl und Stärke der Legionen, ſo wie der Armeen, vielfältig. — Auguſt errichtete ein ſtehendes Heer. Es beſtand 1) als es am ſchwächſten war, aus 25 Legionen, deren jede 6100 Mann zu Fuß und 726 Reiter zählte; 2) aus der prätorianiſchen Leibwache, die 10,000 Mann zu Fuß und 600 Reiter ſtark war; 3) aus ſechs Cohorten der Beſatzung von Rom, zuſammen 6000 Mann; 4) aus ſieben Cohorten italieniſcher Garniſons-Truppen, beyläufig 20,000 Mann; 5) endlich aus den zahlreichen Truppen der Bundesgenoſſen, und einem Corps deutſcher Reiter. — Mit jeder Vergrößerung des Reiches änderte ſich auch die Stärke der Armee. Dieſe wuchs ungemein an Stärke, und faſt im gleichen Verhältniſſe die Unmöglichkeit, ſie vollzählig zu erhalten. Die Abneigung der wohlhabenden Bürger-Claſſen gegen den Kriegsſtand war aufs Höchſte geſtiegen. Die Ländereyen der Römer wurden größten Theils von Sclaven bearbeitet, die der Regel nach nicht in die Legionen aufgenommen wurden. Die letzten Hülfsquellen blieben immer die Bevölkerung der eroberten Provinzen, und

die Anwerbung der Barbaren. — Als unter Conſtantin das Reich getheilt wurde, ſtanden im Orient 70, im Abendlande 62 Legionen, welche damahls aber nur noch zu 1000 Mann ſtark angenommen wurden. Mit dieſen Legionen, und verſchiedenen anderen Truppen-Corps, betrug die öſtliche Armee an Fußvolk 103,600 Mann, an Reiterey 14,800 Mann, zuſammen 118,400 Mann; die weſtliche Armee an Fußvolk 68,500 Mann, an Reiterey 8400 Mann, zuſammen 76,900 Mann; die ganze Kriegsmacht 195,300 Mann, ohne die Leibwachen und einige Garniſons-Truppen. —

Die Legion der ältern Zeiten hatte ſechs Kriegs-Tribunen, von welchen immer nur zwey wirklich das Commando führten, und in demſelben nach zwey Monathen von zwey andern Tribunen abgelöſt wurden. Auch dieſe beyden eben das Commando führenden Tribunen wechſelten in demſelben einen Tag um den andern. Im Gefechte aber befehligte jeder Tribun zehn Centurien, oder beyläufig 1000 Mann. Nur Einer aus ihnen leitete jedes Mahl, außer dem, daß er ſeine Abtheilung commandirte, auch die Bewegungen der ganzen Legion. — Der Tribun ſah auf die Kriegszucht. Er ſaß dem Kriegsgerichte vor, ſorgte für den Proviant, für die Spitäler, für den Wachdienſt, für die Befeſtigung der Läger. Von ihm erhielt der Soldat Strafen, Belohnungen, und den Urlaub. Ein kurzes Seitengewehr oder Dolch, und ein goldener Ring waren die äußeren Zeichen ſeiner Würde. Die Tribunen wurden anfangs von den Königen, dann von den Conſuln ernannt. In ſpätern Zeiten wählte das Volk den größten Theil, die übrigen aber der Feldherr. In der Folge blieb dieſes Recht ganz den Heerführern, und endlich den Imperatoren überlaſſen. —

Die Centurionen ſollten von den Tribunen aus den verdienſtvollſten Soldaten ausgewählt werden. Aber dieſe Stellen wurden auch oft aus Gunſt, oder für Geſchenke erlangt. Die äußeren Unterſcheidungszeichen dieſer Officiere waren ein mit Silber durchwirkter Helmbuſch, und ein Stock von Weinre-

ben. Ihr Dienſt war, als Hauptleute die Centurien oder Compagnien zu befehligen. Jeder Centurio wählte aus ſeiner Centurie noch zwey Lieutenante, zwey Fähnriche, und ſechs Unter-Officiere. —

Die bey der Legion zugetheilte Reiterey ſtand ebenfalls unter dem Befehle des dieſelbe commandirenden Tribuns. Jede Decurie hatte ihren eigenen Decurio, oder Commandanten über zehn Mann. Der älteſte von den drey Decurionen einer Turme commandirte dieſelbe. Er wählte ſich noch einen Lieutenant und einen Standartenführer. — Die Truppen der Bundesgenoſſen wurden von römiſchen Officieren commandirt, oder wenigſtens geleitet, die Präfecten des Flügels hießen, weil dieſe Truppen in der Schlachtordnung gewöhnlich ihren Platz auf den Flügeln erhielten. Aus einem Theile der Bundesgenoſſen wurden die Reſerve und die Leibwache des Feldherrn ausgeſucht. —

Der die Armee commandirende Conſul ernannte mehrere Legaten oder Stellvertreter, die er nach Gutdünken mit beſonderen Unternehmungen beauftragte. — Der Quäſtor oder Kriegszahlmeiſter der Armee ſtand, obwohl er mit dem Commando eigentlich nichts zu thun hatte, im erſten Range nach dem Feldherrn. —

Jede militäriſche Würde dauerte nur ſo lange, als die Armee im Felde ſtand. Sie gab dem Officier kein Recht, in der Folge bey neu zu errichtenden Armeen wieder mit gleichem Range aufgenommen zu werden. Da entweder der neue Feldherr ſeine Officiere wählte, oder das Volk dieſelben ernannte, ſo konnte es ſich fügen, daß wer im erſten Feldzuge Tribun geweſen, im zweyten nur eine Hauptmannsſtelle bekleidete. Bey der Errichtung der ſtehenden Heere wurden auch die Würden bleibend mit den Perſonen verbunden. — Auguſt ernannte zum Chef der Leibwachen den Präfect des Prätoriums, mit welcher Charge in der Folge das Ober-Commando der Armee verbunden wurde. Er ernannte die Tribunen manches Mahl

nur auf eine Zeit von ſechs Monathen. Er beförderte oft Söhne der Senatoren, die kaum mannbar geworden, zu dieſer Würde. In ſpätern Zeiten erhielten die Legionen noch Tribuni Auguſtales und Vicarii (Oberſt-Lieutenante). Neue Würden entſtanden damahls, z. B. die Präfecti Legionis (General-Majore); der Lager-Präfect, der die Zelte, die Lazarethe, den Proviant unter ſeiner Aufſicht hatte, u. a. m. —

Das Kriegskleid des Feldherrn war ein Mantel von Purpur, mit Gold geſtickt. Einen ähnlichen trugen auch die Legaten und die übrigen hohen Officiere. Der Soldat trug über ſeine gewöhnliche Kleider einen offenen Rock, der mit einem Haft zuſammen gehalten wurde, — das Sagum; im Gefechte oft nur die Tunica, oder eine Weſte; — bey kalter rauher Witterung einen dicken Regenmantel mit einer Kaputze. —

Das Feldzeichen war in der früheſten Zeit ein Bündel Heu, auf einer Stange befeſtigt, welches einem Haufen Soldaten als Fahne vorgetragen wurde. Der Bündel hieß Manipulus, welche Benennung auf die Abtheilung ſelbſt überging. In der Folge beſtand die Fahne eines Manipels in einem Spieße, an deſſen Spitze eine ausgeſtreckte Hand, und unter derſelben kleine runde oder eyförmige Schilde mit Bildniſſen der Götter, ſpäterhin der Kaiſer, befeſtiget waren. Einige auf derſelben angebrachte Buchſtaben bezeichneten immer, welcher Truppe ſie angehörte. Sie wurde in den Zeiten des Luxus von Silber verfertigt. — Die Turmen der Reiterey hatten alsdann Standarten von Seide, in welche die Nahmen der Kaiſer mit goldenen Buchſtaben eingewirkt wurden. — Eine ganze Legion zuſammen führte den goldenen oder ſilbernen Adler, der mit ausgebreiteten Flügeln auf der Spitze einer Stange ſtand. — In früheren Zeiten ſollen die Figuren verſchiedener anderer Thiere, — auch in der Folge noch ein Mahl, unter Trajans Regierung, Drachen und andere ſchreckliche Geſtalten, als Legionszeichen ge-

dient haben. — Die Fahnen und Adler wurden von den Soldaten göttlich verehrt. Verbrecher flüchteten zu denſelben als zu einer Freyſtätte. Wer ſie freventlich verletzte, wurde auf das härteſte, — der ſie, nachdem ſie ihm zur Bewahrung anvertraut worden, aus eigener Schuld verlor, zuweilen mit dem Tode beſtraft. — In Friedenszeiten wurden die Adler den Quäſtoren zur Aufbewahrung in dem Staatsſchatze übergeben. —

Die Feldmuſik der Römer beſtand in verſchiedenen Gattungen von geraden und gebogenen Trompeten und Poſaunen, und in krummen Hörnern, aus Meſſing verfertigt; dann in kleinen, mit Silber eingefaßten Ochſenhörnern. Die Reiterey hatte beſonders kurze, ſcharf tönende Trompeten. Man gab mit dieſen Inſtrumenten die Zeichen zum Marſche, zu den Tag- und Nachtwachen, zum Angriff, zum Rückzuge, u. ſ. w. —

Von der Gründung der Stadt an bis zum Jahre 407 vor Chr. G. erhielten die römiſchen Krieger vom Staate keine Entſchädigung. Sie mußten auf eigene Koſten ſich bewaffnen, kleiden, und erhalten. Damahls dienten aber nur die wohlhabenden Bürger. Die Kriege währten nur die Sommermonathe; ſie wurden in der Nähe von Rom geführt, und die Soldaten kamen meiſtens durch Beute bereichert nach Hauſe. Von der zehnjährigen Belagerung Veji's an erhielt der Fußſoldat eine tägliche Löhnung von 2 3/4 As, ungefähr fünf Kreuzer, — der Centurio das Doppelte, und ein Reiter das Dreyfache. — Julius Cäſar und Auguſt erhöhten den Sold auf tägliche 10 As (18 3/4 Kreuzer). Damahls ſollen die Tribunen des Fußvolks und die Präfecten der Reiterey den vierfachen Sold eines Gemeinen ihrer Waffengattung genoſſen haben. Doch iſt dieſes nur eine ſchwankende Vermuthung, da jede beſtimmtere Angabe mangelt. — Kaiſer Domitian legte noch jedem Manne jährlich drey Aureos oder Goldſtücke zu, worauf der ganze Jahres-Sold zwölf Aureos (bey 60 Gulden) ausmachte. Die prätorianiſchen Leibwachen erhielten durch-

aus den doppelten Sold der entſprechenden Waffengattung und Charge. Doch auch unter den übrigen Truppen gab es verdiente Soldaten und Officiere, die doppelten Sold zogen. — Ein Theil der Löhnung wurde dem Soldaten zurück gehalten. Er erhielt dafür ſeine Kleider, Waffen, und gewiſſe Getreide-Rationen, welche, ſo wie die Löhnung, dem Centurio doppelt, dem Reiter dreyfach zugemeſſen worden ſeyn ſollen. Dieſer Letztere erhielt außerdem die Gerſte zur Fütterung ſeines Pferdes. In der ſpäteren Zeit wurden den Soldaten auch noch Salz, Gemüſe, geräuchertes Fleiſch und andere Lebensmittel vom Staate gereicht. Die Truppen der Bundesgenoſſen bekamen nur die Getreide-Rationen aus den römiſchen Magazinen; der Sold und die Kleidung hingegen mußte von ihren eigenen Regierungen beſtritten werden. — Der Soldat war während ſeiner Dienſtzeit von allen Abgaben frey. Er beſaß, auch wenn er kein römiſcher Bürger war, das Recht des Eigenthums, und des Teſtamentes. Außer den häufigen Belohnungen im Gelde und durch äußere ehrende Zeichen, wurde auch der dritte Theil der gemachten Beute an die Truppen vertheilt, nachdem ein Drittel in den Staatsſchatz gelegt, ein anderes Drittel dem Feldherrn überlaſſen worden war. —

Die römiſchen Soldaten waren ihre eigenen Köche. Sie aßen zwey Mahl des Tages, zu Mittag und Abends. Die Letztere wurde für die Hauptmahlzeit gehalten. Ihr Getränk beſtand gewöhnlich in Waſſer, mit Weineſſig vermiſcht, oder in dem ſo genannten Nachwein. In ſpäteren Zeiten wurde oft ſo viel Wein in die Lager geſchleppt, daß die Feldherrn ſtrenge Verordnungen gegen die Schwelgerey der Truppen ergehen laſſen mußten. Lebendiges Schlachtvieh, beſonders Schweine, wurde der Armee in hinreichender Menge nachgeführt, und in den Lagern feil gebothen. — Die älteſten Römer kannten das Brot nicht; damahls bereiteten ſich die Soldaten eine Art Brey aus ihrem Getreide. Aber in der Folge wurden Zwieback, und gewiſſe in Pfannen gebackene Brote oder Kuchen, bey den Armeen gebräuchlich. —

Nach vollendeter Dienſtzeit wurden die Soldaten mit Abſchied entlaſſen. Schwere Verwundungen oder Kränklichkeit gaben auch vor dieſer Zeit ein Recht auf denſelben. Auch erhielten ihn manche Soldaten durch die Gunſt hoher Officiere vor zurück gelegter Dienſtzeit, und ohne rechtfertigende Gründe. Endlich gab es auch einen ſchimpflichen Abſchied, wenn der Soldat eines Verbrechens wegen von ſeinem Corps weggejagt wurde. — Kaiſer Auguſt bildete aus den Kriegern, welche ſechszehn Feldzüge gemacht, und alſo noch vier Jahre zu dienen hatten, das Corps der Veteranen. Dieſes war von allen Wache-, Lager- und ſonſtigen ſchweren Dienſten frey, und wurde gewöhnlich nur in Hauptſchlachten, und in den entſcheidendſten Augenblicken verwendet. — Dem nach vollendeter Dienſtzeit verabſchiedeten Soldaten war eine gewiſſe Belohnung im Gelde oder an Feldern verſprochen; aber oft geſchah es, daß er keine von beyden wirklich erhielt. —

Die Kriegszucht war Anfangs bey der römiſchen Armee äußerſt ſtreng. Auch in Feindes Land war jede Ausſchweifung aufs ſchärfſte verbothen. Trunkenheit im Dienſte, Inſubordination, Entweichung vom Poſten oder von den Fahnen, und vorſetzlicher Mord, wurden unnachſichtlich mit dem Tode beſtraft. — Die militäriſchen Strafen für kleinere Dienſtvergehungen waren Abzug des Soldes; Ablegung der Spieße bey den Gemeinen, des Degens bey den Officieren; Abgebung des Pferdes bey den Reitern; das Tragen einer Laſt Pfähle, Waſen, u. dgl. auf dem Marſche zum Schimpfe; Hinwegweiſung von der Mahlzeit; Ausſtoßung aus dem Zelte der Cammeradſchaft, in welchem Falle dann der Strafſchuldige außer dem Umfange des Lagers campiren mußte; öffentliche Ausſtellung am Prätorium, wobey der Sträfling barfuß, und mit einem weiten Kittel angethan erſchien; Strafarbeiten; Gerſte-Rationen ſtatt des Weitzens; das Aderlaſſen, als eine milde Beſtrafung träger und ihre Pflichten vernachläſſigender Soldaten, deren Fehler man gleichſam als eine

Folge krankhaften Blutes erklärte. — Darauf folgten als empfindlichere Strafen die Ueberſetzung von einer höhern Truppen-Gattung in eine geringere; Herabſetzung in der Charge; ſchimpfliche Entlaſſung; Verluſt des Nahmens für ein ganzes Corps, welches ſich übel betragen hatte. — Die körperlichen Strafen waren Stockſchläge, ohne Urtheil, bey plötzlich entſtandenen Unordnungen; gerichtlich zuerkannte Streiche mit Ruthen oder Weinreben; — Geißelung und Sclaverey; — Stockſchläge bis auf den Tod wegen Cammeradſchafts-Diebſtahl, Mord, falſchem Zeugniß, Verlaſſung des Poſtens oder der Fahne, Meineid, Aufruhr, feiger Entweichung; — Steinigung; Enthauptung wegen Verrath; Niederſtoßung durch die Schwerter der Cammeraden; Zerreiſſung durch wilde Thiere; — bey gefangenen Spionen und Ueberläufern meiſtens die Kreuzigung. — Stockſchläge theilte der Centurio mit ſeiner Weinrebe aus. Schläge bis zum Tode erhielt der Verbrecher von den Händen ſeiner Cammeraden mit Stöcken, Steinen, u. dgl., nachdem ihm der Tribun ſelbſt den erſten Streich gegeben hatte. Die Lictoren geißelten und enthaupteten, — der Nachrichter kreuzigte. — Der Tribun hielt das Kriegsrecht über den Schuldigen. Sprach das Urtheil eine ſchwere Strafe aus, ſo mußte dasſelbe vor dem Vollzuge vom Feldherrn beſtätigt werden. — Hatte eine ganze Truppe ſich durch Aufruhr oder Feigheit vergangen, ſo wurden entweder nur die Schuldigſten geſtraft, oder der zehnte, zwanzigſte, hundertſte Mann litt die Todesſtrafe, und das Corps wurde ſchimpflich aufgelöſt. —

Wenn die Armee auf den angewieſenen Platz gerückt war, ſchlug ſie ihr Lager auf. Die Art von deſſen Anlegung und Befeſtigung hing von ſeiner Beſtimmung ab, ob es nähmlich nur ein Marſchlager für eine Nacht, oder für mehrere Tage, — in der Nähe oder Ferne vom Feinde, — ob ein ſtehendes Sommer- oder ein Winterlager war. Ein Winterlager wurde durch den unermüdeten Fleiß der Soldaten gar bald in eine kleine,

mit allen Bequemlichkeiten verſehene, Stadt verwandelt. — Die Lagerausſtecker maßen den Platz, theilten ihn in die vorgeſchriebenen Gaſſen, und bezeichneten den Standort jeder Truppe mit Fähnchen von verſchiedenen Farben, ſo wie die Stellen für die Zelte des Feldherrn, und der übrigen hohen Officiere. — Ein Theil der Truppen blieb, wenn die Umſtände dieſes erforderten, unter den Waffen, in Bereitſchaft gegen einen feindlichen Angriff; andere arbeiteten ſogleich an den Befeſtigungen. — Die Lager bildeten in früheren Zeiten immer regelmäßige Vierecke. Späterhin richteten ſie ſich mehr nach der Beſchaffenheit des Bodens. Der um dasſelbe gezogene Graben war gewöhnlich neun Fuß breit, und ſieben Fuß tief. Die ausgeworfene Erde bildete den Wall von drey bis vier Fuß Höhe, welcher durch zugeſpitzte Palliſaden verſtärkt wurde. — Ein regelmäßiges Lager hatte vier Thore, und war in den obern und untern Theil getheilt. Im dem erſteren kleineren befanden ſich die Zelte des Feldherrn (das Prätorium), der Legaten, des Kriegszahlmeiſters (das Quäſtorium), der Tribunen, der Präfecten von den verbündeten Truppen, der Leibwache des Feldherrn, und der Reſerve. — Zwiſchen dem obern und untern Lager war ein breiter freyer Platz gelaſſen. Auf dieſem war das Tribunal des Feldherrn. Dort wurden der Kriegsrath gehalten, die Auſpicien vorgenommen, und die Verbrecher öffentlich abgeſtraft. Dort waren die Altäre der Götter, die Bildniſſe der Kaiſer, die Heeresfahnen und Adler aufgeſtellt. — Im untern Lager, welches durch eine breite, vom Prätorio herablaufende Straße ſenkrecht durchſchnitten wurde, ſtanden in der Mitte längs dieſer Straße die Reiterey, und zu beyden Seiten die Haſtati, Principes und Triarii der Legionen; — dann weiter auswärts die Reiterey und das Fußvolk der Bundesgenoſſen. Von den Zelten bis an den das Lager umgebenden Wall war ringsum ein freyer Platz von zweyhundert Fuß Breite gelaſſen. In dieſem ſowohl, als auswärts des Lagers, in angemeſſenen Abſtänden, lagerten die

Veliten. Auch die Bagage, Train-Knechte, Marketänder, u. dgl. campirten, wenigſtens wenn keine Feindesgefahr vorhanden war, außer dem Lager. — In den Zeiten der ſpätern Kaiſer erhielt das Innere des Lagers eine andere Einrichtung. Der größte Theil des Fußvolkes der Legionen lagerte zunächſt an den vier Seiten des Walles. Der innere Raum wurde in drey Theile getheilt. In der Mitte befand ſich das Prätorium oder Haupt-Quartier des Feldherrn mit den auserleſenſten Truppen. Eine breite Straße trennte das Haupt-Quartier von dem Vordertreffen, in welchem die Legaten und Tribunen mit dem Reſte des Fußvolks der Legionen, mit dem größten Theil der römiſchen Reiterey, den ausländiſchen leichten Reitern, dem pannoniſchen Fußvolke, und den zur Schanzarbeit beſtimmten Soldaten lägerten, und die Lazarethe, ſo wie die Werkſtätten der Armee-Arbeiter, ſich befanden. Eine andere breite Straße ſchied das Prätorium von dem Hintertreffen. Dort waren das Quäſtorium, die fremden Geſandten, und die Geißeln; dort lagerten auch jene römiſchen Cohorten, welche Reiterey bey ſich hatten, und die Hülfs-Truppen der verbündeten Staaten. —

Die Zelte waren aus Leder oder Fellen verfertigt, und wurden mit Stricken geſpannt. Zehn Soldaten, mit ihrem Unter-Officier (Decanus), bewohnten ein ſolches Zelt. Sie waren in regelmäßigen Reihen aufgeſchlagen, und das ganze Lager immer durch breite Gaſſen der Länge und der Quere nach durchſchnitten. — War das Lager geſchlagen, ſo wurde aus jeder Truppe die nöthige Anzahl Leute commandirt, welche die Verſchanzungen und andere Feldarbeiten verrichten, Waſſer, Holz, Fourage herbeyſchaffen mußten, u. dgl. Alle Thore, die Seiten des Walles, die Zelte der vornehmſten Officiere, die Kriegs-Caſſe, die Magazine und Vorräthe, u. ſ. f. wurden ſogleich durch ſtarke Wachen geſichert. Die Ablöſung der Poſten geſchah des Mittags. Hierbey kamen alle im wirklichen Dienſte ſtehenden Officiere zuſammen. Die Loſung oder Pa-

role wurde auf kleine hölzerne Täfelchen geſchrieben, und den auf die Wache ziehenden Truppen, ſo wie die Tagsbefehle des Feldherrn allen Corps, ſchriftlich bekannt gemacht. — Die Veliten verſahen die Poſten außer dem Lager. Die übrigen Truppen theilten die inneren Ehren-, Sicherheits- und Lagerwachen. — Nach einer Waſſer- oder Sanduhr wurden die Wacheſtunden beſtimmt, und mit Hörnern das Zeichen des Ablöſens durch das ganze Lager kund gemacht. — Am Abende verſammelten ſich die höheren Officiere bey dem Feldherrn, machten ihm Rapport über die Vorfälle des Tages, und wenn ſie dann entlaſſen wurden, blieſen alle Trompeter des Heeres. — Des Nachts viſitirten, außer den gewöhnlichen Patrouillen, noch eigens dazu commandirte Inſpections-Officiere mehrere Mahle alle Wachen und Poſten im Umkreiſe und im Innern des Lagers. Auch der Feldherr ſelbſt und die Tribunen thaten dieſes oft, wenn nahe Feindesgefahr eine beſondere Vorſicht forderte. —

Blieb eine römiſche Armee mehrere Tage in einem Lager ſtehen, ſo wurde die Zeit gleich benützt, um die Truppen durch Leibesübungen abzuhärten. Dieſe beſtanden in der Uebung des gleichen Marſchſchrittes auf Strecken von zehn bis zwanzig römiſchen Meilen (zwey bis vier deutſchen); im Geſchwindſchritte, und im Laufen mit voller Rüſtung; im Springen über Gräben; im Schwimmen; im Voltigiren auf hölzernen Pferden; im Pfeilſchießen; in dem Werfen von Steinen und Wurfſpießen nach dem Ziele; im Schleppen und Tragen ſchwerer Laſten; in Schanzarbeiten; endlich in militäriſchen Bewegungen und Manövers. — Die Recruten erhielten zur Uebung ſchwere hölzerne Schilde und Schwerter, und übten die Hiebe gegen aufgeſtellte Pfähle, nach Anweiſung der Veteranen. Die Reiter übten ſich ſowohl im Gebrauche ihrer Waffen, als auch auf die Pferde zu ſpringen, ſie zu lenken und zu wenden. — Im Frieden verwendete man die Legionen

zu großen Staatsarbeiten, als zum Bau von Städten, Feſtungswerken, Canälen, Straßen, Brücken, u. dgl. —

Auf ein durch Aufſteckung einer purpurrothen Fahne am Prätorium und durch Trompetenſchall gegebenes Zeichen zum Aufbruch aus dem Lager, wurden die Zelte abgebrochen. Auf ein zweytes Zeichen packte man die Laſtthiere, mit welchen die Zelte, Handmühlen, und der größte Theil der leichteren Bagage fortgebracht wurden. Ein drittes Zeichen ſetzte die Armee in Bewegung. Man marſchirte nach Umſtänden vom rechten oder linken Flügel ab, doch ſo, daß immer ein Theil der Bundesgenoſſen die Spitze der Colonne machte, auf welche die römiſchen Legionen, dann der übrige Theil der Bundesgenoſſen folgten. Eine ſtrenge Ordnung und Mannszucht wurde auf dieſen Märſchen beobachtet. Eine Abtheilung römiſcher Reiterey ſchloß die Colonne, um alle Nachzügler und Ausreiſſer aufzufangen. Ein Vortrab und zahlreiche Seiten-Patrouillen durchforſchten die Gegend. — Der Marſch gegen den Feind, oder wenn man in der Nähe des Feindes Gefahr lief, mit demſelben zuſammen zu treffen, erforderte zum Theil eine andere Ordnung. Da gingen nähmlich alle leichten Truppen voraus; dann folgten die Wegmacher, Lagerausſtecker, Schanzarbeiter, — der Feldherr mit ſeiner Leibwache und dem Gefolge, — die ſchwer bewaffneten Truppen; endlich der Troß und das Gepäcke. — Die Armee bildete meiſtens nur eine einzige Colonne. In dieſer folgten ſich die einzelnen Legionen als ſelbſtſtändige geſchloſſene Abtheilungen. Das ſchwere Fußvolk bewegte ſich in drey neben einander fortlaufenden Reihen oder Treffen, deren nächſte gegen den Feind die Haſtati, die zweyte die Principes, die dritte die Triarii bildeten. Wenn die Armee ſich aufſchwenkte, both ſie alſo dem Feinde eine Fronte von drey Treffen. — Die vielen Siege, welche römiſche Feldherrn über an Zahl weit überlegene Feindesheere erfochten, wurden oft durch die kluge ſtrategiſche Anordnung der Bewegungen vorbereitet. Durch dieſe gewannen

ſie dem Feinde Märſche ab, überraſchten ihn, kamen ihm zu-vor, umgingen das feindliche Heer, ſchnitten es von ſeiner Rückzugslinie und ſeinen Hülfsquellen ab, u. ſ. w. —

Das Gepäcke war entweder in der Colonne bey den Truppen eingetheilt, oder es zog allein unter beſonderer Bedeckung. — Zuweilen marſchirte die Armee in einem großen Viereck, und hatte ihre Bagage in der Mitte. — Die ſchwere Armee-Bagage beſtand aus den Brückenſchiffen, Kriegs- und Belagerungs-Maſchinen, aus einer Menge Handwerks- und Schanzzeug-Wagen zur Feldarbeit, aus den Vorräthen an Waffen, Proviant, Kleidern, u. dgl. Dieſe Gegenſtände wurden meiſtens auf Wagen geführt. Selbſt die Pontons waren mit Rädern verſehen, und dienten mit ihrer Höhlung als Bagage-Wagen. —

Dem Troſſe einer römiſchen Armee folgten eine Menge Handwerker in Holz und Eiſen, als: Schmiede, Wagner, Zimmerleute, u. dgl.; dann die Feldärzte, deren zehn bey einer Legion waren, die Lagerausſtecker, die Proviant-Commiſſäre, Quartier-Meiſter, Exercier-Meiſter, die Auguren und Haruſpices, die Wärter der heiligen Hühner, die Spione und Kundſchafter, die Marketänder; endlich die Reit- und Packnechte der Officiere, und die Train-Knechte der Armee. —

Die römiſchen Soldaten trugen auf ihrem Marſche unglaubliche Laſten, die, außer den Waffen, am Gewichte bis ſechszig römiſche oder fünf und vierzig unſerer Pfunde ausmachten. Dieſe Bagage jedes Soldaten beſtand in mehreren dünnen Palliſaden zur Verſchanzung des Lagers; in verſchiedenem Handwerkszeuge, als: Sägen, Hacken, Senſen oder Sicheln zum Fouragiren; in Keſſeln, Töpfen, Körben, einem Zeltpfahl, u. dgl.; dann in den Lebensmitteln, manches Mahl auf funfzehn Tage, welche in einem ledernen Sack verwahrt waren. So beladen marſchirte der römiſche Fußſoldat in einem Tage zwanzig, und in dringenden Umſtänden bis fünf und zwanzig römiſche, oder vier bis fünf deutſche Mei-

len. — Wenn es zum Gefechte ging, legte der Fußſoldat ſein Gepäcke ab. Die Reiter und ihre Pferde waren, wie ſchon erwähnt, unbepackt; ſie hatten eigene Packpferde oder Eſel, und Reitknechte. —

Die Schlachtordnung der Römer erlitt in den ſiebenhundert Jahren der Republik manche bedeutende Abänderung. Vielleicht bildeten ſie unter den Königen, in dem Zuſtande roher Wildheit, einen ordnungsloſen Haufen, der meiſtens von ſelbſt eine geſpitzte keilförmige Geſtalt durch das Vorprellen der verwegenſten Soldaten annahm? Vielleicht mag eine Gattung Phalanx ohne alle Zwiſchenräume ihre älteſte Aufſtellungsart geweſen ſeyn? — Unter den letzteren Königen ſtand wahrſcheinlich das Fußvolk in einem einzigen geſchloſſenen tiefen Treffen. Die Reiterey wurde bald auf den Flügeln, bald vor der Fronte, oder hinter der Linie, — das leichte Fußvolk bald vor, bald hinter dem ſchweren geſtellt. — 350 Jahre vor Chr. G. wurde das Fußvolk in die drey Treffen der Haſtati, Principes und Triarii, — jedes derſelben in Manipeln von zehn Mann Breite und ſechs Mann Tiefe, — die Manipeln ſchachbretförmig, mit gleich großen Zwiſchenräumen, aufgeſtellt. Die Glieder unter ſich, ſo wie die einzelnen Soldaten von ihren Nebenmännern, waren ſechs Schritte entfernt, damit die Waffen bequem gebraucht werden konnten. In jedem der drey Treffen einer Legion ſtanden zehn Manipeln. — Im Centrum der Schlachtlinie fanden ſich die römiſchen Legionen; zunächſt an denſelben das Fußvolk der Bundesgenoſſen. Die Reiterey ſtand, wenn das Terrain es erlaubte, auf den Flügeln, oft nur auf dem rechten allein, manches Mahl auch hinter dem Treffen als Reſerve. Sie ſtellte ſich in Turmen von ſechs Mann Breite und fünf Mann Tiefe auf, und hatte eben ſo große Zwiſchenräume als die Abtheilungen ſelbſt waren. — Die leichten Truppen ſtanden theils an der Spitze des Heeres, theils hinter demſelben, theils in den Zwiſchenräumen, theils auf den Flügeln. — In der Folge wurde dieſe

ſo genannte Quincuncial-Stellung verbeſſert. Die Manipeln wurden verdoppelt, oder zwölf Mann breit und zehn Mann tief gemacht. Dieſe Schlachtordnung wurde die glänzendſte Epoche der Republik über beybehalten. Sie gab dem Heere eine Feſtigkeit, welche die Beweglichkeit der Truppen und die Leichtigkeit der Treffenablöſung nicht ausſchloß, jedoch alle Unordnungen verhinderte. Sie both vorzüglich gegen den geſchloſſenen Phalanx Vortheil, und dieſer wurde oft durch ſie gebrochen. Aber die Celten und Gallier, welche mit ordnungsloſer Wuth in ungeregelten Haufen angriffen, und auf vielen Puncten in die Zwiſchenräume eindrangen, machten dieſe Stellungsart gefährlich. — Der Aufſtellung in Manipeln folgte jene in Cohorten. Zwey Manipeln wurden immer in eine Cohorte zuſammen geſtoßen, und dieſe letzteren blieben in der Schlachtordnung durch Zwiſchenräume getrennt. — Mit den Bürgerkriegen, da die Ritter nicht mehr dienten, und die Legionen aus der Hefe des Volkes recrutirt wurden, verſchwand aller Unterſchied unter den drey Gattungen des ſchweren Fußvolkes; die leichten Truppen aber, ſo wie die ganze Reiterey, beſtand nun meiſtens aus Ausländern. So wie die Bundesgenoſſen das Bürgerrecht erhielten, hörten auch deren frühere Dienſtverhältniſſe auf. — Cäſar und Auguſt veränderten die Stärke und Aufſtellung der Legionen vielfach, ohne jedoch dadurch bedeutende Reſultate zu erzielen. — Trajan hob die Zwiſchenräume der Mannſchaft, der Glieder und der Treffen auf, und der Raum, den der Mann in der Linie einnehmen durfte, wurde auf drey Schuh beſchränkt. Die Legion ſtand nun in einem einzigen Treffen von acht Gliedern: die erſten vier von ſchweren, mit Wurfſpießen bewaffneten Soldaten; die drey folgenden von den jüngern leichten Lanzenträgern; das achte Glied von Schleuderern und Bogenſchützen. Hinter dem Treffen ſtanden die Wurfſchützen und die geharniſchten Reſerve-Truppen. — Die letzten Kaiſer glaubten den Untergang des Reiches aufzuhalten, indem ſie die alte mace-

doniſche Phalanx wieder hervor ſuchten. Aber der verweichlichte Soldat entbehrte damahls ſchon lange den Muth und die Standhaftigkeit, welche den Ruf der alten Phalangen begründet hatten. — Jede dieſer Aufſtellungsarten unterlag nach den Umſtänden großen Abänderungen. Wollte man eine ausgedehnte Fronte bilden, ſo mußten oft alle Truppen, ohne auf ihren Rang zu ſehen, in eine Linie geſtellt werden. Dabey nahm man dann auf die wichtigſten Puncte der Stellung vorzüglich Rückſicht, und beſetzte dieſelben mit den beſten und vertrauteſten Soldaten. Zuweilen wurde ein großer Theil der römiſchen Legionen als Reſerve aufgeſtellt, indeß die Bundesgenoſſen, mit einigen römiſchen Truppen vermiſcht, die Schlachtlinie bildeten. —

Wenn der Feldherr beſchloſſen hatte, zum Angriff gegen den Feind zu marſchiren, und nachdem dieſes Vorhaben von den Augures durch Beobachtung des Fluges der Vögel und andere Auſpizien als günſtig anerkannt worden, gab man das ſchon erwähnte Zeichen zum Aufbruch. Der Feldherr hielt manches Mahl an die verſammelten Soldaten eine Rede, wodurch er ſie zur Tapferkeit ermunterte, und die gewöhnlich von den Soldaten mit freudigem Zuruf, und durch das Zuſammenſchlagen ihrer Spieße und Schilde beantwortet wurde. Dann rückte die Armee in Schlachtordnung vor. War man dem Feinde nahe genug gekommen, ſo gab der Feldherr das Zeichen zum Angriff. Jetzt ſtießen alle Spielleute in ihre Trompeten, und mit einem gräßlichen Geſchrey, welches den Feind in Furcht ſetzen, und die eigenen Soldaten anfeuern ſollte, geſchah der Angriff.

Die Veliten ſtießen zuerſt in zerſtreuten Haufen mit dem Feinde zuſammen, räumten aber gewöhnlich bald das Feld, und zogen ſich in die Zwiſchenräume der Manipeln, oder auf die Flügel des erſten Treffens zurück. Von dort aus erſpähten ſie die Gelegenheit, den Feind zu umgehen, und ihn im Rücken zu beunruhigen. — Nach ihnen machten die Haſtaten,

und wenn dieſe nichts ausrichteten, die Principes ihren Angriff. — Die Triarii hatten unterdeſſen im dritten Treffen in einer gebückten Stellung, mit dem rechten Knie auf der Erde, und hinter den vor das linke Knie geſtellten Schilden gedeckt, geharret, bis die Reihe des Kampfes auch an ſie kommen würde. Waren beyde erſten Treffen geſchlagen, ſo zogen ſie ſich durch die Zwiſchenräume hinter die Triarier zurück. Dieſe erhoben ſich dann, füllten die Zwiſchenräume ihrer Linie aus, oder bildeten nun mit den Principes und Haſtaten nur eine Linie, und begannen den Angriff zuerſt mit den Spießen, und dann, wenn der Kampf hartnäckig wurde, mit den Schwertern. —

Aus der Stellung in gerader Linie wußten die Römer verſchiedene Bewegungen zu machen, welche jedes Mahl nach den ſich eben darbiethenden Vortheilen geändert werden konnten. So ließen ſie zuweilen mehrere Corps vor die Linie hinaus, oder im Gegentheile hinter dieſelbe zurück gehen; ſie ſchoben die Flügel der Linie vor, oder ließen einen derſelben, oder beyde, ſich rückwärts biegen, ſo, daß das Centrum vorſtand. Eine keilförmige Stellung, Saukopf genannt, wurde gebildet, um die feindliche Linie zu durchbrechen. — Die Armee ſtellte ſich in einem eingehenden Winkel, wenn ſie den Feind zwiſchen die Schenkel desſelben locken wollte, um ihn aufzureiben. Die letztere Stellung hieß die Zange. — Wenn eine römiſche Truppe von einem feindlichen Corps rings umſchloſſen worden, ſo machte ſie nach allen Seiten Fronte. — Auch hatten die Römer eine ſägeförmige Stellung, welche entſtand, wenn aus der ganzen Linie immer Truppen-Abtheilungen an mehreren Puncten vorgeſchickt, und wieder zurück gezogen wurden, ohne daß die Linie ſelbſt ihre Hauptſtellung verändert hätte. Dieſes Manöver ſcheint bey vortheilhaften Defenſiv-Stellungen angewendet worden zu ſeyn. — Auf den Rückzügen, vom Feinde verfolgt, bildeten die Römer auch volle Vierecke oder Maſſen. — Die Schildkröte war auch ein volles Viereck, meiſtens

angewendet beym Angriff von feſten Plätzen, wobey die Soldaten der inneren Maſſe ihre Schilde über den Köpfen horizontal empor hielten, und ſich damit gegen die feindlichen Pfeile und Steine ein ſchützendes Dach bildeten.

War der Feind geſchlagen, ſo begrüßte die ganze Armee ihren Feldherrn unter lautem Freudengeſchrey mit dem Titel Imperator. Der ſchriftliche Siegesbericht an den Senat oder an den Kaiſer wurde mit Lorberzweigen umwunden. Die Armee empfing bey einer feyerlichen Ausrückung die verdienten militäriſchen Belohnungen aus der Hand des Feldherrn. — Die Bürgerkrone von Eichenlaub wurde dem, der einen Römer in der Schlacht das Leben oder die Freyheit gerettet. — Die goldene Wall- oder Lagerkrone wurde dem verliehen, der zuerſt die feindliche Verſchanzung überſtiegen, oder in des Feindes Lager der Erſte eingedrungen war. — Die Mauerkrone erhielt, wer zuerſt beym Sturme die Mauer der feindlichen Stadt erklettert, — die Schiffskrone Jener, der beym Entern der Erſte ins feindliche Schiff gedrungen. Der Römer, welcher ein vom Feinde umrungenes Corps, oder eine belagerte Stadt gerettet, erhielt eine Krone von dem Gras, welches in dem Orte gewachſen, in dem die Truppen eingeſchloſſen geweſen. Beſonders tapfere Handlungen wurden mit goldenen Kronen, mit einem hornförmigen Helmſchmucke, mit Ehrenſpießen, purpurnen oder weißen Fähnchens an die Lanze, mit goldenen Halsketten, goldenen und ſilbernen Armbändern und Kleiderſpangen, u. dgl. belohnt. Sogar die Pferde der tapferſten Reiter erhielten manches Mahl Stirnbänder von Gold oder Purpur. — Mancher ausgezeichnete Soldat wurde durch die Entlaſſung vom Dienſte, oder durch Vermehrung ſeines Soldes belohnt; oder er durfte einen Stock von Weinreben als Ehrenzeichen tragen; oder man befreyete ihn von den beſchwerlichſten Dienſten. Oft wurden der ganzen ſiegenden Armee ein doppelter Sold, neue Kleider, doppelte Getreide-Portionen u. dgl. als Geſchenk verabfolgt.

Hatte die Armee ihren Feldherrn als Imperator ausgerufen, ſo beſtätigte der Senat meiſtens dieſen Titel, welchen der General dann bis zum Tage ſeines Triumphes führen durfte. Auch ordnete der Senat manches Mahl, um den Göttern für den Sieg zu danken, zehn bis vierzig Feſttage an, die mit gottesdienſtlichen Ceremonien, Opfern, öffentlichen Spielen u. dgl. gefeyert wurden.

Der Feldherr, welcher eine Hauptſchlacht gewonnen, dem Feinde einen Verluſt von wenigſtens 5000 Mann zugefügt, und in Folge des Sieges das Gebieth des Reiches vergrößert hatte, konnte den Triumph mit Recht anſprechen. In Bürgerkriegen ſollte der Regel nach kein Triumph Statt finden. Der Schauplatz des Krieges mußte auch ſo vollkommen beruhigt ſeyn, daß der Feldherr ſeine Armee mit nach Rom bringen konnte. Der Senat und das Volk hatten das Recht, den Triumph zu bewilligen, oder abzuſchlagen. — Alle dieſe Vorſchriften wurden ſehr oft übertreten, oder doch nicht ſtreng beobachtet. Es wurden Triumphe in Bürgerkriegen, gegen den Willen des Senats und Volkes, ja manche ſogar ohne Krieg und Sieg, gehalten.

Der den Triumph fordernde Feldherr lagerte mit ſeinem Heere vor den Thoren der Stadt, die er, ſo lange er Oberbefehlshaber eines Heeres war, den Geſetzen nach nicht betreten durfte. Der Senat bewilligte die Unkoſten des Triumphes aus dem Staatsſchatze, und übertrug dem Triumphator für dieſen feyerlichen Tag den Oberbefehl der Stadt. — Der feſtliche Zug ſetzte ſich vom Marsfelde aus in Bewegung, ging durch das Triumphthor in die Stadt, und durch die vornehmſten Straßen und Plätze nach dem Capitol. An der Spitze marſchirten zahlreiche Banden von Muſikern, Tänzern und Sängern, welche Triumphlieder ſangen. Dann folgten die zum Opfer beſtimmten Rinder, mit vergoldeten Hörnern, und mit Bändern und Kränzen prächtig geſchmückt. Die dem Feinde abgenommene Beute, ſo wie die wegen des Sieges von den

verbündeten oder zinsbaren Städten gegebenen Geſchenke, wurden zur Schau getragen, oder auf Wagen geführt. Auf große Tafeln gemahlt, trug man die Nahmen der beſiegten Völker, und die Abbildungen der eroberten Städte. Dann folgten die vornehmſten Gefangenen: Könige, Heerführer, Prieſter und Officiere, in Ketten, ſammt ihren Familien; die Lictoren; endlich der Triumphator ſelbſt in einer purpurnen goldgeſtickten Toga, und mit Palmen durchwirkten Tunica. In der rechten Hand hielt er einen Lorberzweig, in der linken einen elfenbeinernen Scepter, auf deſſen Spitze ſich ein Adler befand. Auf dem Haupte trug er einen Lorberkranz. Er ſtand in einem hohen, runden, mit Elfenbein und Gold ganz überzogenen Wagen, an welchen vier weiße Pferde geſpannt waren. Seine Verwandten und Bekannten umgaben denſelben in feſtlicher Kleidung. Oft ſaßen einige ſeiner Kinder bey ihm in dem Wagen. Leute mit Rauchfäßern gingen zunächſt an dem Wagen. Hinten auf ſtand ein Sclave, der eine koſtbare Krone über dem Haupte des Triumphators frey in der Luft hielt. Seine Legaten, Kriegs-Tribunen und andere vornehme Officiere ritten zu beyden Seiten. Die Conſuln und die Senatoren folgten zu Fuße dem Wagen. Den Zug beſchloſſen alle von der ſiegreichen Armee zu Rom anweſenden Truppen in Schlachtordnung, mit Lorbern bekränzt, mit den erhaltenen Ehrenzeichen geſchmückt, und das Lob ihres glorreichen Feldherrn, ſo wie ihr eigenes, in ſtolzen Triumphgeſängen preiſend. Gewöhnlich ſtimmten die Bürger freudig in den Geſang der Krieger. Die Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit Blumen beſtreut, und vor allen Häuſern dampfte Weihrauch auf den Hausaltären.

In dem Capitol brachte der Held des Tages dem Jupiter Dankopfer, zuweilen von hundert Rindern, die von weißer Farbe ſeyn mußten. Er weihte dem höchſten Gotte ſeine goldene Krone, gab dann ſeinen vornehmſten Officieren, den erſten Staatsbeamten, und ſeinen Freunden ein großes Gaſtmahl

in den Hallen des capitoliniſchen Tempels, und wurde des Abends von dem Volke mit Fackeln, Muſik und Freudenzuruf nach Hauſe begleitet. — Die erbeuteten edlen Metalle hatten die Beſtimmung, in den öffentlichen Schatz niedergelegt zu werden. Aber auch die triumphirende Armee erhielt davon einen Antheil, der unter Officiere und Soldaten verhältnißmäßig vertheilt wurde. — Manches ſolches Feſt dauerte mehrere Tage, und ſchloß mit öffentlichen Schauſpielen, Thierkämpfen, u. dgl. — Den Admiralen der Flotten wurde wegen großen zur See erfochtenen Siegen ein Seetriumph bewilligt. —

Eine geringere Gattung des Triumphes war die Ovation. Der Feldherr zog dann zu Fuß oder zu Pferde ein; er trug keine geſtickte Toga, war ſtatt der Lorbern mit Myrthen gekrönt, und opferte dem Jupiter ſtatt der Ochſen nur Schafe. —

Einen befeſtigten Ort durch einen Ueberfall, durch Erſteigung mit Leitern, oder mit gewaltſamen Sturm wegzunehmen, zogen die Römer dem langſamen Gange einer Belagerung vor. Doch wenn ſie einmahl auf die letztere unausweichlich beſchränkt worden, ſo bewieſen ſie die ausdauerndſte Beharrlichkeit. — Der Platz wurde zuerſt berannt. Mit den Wurf-Maſchinen ſuchte man, die Vertheidiger von den Mauern zu vertreiben. Dann ſchritt man zum Sturme. Eine Colonne Fußvolks bildete mit den über ihren Häuptern zuſammen gehaltenen Schilden die ſo genannte Schildkröte, und indem ſie dadurch den feindlichen Geſchoſſen wirkſam zu widerſtehen vermochte, nahte ſie ſich kühn dem einen Thore. Dieſes wurde mit dem Widder eingeſtoßen, und dann erſtürmt. — Ein anderes Mahl grub man Minen unter die Grundfeſten der Mauern, und verſuchte es, auf dieſe Art deren Einſturz zu bewirken.

Waren alle dieſe Bemühungen vergeblich, ſo mußte man ſich wohl zur förmlichen Belagerung bequemen. Mit einer fortlaufenden Contravallations-Linie wurde dann die Stadt umſchloſſen. Dieſe diente zugleich dazu, die Truppen

gegen die Ausfälle der Belagerten zu ſchützen. Die Armee deckte ſich durch eine zweyte, dem Felde zugekehrte Circumvallations-Linie gegen die Angriffe einer Entſatz-Armee, die von Außen her ankommen konnte. Alle dieſe Linien beſtanden aus einem Graben, und dem Walle, der zuweilen ſogar mit Mauerwerk bekleidet, und mit Bollwerken und Thürmen verſtärkt wurde. — Auf dem Felde vor den Linien waren Palliſaden, Schleppverhaue, Wolfsgruben, Fußangeln, Pfählchen, u. dgl. angebracht, um dem Feinde das Andringen möglichſt zu erſchweren. Auch wurden die Gräben, wo es thunlich war, mit Waſſer gefüllt.

War nun das Lager eingerichtet und befeſtigt, ſo begannen erſt die eigentlichen Angriffsarbeiten. Die Belagerer brachen aus der Contravallations-Linie mit ungeheuren Erddämmen, welche durch Palliſaden und Flechtwerk unterſtützt wurden, hervor, und nahten ſich damit allmählich der Stadt. Das Ende des Dammes, welches den Mauern am nächſten kam, mußte wenigſtens ſo hoch als die Feſtungswerke ſeyn. Julius Cäſar ließ bey der Belagerung des galliſchen Avaricum (Bourges) einen Damm errichten, der nächſt der feindlichen Stadtmauer nicht weniger als achtzig Fuß hoch, und dreyhundert und dreyßig Fuß breit, und doch in fünf und zwanzig Tagen vollendet war. — Auf dem Damme wurden hölzerne Thürme von mehreren Stockwerken, die zuweilen eine Höhe von 60 bis 120 Ellen erreichten, erbauet, von welchen man das Innere des Platzes überſehen, und durch Wurf-Maſchinen beſchießen konnte. Von dieſen Maſchinen waren die Catapulten ungeheure, mit Stricken oder Thierſehnen beſpannte Bogen. Sie ſchoßen ſchwere, zu Pfeilen geformte Balken; auch glühende Pfeile und Feuerlanzen, die mit Werg umwunden, und mit Harz und Pech beſtrichen waren. Auf den Onagern und Balliſten waren Wurflöffel angebracht, welche, durch ſtarke Darmſehnen in Schwung geſetzt, Felſenſtücke und große Steinmaſſen ſchleuderten. Dieſe großen

Wurf=Maſchinen wurden auf mit Maulthieren beſpannten Wagen geführt. Man vertrieb damit die Vertheidiger von den Mauern, ſuchte dieſe ſelbſt zu erſchüttern, und bediente ſich ihrer auch, Feuer in die Stadt zu werfen. Scorpione waren kleinere Armbrüſte, welche ein Mann regieren konnte, und damit Pfeile, die zuweilen vergiftet waren, auf die Beſatzung der Mauern ſchoß. — Man hatte auch Thürme auf Rädern, die ſammt ihrer Beſatzung gegen die Stadtmauern geſchoben wurden. In dem untern Theile ſolcher Thürme waren die Widder, oder ſchwebende Balken mit eiſernen, einem Widderkopfe ähnlich geformten Spitzen, angebracht. Dieſe hingen in Ketten. Sie wurden oft von mehr als hundert Soldaten in Bewegung geſetzt, und ununterbrochen gegen die Mauern geſchleudert. Dadurch wurden dieſe entweder eingeſtoſſen, oder man verſuchte, wenn anſtatt des Widderkopfes ein ſtarker Haken, oder eine Sichel an der Spitze des Balkens befeſtigt war, die Mauern niederzureiſſen. Aus den oberen Stockwerken der Thürme wurden auch wohl Zugbrücken auf die Mauern niedergelaſſen, über welche die Beſatzung des Thurmes auf den Wall zu dringen ſuchte. Gegen die Verſuche der Belagerten, dieſe Thürme in Brand zu ſtecken, wurden ſie mit rohen Häuten, oder mit einem unentzündbaren Gewebe von Ziegenhaaren, bedeckt. — Die Belagerer ſuchten auch wohl, einen Widder bis an die Mauer zu ſchieben, der bloß durch ein Schutzdach von ſtarken Balken, ebenfalls Schildkröte genannt, gegen die Wurf=Maſchinen der Belagerten gedeckt war. — Auch hatten die Römer mehrere Gattungen tragbarer bedeckter Gänge oder Schutzdächer von Flechtwerk, die ſie gleich Sappkörben aufſtellen, und hinter ihnen ihre Erdarbeiten verrichten konnten. Solche von Weiden geflochtene Bruſtwehren wurden manches Mahl auf Rollen fortgeſchoben, und die Bogenſchützen nahten ſich den Mauern, hinter denſelben gedeckt.

Zuweilen ſuchten die Belagerer, um den Sturm zu erleichtern, die Stadtgräben mit Erde auszufüllen, oder unter den

Mauern einen Minengang bis in das Innere des Platzes zu führen, um dort hinaus zu brechen. Gewöhnliche Minen, welche die Mauern umwerfen ſollten, wurden während der Arbeit mit trockenem Holze unterſtützt, dieſes dann mit Brennſtoffen umgeben, und endlich in Brand geſteckt, wodurch die Erde ſammt den darüber ſtehenden Mauern zuſammen ſtürzte. — Auch ſuchte man, den Belagerten das Waſſer abzuſchneiden. — Wenn alle dieſe Angriffsmittel fruchtlos erſchöpft waren, ſo blieb noch die Blokade übrig, um die Belagerten durch Hunger zur Uebergabe zu nöthigen.

Die Belagerten bemühten ſich, die Minenarbeiten der Angreifenden durch Gegenminen aufzufinden, und deren Fortgang zu verhindern, bey welcher Gelegenheit oft unter der Erde blutige Gefechte vorfielen. Auch gingen ſie mit ihren unterirdiſchen Arbeiten weiter heraus in das Feld, und untergruben die Angriffsdämme und Thürme, ja ſelbſt die Befeſtigungen des feindlichen Lagers. Sie machten häufige Ausfälle. Sie warfen die Sturmleitern mit Haken um, und ſtießen die Emporklimmenden über die Mauern hinab. Sie ſuchten mit Schlingen und Haken die Belagerungswerkzeuge in die Stadt zu ziehen, die Thürme durch Feuerpfeile, Fackeln und andere brennende Stoffe anzuzünden, oder ſie durch geſchleuderte Steinmaſſen zu zertrümmern. Das ganze Feld vor den Mauern wurde von ihren Wurfgeſchützen mit Pfeilen, Steinen und Balken beſtrichen, und dieſe vorzüglich gegen die Angriffs-Colonnen gerichtet. Drohten die Widder der Angreifenden eine Mauer zu durchlöchern, ſo wurde hinter derſelben baldigſt ein neuer Wall und Graben aufgeführt. —

Die Schifffahrt entbehrte in der älteſten Zeit alle jene Hülfsmittel, welche die Erweiterung der aſtronomiſchen Beobachtungen und Berechnungen, und die Fortſchritte aller Künſte, Wiſſenſchaften und Handwerke dem Seeweſen ſpäterer Zeiten darbothen, und es dadurch auf einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit gebracht haben. — Die indianiſchen Stäm-

me, welche im vorigen Jahrhunderte auf den Südſee-Inſeln entdeckt wurden, ſtehen mit ihrem Seeweſen beyläufig auf jener Stufe, auf welcher die Anwohner der See vor dreytauſend Jahren dem treuloſen Elemente zu trotzen begannen. Gewiß bedienten ſich auch die älteſten Illyrier, Etrusker, Griechen, Trojaner, Phönicier u. ſ. f. zuerſt ausgehohlter Baumſtämme, dann aus Bäumen und Bretern zuſammen gefügter Flöße, ſpäter aus Schilf oder Weiden geflochtener, und mit Häuten überzogener Canots, u. ſ. w. zu ihren erſten Küſtenfahrten.

Aus dem dunkelſten Hintergrunde der alten Welthiſtorie zeigen uns einige leuchtende Spuren die Phönicier und Egyptier mehrere hundert Jahre vor dem Zuge der Argonauten als kühne, unternehmende Seefahrer, und wagende Handelsleute. Aber lange begnügte man ſich mit der einfachen Art, die Schiffe durch Ruder fort zu bewegen. Viel ſpäter erſt wurden Maſten und Segel erfunden. Die Letztern wurden in den früheſten Zeiten von Häuten gemacht. Die Phönicier ſollen die Erſten geweſen ſeyn, welche auch bey Nachts ſegelten, und ſich auf ihren Fahrten nach dem Laufe der Geſtirne richteten. —

Rom beſtand ſchon geraume Zeit, und die Römer wagten immer nur noch, die Tiber in von leichten Bretern zuſammen geſchlagenen Kähnen zu befahren. Unter ihrem vierten Könige, Ancus Martius, wurde der Hafen zu Oſtia am Ausfluſſe der Tiber gebaut, und dadurch der Grund zum römiſchen Seehandel gelegt. Zu Ende des ſechſten Jahrhunderts v. Chr. G. befuhren die römiſchen Schiffe ſchon die Küſten von Sicilien, Sardinien und Africa. In den Jahren 509, 348, 306 und 281 ſchloßen ſie mit Carthago Handelsverträge. — Im vierten Jahrhunderte v. Ch. G. handelten die Römer im ganzen mittelländiſchen Meere. Im Jahre 338 lieferten ſie das erſte bedeutende Seegefecht der antiatiſchen Flotte, ſchlugen, und eroberten dieſelbe. — Im Jahre 281 kreuzten römiſche Schiffe

an der Küſte von Tarent. — Von dieſer Zeit an ſcheint das Seeweſen bey den Römern wieder in Verfall gerathen zu ſeyn; denn in dem Kriege mit Pyrrhus (280 — 274 Jahre v. Ch. G.) waren die Carthaginenſer mit Rom verbündet, und lieferten ihnen Transports- und Kriegsſchiffe. — Im erſten puniſchen Kriege konnten die Römer kaum die Transportsſchiffe zu ihrer Ueberfahrt nach Sicilien aufbringen. Aber in eben dieſem Kriege bauten ſie, nach dem Muſter eines ihnen in die Hände gefallenen carthaginenſiſchen Schiffes, in ſechzig Tagen eine Flotte von einhundert zwanzig Schiffen, lehrten den zu Matroſen geworbenen Bauern auf trockenem Lande das Rudern, und ſchlugen die Carthaginenſer durch die überraſchende Entſchloſſenheit, womit ſie deren Schiffe enterten, durch Sturmbrücken Bord mit Bord verbanden, und dann wie auf feſtem Lande fochten (260 J. v. Ch. G.). — Der Bau, die innere Einrichtung, und die Leitung der römiſchen Schiffe blieb doch noch lange hernach ſehr fehlerhaft. Ganze Flotten gingen dieſer Mängel wegen in Stürmen zu Grunde. In der Folge nahmen die Römer die Bauart der rhodiſchen leichten Schiffe an (249 J. v. Ch. G.), und noch ſpäter ahmten ſie den Bau der liburniſchen nach. Erſt nachdem ſie Illyrien, Sicilien, Griechenland, Carthago und den ſyriſchen Antiochus beſiegt, und dann während der bürgerlichen Kriege von Sylla bis Auguſt, ſtieg der Flor ihrer Seemacht. Pompejus der Große, und ſein Sohn Sextus, der Letzte als Rebell in Sicilien, trugen dazu vorzüglich bey. Seit Auguſt hielten die Römer beſtändig vier ausgerüſtete Kriegsflotten in der See oder in den Kriegshäfen, außer dem noch mehr als zwanzig kleine Flotillen, größten Theils zur Deckung der Küſten, oder auf den Hauptflüſſen des Reiches.

Die römiſchen Kriegsſchiffe wurden, gleich den jetzigen Galeeren, vorzüglich durch Ruder bewegt. Der Rang der Schiffe unterſchied ſich durch die Anzahl der in denſelben angebrachten Reihen von Ruderbänken. Die gewöhnlichſten

Schiffe größerer Gattung waren die mit fünf ſolchen Reihen. Jede Reihe hatte 40, das ganze Schiff alſo 200 Ruder. — Bey den Transportſchiffen wurden meiſtens Segel angewendet. — Die größeren Schiffe waren gewöhnlich mit Verdecken verſehen. — Die Römer hatten für jeden Gebrauch eigene Gattungen von Schiffen: Fiſcherboote, Spähſchiffe, Packetboote, Laſtſchiffe, Handels-, Transport-, Proviant-Schiffe, Schiffsboote, Jachten, u. ſ. w. — Jedes größere Schiff hatte ſeinen eigenen unveränderlichen Nahmen, und ſeinen Schutzgott, dem es geweiht wurde, wenn es vom Stapel lief. — Die Schiffe wurden, beſonders am Hintertheile, mit Abbildungen von Göttern, Helden, Thieren, u. dgl. bemahlt, und mit Bändern und Fähnchen geſchmückt. Das Admiral-Schiff unterſchied ſich durch die rothe Flagge, und bey Nacht durch drey angezündete Lichter. — Die Segel wurden aus Aberglauben immer von der Glück bringenden weißen Farbe gemacht. —

An den Vordertheilen der Kriegsſchiffe waren ſcharfe eiſerne Schnäbel, oder Balken mit eiſernen Spitzen, angebracht, um feindliche Schiffe beym Zuſammenſtoß zu zerlöchern. — Sie ſelbſt wurden gegen derley Beſchädigungen durch eine doppelte Wand von ſtarken Bretern verwahrt. — Auf den Verdecken wurden oft Feuer-Maſchinen, oder Thürme mit Wurfgeſchützen aufgerichtet, von welchen man die feindlichen Schiffe mit Steinen, Feuerkränzen, u. dgl. beſchoß. Auch waren dort Enterhaken, um ſich an den feindlichen Bord anzuklammern, und Laufbrücken, ſich einen Uebergang in das feindliche Schiff zu bahnen, vorbereitet. Zum Schutze der Vertheidiger waren die Kriegsſchiffe entweder ganz, oder wenigſtens an den Vorder- und Hintertheilen, gedeckt. —

Zu Ruderknechten raffte man oft in der Eile alles Geſindel, auch Freygelaſſene und Sclaven, zuſammen. Zur Vertheidigung der Schiffe wurden Anfangs die gewöhnlichen Legionen verwendet. Späterhin hob man eigene Truppen aus

der unterſten Volks-Claſſe für den Seedienſt aus. Ein Schiff von fünf Reihen Ruderbänken hatte zur Beſatzung 400 Matroſen, mehrere Bootsmänner, Taucher, einen Rudermeiſter, einen Steuermann, einen Schiffs-Capitän, und dann einen Tribun oder Centurio mit der erforderlichen Anzahl Soldaten. — Admirale waren Anfangs die Conſuln oder Prätoren, dann die kaiſerlichen Legaten. — Die Bundesgenoſſen mußten entweder die römiſche Flotte mit völlig ſchlagfertigen Schiffen verſtärken, oder Bau-Materialien, Ruderknechte, Tauwerk, Proviant, u. dgl. liefern.

Die römiſchen Flotten hielten ſich meiſt nahe an den Geſtaden. Auf offener See waren die Geſtirne ihre Leiter. Bey Stürmen ſuchte jeder Schiffer auf gut Glück das nächſte Ufer zu erreichen. Des Nachts wurde an des Admiral-Schiffes Hintertheil eine gewaltige Pechpfanne brennend erhalten. Die übrigen Schiffe ſteckten Laternen an den Maſten auf, um jedes Zuſammenſtoßen zu vermeiden. Im Winter ſtand die Seefahrt immer ſtill, und die Schiffe wurden aufs Land ins Trockene gezogen. —

Die Kriegsflotten ſegelten in einer gewiſſen Schlachtordnung, die Spähſchiffe voraus, die Transportſchiffe zuletzt, die eigentlichen Kriegsſchiffe in zwey Linien in der Mitte. Der feindlichen Flotte gegenüber wurde die Gefechtslinie formirt, meiſtens halbmondförmig, oder in Keilsgeſtalt, in einer oder zwey Reihen, mit der Reſerve hinter ſich. Die Kriegsſchiffe ſuchten vor dem Schlagen, oft erſt in den letzten Augenblicken, ihr überflüſſiges Gepäcke auf die Transportſchiffe zu bringen. Der Admiral achtete auf Ebbe und Fluth, da die Treffen damahls gewöhnlich nahe an den Küſten vorfielen. Auch ſuchte er, ſich weit genug vom Lande zu entfernen, um den zu den Bewegungen erforderlichen Raum zu gewinnen. Er erforſchte nun durch Augurien den Willen des Schickſals. Er opferte den Seegöttern, und beorderte dann die Schiffe zur Schlacht. — Auf das Angriffszeichen, welches

durch Einziehung der Segel, Niederlaſſung der Maſten, oder Aufſteckung rother Flaggen oder eines vergoldeten Schildes, auf dem Admiral-Schiffe gegeben, und dann mit Trompeten und Hörnern auf allen Schiffen verbreitet wurde, ſegelten dieſe auf die feindliche Linie los, ſuchten deren Schiffe mit den ehernen Schnäbeln zu zerſtoßen, ihre Steuerruder zu zerbrechen, ſie zu verſenken, ſie durch Feuerſchiffe, oder durch in dieſelben geworfenes Brandzeug, anzuzünden, oder endlich ſie zu entern, das iſt, ſich mit der Seite des eigenen Schiffes an die Seite eines feindlichen, mittelſt eiſernen Klammern oder Enterhaken, zu hängen, und dann im Handgemenge dieſes Schiff zu erobern. —.

Die tapfern Kämpfer zur See lohnte, außer den Ehrenzeichen, welche die See-Truppen mit der Land-Armee gemein hatten, noch beſonders eine goldene Schiffskrone, oder eine blaue Fahne, — den ſiegenden Admiral ein See-Triumph. Die Schiffe der ſiegreichen Flotte wurden mit Lorbern geſchmückt, und liefen unter dem Schalle kriegeriſcher Muſik in ihre beſtimmten Häfen ein. —

Handwerke, Künſte und Wiſſenſchaften haben in ſehr verſchiedenen Verhältniſſen zum römiſchen Staate geſtanden. Das jugendliche Rom hatte den Krieg als Mittel ſeines Gedeihens erkannt. Politik und Verfaſſung, Erziehung und Volksleben, wurden daher kriegeriſch. Lange erhielt ſich der Wahn, alle Kenntniſſe und Beſchäftigungen, außer der Kriegskunſt und dem Ackerbaue, ſeyen dem Staatswohl entgegen geſetzt, für den Bürger beſchimpfend, und nur für Sclaven geeignet. — Die älteſten Römer waren alſo nur Soldaten und Landleute, und hatten wenige oder gar keine eingeborenen Handwerker. Der Patricier beſchäftigte ſich faſt eben ſo oft und eben ſo gerne als der Plebejer mit den ländlichen Arbeiten. Etruskiſche Handwerker verſahen die geringen Bedürfniſſe der erſten Einwohner Roms. — Doch ſchon unter den letzten Königen hoben ſich dort Gewerbe und Kunſtfleiß.

Zünfte wurden errichtet. Der Handel fing an, das zunehmende Völkchen zu bereichern. Allmählich ſchliffen ſich die rauhen Sitten ab. Der Wohlſtand und die Cultur lebten auf, bildeten den Geſchmack, unterſtützten die Gewerbe, und, indem ſie neue Bedürfniſſe kennen lehrten, die Künſte, den Luxus. Nun begann ein großer Theil der unteren Volks-Claſſen, ſich mit mannigfaltiger Handarbeit für die Reichen zu ernähren. — Der Bund mit den Lateinern und der Vertrag mit Carthago hatten den vortheilhafteſten Einfluß auf die Producten-Erzeugung. Als ſpäter Roms Eroberungen ſich über Etrurien, Groß-Griechenland und Sicilien ausbreiteten, und der Geſchmack ſich zu den höhern Erzeugniſſen des griechiſchen Kunſtfleißes hinneigte, kamen fremde Handwerker in großer Zahl nach Rom, und wurden von den Reichen mit Beſtellungen überhäuft, da dieſe gar bald nichts mehr für ſchön und gut hielten, was nicht aus dem Auslande kam, oder wenigſtens von Fremden verfertigt worden war. Dadurch wurde nun der römiſche Handwerksmann in ſeinem Verdienſte gewaltſam zurückgeſetzt. — Mit dem Reichthume des Adels wuchs auch ſeine Verſchwendung. Eine neue Art von Luxus begann: die Sucht, mit einer großen Anzahl von Sclaven zu glänzen. Dieſen vertrauten die Reichen nicht nur die Beſtellung ihrer Aecker an, ſondern ſie ließen auch durch ſie alle häuslichen Erforderniſſe verfertigen. So verlor dann der Bürger immer mehr an ſeinem Broterwerb. Es blieb dieſer Claſſe nur noch das wenig einträgliche Geſchäft des Kleinhandels, die unbedeutenden untern Beamtenſtellen, und das zwar ehrenvolle, aber ſo gefährliche als beſchwerliche, und mit geringem Gewinn für die Familien verbundene, Kriegshandwerk übrig. Aus dieſem armen und gering geſchätzten Theile der Nation recrutirten die Welteroberer ihre Heere. Der Adel und Ritterſtand, indem ſie ſich der Beſchwerden und Gefahren der Feldzüge überhoben, begnügten ſich beſcheiden, die Früchte der Siege zu genießen, und überließen der gemeinen Claſſe die Ehre, ſie mit ihrem Blute zu erfechten. —

Der Bürgerſtand fing nun an, ſehr gerne nach den Colonien auszuwandern, wo ihn reichliche Beſchäftigung und ſicherer Gewinn erwarteten. Auf dieſe Art verbreitete ſich der römiſche Gewerbsfleiß in die entfernteſten Provinzen. Durch ihn lernten Nationen, welche vor ihrer Unterjochung noch halbe Wilde waren, neue Genüſſe und Bedürfniſſe kennen, und thaten ſomit die erſten Schritte zur Cultur. — Jene Grauſamkeiten, die zu den Zeiten der Triumvire und der nächſten Nachfolger Auguſts zu Rom an der Tagesordnung waren, die Verbannungen, Confiscationen, und andere Gefahren, mit welchen ſich die reichen und vornehmen Römer ſtets bedroht ſahen, bewogen viele derſelben, ſich in den Provinzen niederzulaſſen. So zerſtreute ſich ein großer, und vielleicht der beſte Theil der Römer über das ganze Reich. Die unlängſt erworbenen Länder ſah ſelbſt die Regierung recht gerne von vielen Römern bewohnt, und glaubte damit ihren Beſitz verbürgt. Mit der Zahl der gebildeten Einwanderer wuchs in den Provinzen die Neigung zum verfeinerten Genuß des Lebens. Von den nothwendigen Handwerken und Manufacturen war das Fortſchreiten zu den Künſten nicht ſchwer, ſobald das Beyſpiel den Geſchmack gebildet hatte. Und ſo ſchwang ſich der nie ruhende Geiſt der Menſchen von den mechaniſchen Künſten zu den ſchönen. —

Die älteſten Römer ehrten den Ackerbau als die feſte Grundlage des öffentlichen Wohles. Die größten Feldherrn, die als Dictatoren den Staat unumſchränkt beherrſcht, kehrten, nach niedergelegter Würde, mit Freuden zum Pfluge zurück. Das verderbte Geſchlecht der ſpäteren Zeit ſchämte ſich der Arbeit, verpachtete ſeine Ländereyen, oder ließ ſie durch Sclaven bebauen. Doch iſt es gewiß, daß ſowohl der Ackerbau, als die Cultur der Gartengewächſe, des Weinſtocks, der Wieſen und Fruchtbäume, von den Römern mit vieler practiſchen Einſicht, und nach vortrefflichen landwirthſchaftlichen Grundſätzen getrieben worden ſind. — Die Cultur der Wäl-

der wurde nicht vernachläßigt. Wo das Land es bedurfte, wurden neue Wälder angeſäet. Aber als die Römer über die Alpen in unſere Länder einzogen, ſuchten ſie die undurchdringlichen Wildniſſe zu vermindern, welche das Klima rauh, das Leben genußlos, die Bewohner arm und roh erhalten hatten. Die endloſen Eichenwälder machten den ſüße Früchte tragenden Bäumen des Südens Platz. Die Moräſte verwandelten ſich in reiches Ackerland, und die kahlen Hügel bedeckten ſich mit Reben. Nichts hat wohl ſo entſcheidend und ſo ſchnell zur Entwilderung der Nationen beygetragen, als die Vermehrung ihrer Bedürfniſſe, und die Lehre, deren Befriedigung durch Arbeit dem Boden abzugewinnen. — Innerer Handel entſtand durch den wechſelſeitigen Austauſch der Erzeugniſſe, die den verſchiedenen Gegenden eigen waren. Wohlhabenheit, Sittlichkeit, Anſtand, heiterer Frohſinn, veredelten die wilden Stämme. Die Raubhöhlen der Gebirge und Forſten wurden verlaſſen. Die Nationen huldigten, gewonnen durch den reicheren Lebensgenuß, der Cultur. Sie wuchſen raſch an Seelenzahl und an moraliſchem Werthe. —

Nach dem Klima der ſo weit von einander gedehnten Provinzen waren auch die in den Wäldern wild wohnenden Thiere verſchieden: hier Elendthiere und Auerochſen, dort Hirſche, Bären, Wölfe, und in einem andern Lande Löwen und Tieger. Die Jagd dieſer Thiere war ein beliebter Zeitvertreib. Aber als den höchſten Genuß erkannten die Römer die feyerlichen Thierkämpfe. Die dazu erforderlichen reiſſenden Thiere wurden in Höhlen verwahrt; Hirſche, Rehe, u. dgl. wurden aber in Thiergärten eingeſchloſſen. — Die Römer liebten die Fiſche als Leckerbiſſen, ließen die ſeltenern Gattungen aus den fernſten Ländern nach Rom bringen, und mit großer Verſchwendung Teiche für ſie anlegen. Murenen und andere Gattungen von Fiſchen wurden mit Menſchenfleiſch gefüttert, oder wenigſtens wurden manche Verbrecher verurtheilt, von dieſen Fiſchen gefreſſen zu werden. — Der Flug der

Vögel wurde als ein unfehlbares Mittel, die Zukunft zu erforſchen, betrachtet. Das zahme Hausgeflügel war ein Hauptbeſtandtheil der römiſchen Küche. Die wilden Bewohner der Luft wurden häufig zu demſelben Zweck, die Singvögel auch des Geſanges wegen, gefangen. —

In den älteſten Zeiten hatten ſich die Römer der Eſeln und Maulthiere zum Tragen ihrer Waaren, und anderer ſchwererer Laſten bedient. Bald wurde auch das Pferd zu gleichem Gebrauche verwendet. — Reiſende bedienten ſich offener oder bedeckter Sänften; bey der Armee machte der Feldherr die Märſche gewöhnlich auf dieſe Art. Anfangs wurden die Sänften von Sclaven, ſpäterhin von Maulthieren oder Pferden getragen. — Der Römer erſte Fuhrwerke waren Schleifen ohne Räder, von verſchiedenen Thieren gezogen. Die Sclaven ſchoben Laſten in einem Fahrzeuge mit einem Rade vor ſich hin, welches unſerm Schubkarren glich. Späterhin entſtanden die zwey- und vierräderigen Karren. Die gewöhnlichen Laſtwagen hatten nur zwey Räder, und wurden meiſtens, beſonders zum ländlichen Gebrauche, von zwey oder vier Ochſen, auch wohl von Eſeln oder Maulthieren, gezogen. Beym Ackerbau, am Pfluge u. ſ. w., wurden meiſtens Ochſen angewendet. Die Reiſewagen hatten gewöhnlich vier Räder, und wurden von zwey bis vier Pferden gezogen, die eines hinter dem andern geſpannt wurden. An den Wagen in den Rennbahnen wurden vier bis ſechs Pferde in einer Reihe neben einander geſpannt. — Hölzerne und metallene Joche und lederne Riemen verbanden die Zugthiere mit dem Wagen. Zaum, Gebiß und Zügel dienten, ſie zu lenken, — Peitſche, Ruthen, oder mit Stacheln verſehene Stöcke, ſie anzutreiben. —

Wie alle alten Völker, begannen auch die Römer ihren Handel durch den Austauſch der Waaren. Späterhin wog man ſich ungeprägte Stücke Metalls, beſonders Kupfer und Silber, ſtatt des Geldes zu. König Servius Tullus ließ die

erſten Münzen aus Kupfer mit dem Bilde eines Ochſen prägen. Dieſe Münze, das As, wog ein Pfund oder 24 Loth. Sie wurde in der Folge in zwölf gleiche Theile oder Unzen getheilt; die kleineren Münzen wurden hiernach berechnet, und durch eine gewiſſe Zahl von eingeprägten Puncten unterſchieden. Das As wurde ſpäter des Geldmangels halber von 24 Loth allmählich bis auf 1 Loth herabgeſetzt. Genau läßt ſich daher deſſen Werth nicht mehr beſtimmen; doch mag er einſt 1 7/8 Kreuzer im zwanzig Guldenfuße betragen haben. — Die erſten Silbermünzen wurden zu Rom 356 Jahre v. Chr. Geburt geſchlagen. Der Seſtertius betrug 1 1/2 bis 2 1/2 As, 3 bis 4 Kreuzer, — und der Denar vier Seſtertios, 12 bis 16 Kreuzer. — Die Goldmünze, Solidus oder Aureus genannt, wurde ſeit dem Jahre 200 v. Chr. G. geprägt. Sie galt 20 bis 25 Denars, in unſerem Gelde zwiſchen 4 und 6 Gulden. — Größere Summen berechneten die Römer nach einer eingebildeten Münze, welche den Nahmen Seſtertium führte, und 1000 Seſtertios, nach jetzigem Gelde beyläufig 65 Gulden betrug. — Ein Silbertalent enthielt 6000 Drachmen, — im jetzigen Geldwerthe zwiſchen 1500 und 1600 Gulden. — Außer den angeführten Geldſorten hatten die Römer auch eine Menge kupferner Denk- und Schaumünzen. Auf deren Hauptſeite findet man gewöhnlich das Bild eines Gottes oder Menſchen mit der erklärenden Umſchrift; auf der Kehrſeite aber die Jahreszahl und die Münzſtätte, nebſt verſchiedenen, auf das Bild der erſten Seite Bezug habenden, Zeichnungen von Heldenthaten, Gebäuden, Figuren, u. ſ. w. —

Das gewöhnliche Gewicht der Römer war das Pfund von 12 Unzen. Es enthielt 25 Loth oder 12 1/2 Unzen im Pariſer Gewicht, und hieß Libra oder As. — Die Längenmaße waren folgende: Digitus, die Breite eines Fingers, = 3/4 Zoll; Pollex, die Breite eines Daumens, = 1 Zoll; Palmus, die Breite einer Hand, = 3 Zoll;

Pes, eine Fußlänge, = 11 Zoll; Cubitus, 1 Elle, = 1 1/2 Fuß; Paſſus, ein römiſcher oder doppelter Schritt, = 4 4/5 Wiener-Schuhen. Ein Stadium war = 125 Paſſus oder 625 römiſchen Fuß, der achte Theil des Milliarium, oder der römiſchen Meile, und dieſe = 1000 Paſſus, oder 5000 römiſchen Fuß, iſt ungefähr der fünfte Theil einer geographiſchen Meile. — Als Flächenmaß brauchten ſie das Joch (Jugerum). Dieſes war ein Viereck von 240 Fuß Länge und 120 Fuß Breite, oder 28,800 Quadrat-Fuß im Flächeninhalte. — Von Körpermaßen nennen wir den Culeus, das Faß; es enthielt 20 Amphora oder römiſche Eimer. — Eine römiſche Maß, der Sextarius, war der acht und vierzigſte Theil der Amphora, und enthielt zwölf kleine Becher (Cyathus), u. ſ. w. — Der Modius, als Maß der Getreide und anderer trockenen Gegenſtände, war etwas größer als unſer Metzen. —

Die erſten Lehrer der halb wilden lateiniſchen Krieger, die Rom gründeten, waren Etrusker, und andere etwas mehr cultivirte Nachbarn. Indeß der neue Römer ſich dem Ackerbaue, der Viehzucht und dem Kriege widmete, kamen ihm Prieſter, Wahrſager, und was er von Künſtlern und Handwerkern bedurfte, aus Etrurien. Unter den letzten Königen, und in den Zeiten der erſten Conſuln, wurden die jungen Patricier von etruriſchen Erziehern gebildet. Rom erhielt damahls geſchriebene Geſetze, Jahrbücher und Religionsvorſchriften. — Im vierten Jahrhundert v. Chr. G., nach Zurückweiſung der Gallier, wendete der Römer ſeine Waffen nach Außen. Um ſich herum greifend, beſiegte er zuerſt die angränzenden italieniſchen Staaten, und eignete ſich das an, was er dort von Künſten und Wiſſenſchaften fand. — Im dritten Jahrhundert v. Chr. G. unterjochte er Etrurien, das Land, aus dem Rom einſt all ſein Wiſſen geſchöpft hatte. Dann verſchafften die Eroberung von Unter-Italien und Sicilien, und die Kriege

in Illyrien und Macedonien, den Römern die Bekanntſchaft mit den Griechen. Die griechiſche Sprache, und mit ihr die Künſte und Wiſſenſchaften Griechenlands, wurden in Rom heimiſch. Der Römer beſchäftigte ſich jetzt mit der Philoſophie. Die Beredſamkeit erhob ſich zur Vollkommenheit. Die Dichtkunſt weihte ihre erſten Verſuche dem Schauſpiel. Ein Römer mahlte 220 Jahre v. Chr. G. den Tempel der Geſundheit, und erhielt daher den Beynahmen Pictor, der Mahler. Dieſer ſchrieb, der Erſte, die Geſchichte ſeiner Vaterſtadt. Tempel wurden mit allem Aufwande griechiſcher Kunſt errichtet, und mit dem Raube der unterjochten Nationen ausgeſchmückt. Aus dem eroberten Griechenland wurde Alles, was an Kunſtwerken des Transportes werth und fähig war, nach Rom geſchleppt. — Mit den Siegen der Armeen ſtieg der Reichthum und der Luxus, aber auch die Liebe zu den Künſten und Wiſſenſchaften. Das Studium derſelben wurde jedem Manne unentbehrlich, der für gebildet gelten wollte. — Die Kunſtliebhaberey erreichte ihren höchſten Gipfel, vielleicht auch ihre größte Uebertreibung, als Corinth gefallen war. Rom wurde in kurzer Zeit das Magazin aller Kunſtſchätze der bekannten Erde. Das letzte Jahrhundert v. Chr. G. war das glänzendeſte Zeitalter der Künſte, der Wiſſenſchaften, der Literatur. —

Die alte Sprache der Lateiner hatte große Veränderungen erlitten. Schon Horaz († 8 Jahre v. Chr. G.) verſtand die Lieder der Salier nicht mehr. Bey den Fortſchritten, welche die öffentliche Redekunſt, die Poeſie, und beſonders die dramatiſchen Spiele gemacht, wurden die Worte gefeilt, die Sätze gerundet, der Wohlklang geſucht. Mit dem Aufblühen der Künſte und Wiſſenſchaften erweiterte ſich das Gebieth der Sprache. Sie nahm nun viele Worte aus dem Griechiſchen auf, erreichte aber nie den Reichthum der Sprache der Hellenen. Es gab, als das Reich im größten Flor blühte, zahlreiche Grammatiker, die ſich mit der Reinigung der Sprache beſchäf-

tigten. Jeder Gelehrte, jeder Künſtler, jeder Schriftſteller, trug das Seinige bey, die Kraft des Ausdrucks, die Zierlichkeit des Styls zu befördern. — Schon unter Auguſt begann die Gelehrſamkeit Roms, und mit ihr die gelehrten Werke und die Sprache der Römer, ſich in alle Länder des Reiches zu verbreiten. So wie ſich aber in den Provinzen Verehrer der römiſchen Literatur, Gelehrte, Schriftſteller und Künſtler bildeten, ſo ſchlich ſich in die römiſche Sprache allmählich eine große Menge fremder Ausdrücke und Worte aus den ſo mannigfaltigen dort heimiſchen Sprachen ein, und veränderte dieſelbe bedeutend. Es entſtand dadurch eine beynahe ſo große Zahl römiſcher Mundarten, als es Provinzen gab. Auch gewann in jeder derſelben der Styl nach der Verſchiedenheit der Geiſtes-Cultur, der Aufklärung, und des urſprünglichen Volks-Charakters, eine andere Geſtalt. — Die Einwanderung der Barbaren, welche die vorgefundene Landesſprache mit Worten und Ausdrücken ihrer eigenen Sprachen vermiſchten, hatte die Folge, daß die echte und reine lateiniſche Mutterſprache nirgends mehr geredet wurde. Aus dieſen vielfachen Vermiſchungen gingen alle die Töchter der lateiniſchen Sprache, als: die italieniſchen Mundarten, die Sprachen der Spanier, Gallier, Portugieſen, Wallachen u. ſ. w., hervor, indeß die Sprache der Römer in eine gelehrte Buch-, Schrift- und Hofſprache überging. — Das römiſche Alphabet entbehrte mehrere jener Buchſtaben, die in dem ſpäteren lateiniſchen Alphabete vorkommen. Auch vermuthet man, daß einige dieſer Buchſtaben eine andere Ausſprache hatten, als die jetzt angenommene. Es iſt daher zu zweifeln, daß die lateiniſche Sprache, ſo wie ſie dermahlen vorgetragen wird, in Schrift und Rede einem Römer der alten Zeit verſtändlich ſeyn würde. —

Die Römer ſchrieben ihre öffentlichen, auf die Nachwelt überzugehen beſtimmten Nachrichten, Geſetze, Verträge, auf Holz, Bley, Marmor, Erz, Stein. Zum gewöhnlichen Gebrauche bedienten ſie ſich in der älteſten Zeit der Baumblät-

ter, oder der inneren Baumrinde, — der Leinwand, des Pergaments, des Elfenbeins, der mit Wachs überzogenen hölzernen Tafeln; endlich des Papiers. Dieſes wurde um die Zeit Alexanders des Großen erfunden, und zuerſt in Egypten aus einem Schilfe bereitet, welches Papyrus hieß. Unter Auguſts Regierung waren ſchon mehrere Gattungen Papiers in Rom bekannt, welche ſich durch ihre Feinheit ſowohl, als durch ihre verſchiedenen Beſtimmungen zum Schreiben, zum Einpacken, u. dgl., unterſchieden. Auch aus Baumbaſt und Baumwolle wurden Papiere verfertigt. — In Pergamus wurden zuerſt Thierhäute zum Schreiben zubereitet, und hießen daher Pergament. Dieſes Schreib-Material wurde zu den Abſchriften, welche längere Dauer haben ſollten, angewendet. — Die Römer ſchrieben mit ſchwarzer Tinte, und mit einem Pinſel, oder mit Rohrfedern, die gleich unſeren Gänſekielen geſpalten und zugeſpitzt wurden. Die Gänſefedern wurden erſt im neunten Jahrhundert n. Chr. G. zum Schreiben gebraucht. — Das Lumpenpapier wurde im vierzehnten Jahrhundert erfunden. — Die in dem alten lateiniſchen Alphabet mangelnden Buchſtaben erſetzten die Römer durch andere ähnlich lautende. Die römiſchen Inſchriften auf den Denkmählern von Stein, ſo wie jene auf den Münzen, ſind durchaus mit Buchſtaben geſchrieben, die von dem jetzigen großen Alphabet wenig unterſchieden ſind. Das Leſen derſelben wird aber durch den eben erwähnten Abgang mehrerer Buchſtaben, und dann durch die zahlreich angewendeten Abkürzungen, erſchwert. In Büchern und Briefen bedienten ſich die Römer eines kleineren Alphabets. — Sie trennten die Worte meiſtens gar nicht, oder ſie machten nach jedem Worte einen Punct. Die jetzt gewöhnlichen Unterſcheidungszeichen ſind erſt im zweyten Jahrhundert nach Chr. G. von Ariſtophanes von Byzanz erfunden worden. —

Gewöhnlich wurde nur eine Seite des Papiers oder Pergaments beſchrieben, und an das bereits beſchriebene Blatt

immer ein neues gefügt. Endlich wurden alle dieſe Blätter, ſo wie wir es mit einem Pack Landkarten zu thun pflegen, um einen Stab gerollt, deſſen beyde Enden mit Knöpfen verziert waren. Eine ſolche Rolle, wenn ſie ein Buch enthielt, wurde mit einem Riemen zuſammen geknüpft, und der auf einem beſonderen Streifen Papier geſchriebene Titel daran befeſtiget. Wenn die Rolle nur mit einem Brief umwickelt war, wurde ſie mit einem Faden gebunden, der Knoten desſelben mit Wachs überzogen, und das Siegel des Schreibers darauf gedruckt. Julius Cäſar richtete zuerſt ſeine Briefe auf eine neue Art ein, indem er ſie in Seiten abtheilte, und wie ein Taſchenbuch oder Heft zuſammen legte. Hier wurden nun beyde Seiten des Papiers beſchrieben, und die Blätter oder Bogen am Rücken mit Riemen oder Draht geheftet. — Cäſar bediente ſich auch in ſeinen Briefen eines Kunſtgriffes, um den Sinn zu verheimlichen. Er verſetzte nähmlich die Buchſtaben des Alphabets, ſo daß er z. B. ſtatt A das D, ſtatt B das E, u. ſ. w., brauchte. Außer dieſer Art geheimer Schrift hatte man früher auch wohl bedeutende Briefe auf eine hölzerne Tafel geſchrieben, dieſelbe mit Wachs überzogen, und nun ſchrieb man noch einen erdichteten zweyten Brief auf die Wachsfläche. — Die Briefe wurden durch eigene Fußbothen, die gewöhnlich Sclaven waren, verſendet, da die Einrichtung der Briefpoſten damahls noch nicht gekannt war. —

Schon vor Auguſt gab es in Rom öffentliche Bibliotheken, über die gelehrte Sclaven oder Freygelaſſene die Aufſicht führten. Sie befanden ſich meiſtens in den Nebengebäuden der Tempel. Die Gelehrten verſammelten ſich in denſelben. — Auguſt vollendete die Bibliothek auf dem palatiniſchen Berge, zu welcher Cäſar den Grund gelegt hatte. Mehrere ſeiner Nachfolger folgten hierin ſeinem Beyſpiel, und die Zahl der öffentlichen Bibliotheken ſtieg endlich auf dreyßig. Auch reiche Privat-Perſonen hatten anſehnliche Bücher- und Kunſt-Sammlungen. — Die Bibliotheken wurden mit Bildſäu-

ken und Porträten, beſonders der Gelehrten, und anderer berühmter Männer, ausgeſchmückt, und die Bücher in Schränken reihenweiſe aufgeſtellt. — Es gab in Rom Buchhändler, die mit dem Verkauf der Bücher-Abſchriften ein einträgliches Gewerbe trieben. Sie verhandelten ſogar fertige Bibliotheken, und ſetzten Heere von Abſchreibern in Nahrung. —

Wir haben ſchon erwähnt, daß die Künſte in Rom unter der Leitung der Griechen ſich zu einer hohen Stufe von Vollendung empor ſchwangen. Die Bildnerey erzeugte aus allen erdenklichen Materialien, — durch den Guß, durch den Meißel, durch Abformung, — in runder Figur, und halb erhaben, — in lebensgroßen Statuen, verkleinert, und als Büſten, — ihre Meiſterſtücke, deren größter Theil zwar unwiederbringlich verloren gegangen, deren auf uns gekommene Ueberreſte aber ewig unſere ſtaunende Bewunderung rege erhalten werden. Die Steinſchneidekunſt ſchnitt edle Steine in halb erhabene Figuren, oder ſie grub dieſe in die Tiefe der Materie: Kameen die erſte, Gemmen die zweyte Gattung genannt, die letzte häufig als Siegelringe gebraucht. Die Prägekunſt ſchuf jene Geld- und Gedächtnißmünzen, die ſowohl wegen der Feinheit der Zeichnung und dem reinen Gepräge als Kunſtſtücke merkwürdig ſind, als auch durch ihre Aufſchriften, und die auf ihnen dargeſtellten Abbildungen, zu wichtigen Belegen der alten Geſchichte dienen. — Die Römer mahlten ſowohl auf naſſem Kalk und auf Marmor, als auf Elfenbein, Horn, Schildplatte, Thon, auf hölzernen Tafeln und auf Leinwand. Die im Herculanum entdeckten Gemählde prangen noch jetzt, nach achtzehnhundert Jahren, mit dem lebhafteſten Farbenglanze. Von der Glasmahlerey haben wir nur wenige Nachrichten. Die Mahlerey in Wachs (Enkauſtik) iſt eine für uns verlorene Kunſt. Die Moſaik, welche aus vielfarbigen Edelgeſteinen oder Stücken Marmor, Glas, Thonſcherben und dgl., Gemählde von Blumen, Vögeln und anderen Thieren, Landſchaften, Figuren aller Art,

Architekturſtücke u. dgl. nach den natürlichen Farben zuſammen ſetzt, und häufig zur Verzierung der Fußböden, Decken und Wände gebraucht wurde, liefert auch noch jetzt bewundederungswürdige Meiſterſtücke. —

Die römiſche **Baukunſt** übertraf mit ihren Triumphbögen, Ehrenſäulen, Obelisken, Amphitheatern, Palläſten, Grabmählern, Bädern, Waſſerleitungen, Heerſtraßen, alle Werke ſpäterer Zeit an groß gedachter Anlage, an Reinheit der Ausführung, und an unverwüſtlicher Feſtigkeit. Wir haben die geſchmackvollen Säulenordnungen der Alten in den edelſten Styl unſerer Zeit übertragen. Auch ihre meiſterhaften Rotunden, Kuppeln, Treppen, gewölbte Bögen u. dgl. haben wir dankbar angenommen.

Nachdem die Celten das älteſte, aus Holz und Lehm erbaute Rom niedergebrannt hatten, wurde dieſe Stadt aus Ziegeln, ſo unregelmäßig als vorher, in der Eile wieder erbaut. Später errichteten ſich vornehme und reiche Römer Palläſte. Auch Staats-Gebäude, Tempel, Ehrenſäulen, Waſſerleitungen, Landſtraßen u. dgl. entſtanden in einem größern Style, und mit Anwendung beſſerer Materialien. Der Dictator Sylla, und die Triumvire, verſchwendeten einen Theil ihrer Schätze auf jene öffentlichen Gebäude, an welchen griechiſche Baumeiſter ihre Kunſt erſchöpften. — Auguſt unterſtützte unb beförderte dieſe verſchönernden Anlagen. Nachahmungsſucht und Luxus verbreiteten die Liebhaberey im Bauen, den Hang, ſich prächtig und geſchmackvoll zu bewohnen, bald auch unter allen Claſſen der römiſchen Bürger. Auch die Privat-Häuſer wurden nun mit Säulen, Statuen und Marmor geſchmückt. Tempel, Palläſte, Bäder, Triumphbögen, Amphitheaters, Rennbahnen u. dgl. wurden mit einer Größe und Pracht errichtet, die jetzt wohl keinen Glauben mehr fände, wenn nicht ihre vielbewunderten Ruinen noch anſchauliche Beweiſe davon auf unſere Zeiten gebracht hätten.

Alle dieſe herrlichen Gebäude konnten doch der Unregel-

mäßigkeit der erſten Anlage nicht mehr abhelfen. Endlich fiel der in allen ſeinen Unternehmungen mit einer Art tyranniſchen Wahnſinns vorgehende Nero auf ein durchgreifendes Mittel. Er ließ (im Jahre 64 n. Ch. G.) Rom in Brand ſtecken, die Einwohner mit Gewalt von allen Löſch- und Rettungsverſuchen abhalten, und ſo wurde dann der größte Theil der Stadt von der Flamme verzehrt. Sie ging in ſchönen breiten Gaſſen und Plätzen, neu und regelmäßig gebaut, aus ihrer Aſche hervor. Der ſo genannte goldene Pallaſt des Nero, ein Wunder geſchmackloſer Verſchwendung, fand bald unter den Vermöglichen zahlreiche Nachahmer. Rom ward, bereichert durch die Beute aller Welttheile, geſchmückt mit Allem, was die Künſte Vortreffliches zu liefern vermochten, mit Recht als die erſte, die größte und ſchönſte Stadt der Welt anerkannt. — Mit der Theilung des Reiches durch Conſtantin zertheilten ſich auch die Kraft, das Vermögen und das Streben des römiſchen Volkes. Die Zeit zu neuen Verſchönerungen Roms und anderer römiſchen Städte des Abendlandes war nun vorbey. Höchſtens begnügte man ſich, das noch Vorhandene nothdürftig zu erhalten. — Endlich mit den Völkerwanderungen brach eine Zeit der Verwüſtung und der Barbarey über das Reich herein, die von allem Großen, Schönen und Erhabenen nur Trümmer übrig ließ, — Ruinen, prächtig genug, um uns ein Bild ihres ehemahligen Glanzes zu geben, um, ſeit der Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſenſchaften, allen Künſtlern zu Studien und Vorbildern zu dienen, — viel zu groß, um noch von irgend einem Nachahmer erreicht worden zu ſeyn. —

So wie Rom ſich an Meiſterſtücken der Baukunſt bereicherte, verpflanzten die römiſchen Colonien auch den guten Geſchmack, die Kunſtliebe in die fernſten Provinzen. In allen jemahls von Rom beherrſchten Ländern finden ſich zahlreiche Beweiſe, daß die Römer jene ſchaffende Kraft nicht auf die Hauptſtadt und Italien beſchränkt, ſondern überall ſowohl Kunſtwerke der erhabenſten Art, z. B. Tempel und Palläſte, als auch

der gemeinnützigen, Straßen, Dämme, Waſſerleitungen und dergl., errichteten. Leider iſt der größte Theil derſelben in den Verheerungen zu Grunde gegangen, mit welchen barbariſche Nationen unſer Vaterland vier Jahrhunderte hindurch überzogen. Was von deren Wuth verſchont blieb, ging bey der Unwiſſenheit des Mittelalters größten Theils durch die allmähliche ſtille Verwüſtung der Zeit unter, welcher damahls nirgends eine kluge Hand ſchonend und ſchützend entgegen arbeitete. —

Wenn in einem Volke Künſte und Wiſſenſchaften einheimiſch geworden; wenn der gebildete und beſſere Theil der Nation in ſeiner Lebensart und Sitten die Wirkungen der Aufklärung und Bildung ſtets öffentlich entwickelt; wenn alle Handlungen der Regierung und der Privaten reines Schönheitsgefühl verrathen; wenn deſſen Folgen in der Umgangsſprache der Gebildeten, in den Büchern, Geſetzen, Schauſpielen, öffentlichen Reden, ſich verkünden; wenn die Erhabenheit der Kunſt ſich in Gebäuden, Gärten, öffentlichen Anlagen, in Kleidung, Geräthen, Statuen, Gemählden, u. ſ. w. ohne Abweichung ausdrückt; wenn dieſe lebendigen Zeugen des innigen Gefühls für das Schöne und Erhabene durch eine lange Reihe von Jahrhunderten zu den Sinnen, den Herzen, und auch zu dem natürlichen Verſtande des Volkes ſprechen; wenn ſelbſt von Handwerkern, Sclaven, Taglöhnern, u. dgl. in den ihnen zugewieſenen Beſchäftigungen und Aufträgen die Bedingniß gefordert wird, daß die Formen ihrer Arbeiten ſich den von den höheren oder beſſeren Volks-Claſſen anerkannten Muſtern des Vollkommenen möglichſt nähern, ſo müſſen endlich die roheſten Gemüther ſich den Strahlen der Wahrheit, den Gefühlen für das echte Gute, den Eindrücken des Reitzenden, dem Geſchmacke für das Schöne und Erhabene öffnen. Dieß war der Gang, auf welchem ſich die Bildung in die untern Volks-Claſſen Roms verbreitete. Der ſtete Anblick der zahlreichen Kunſtwerke, das Anhören berühmter Redner, die Gegenwart bey den ſo beliebten Schauſpielen, der durch die Ver-

hältniſſe des Lebens ſich ergebende tägliche Umgang mit den Familien gebildeter Großen, die glänzenden Thaten, die erhabenen Tugenden, welche die Vaterlandsgeſchichte erzählte, oder deren Augenzeuge das Volk geweſen: dieſe und viele andere aus den erwähnten Vorausſetzungen fließende Urſachen bildeten den Geſchmack, das Kunſtgefühl, die Sitten, die Denkungsart des ganzen römiſchen Volkes.

Den nähmlichen Weg fand die Aufklärung auch in die entfernteſten Provinzen; nur langſamer, ſchwerer und beſchränkter. Sicher iſt es jedoch, daß überall, wo römiſche Colonien angelegt wurden, auch römiſcher Geſchmack, römiſche Kunſtliebe und Gelehrſamkeit mit Wurzel faßten; daß dieſe auf die unter und neben den römiſchen Coloniſten wohnenden, oder mit denſelben in Verbindung lebenden Provinzialen nothwendig bedeutende Wirkungen äußern mußten; — daß vorzüglich alle jene Provinzialen, welche durch Reiſen in die italieniſchen Länder, durch Anſtellungen in der Armee oder im Civile, einen höhern Grad von Bildung erhalten hatten, dieſe auch unter ihren Familien, Verwandten und Landsleuten verbreitet haben werden. — Bald ſahen unſere Voraltern ein, daß, um unter der römiſchen Regierung zu einem Amte, zu einer ehrenden Stelle in der Armee oder in der Staatsverwaltung, zu einem vortheilhaften Handelsgeſchäfte u. dgl. zu gelangen, um mit einem Worte, Geld, Ehre und Anſehen zu gewinnen, ein hoher Grad von Bildung unentbehrlich ſey. Es iſt nicht zu zweifeln, daß, ſo wie ſie dieſe Wahrheit gefühlt, ſie auch deren Forderungen Genüge geleiſtet haben werden. Wenigſtens dürfen wir die zahlreichen hohen Staats- und Kriegsämter, die ſie bekleideten, und die Kaiſerwürde, zu welcher mehrere unſerer Landsleute empor ſtiegen, als Beweiſe dieſer Meinung annehmen.

Dem Römer gab ſein Reichthum die Mittel, Künſte und Wiſſenſchaften zu pflegen, die Gelehrten und Künſtler zu unterſtützen. Wenn auch nicht immer aufrichtige Neigung, ſo

war es doch die Mode, die ihn berief, etwas in den Wiſſenſchaften zu thun, wenigſtens dem Scheine eines Kenners und Unterſtützers nachzuſtreben. Endlich machten bey den verfeinerten Verſchwendern Gemählde, Büſten, Bildſäulen, Bibliotheken, und vor Allem die Gelehrten ſelbſt, einen Theil des Hausrathes aus, und der Römer prangte bey jeder Gelegenheit mit ſolchen Schätzen, die ihm deſto lieber waren, je theurer er ſie bezahlt hatte, und oft je weniger er davon begriff. — Der Flor der Wiſſenſchaften wurde in Rom durch den Ueberfluß an guten Lehrern befördert, die theils freye Griechen, theils gelehrte Sclaven waren. Die erſte öffentliche Akademie wurde jedoch erſt von Kaiſer Hadrian unter dem Nahmen des Athenäums, beyläufig im Jahre 126 n. Ch. G., errichtet, und blieb lange nachher unter dem Nahmen Scola romana bekannt. — So wie ſich ein großer Theil der römiſchen Nation nach und nach in die Provinzen ergoß, verbreiteten ſich zu gleicher Zeit die Künſte, Wiſſenſchaften und Aufklärung dahin. Manche unſerer Städte ſtrebten mit rühmlichem Wetteifer dem Vorbilde der Hauptſtadt nach. Mailand verdankte dem vorzüglichen Gedeihen der Wiſſenſchaften und Künſte den ehrenvollen Beynahmen Neu-Athen. —

Wir wollen hier noch einen Blick auf die Reliquien werfen, die uns von der Kunſt und dem Wiſſen der Vorwelt geblieben ſind. — Die Urſchriften der Claſſiker ſind theils durch die natürliche Verwesbarkeit der Schreib-Materialien von ſelbſt, theils gewaltſam durch die Verheerungen der Barbaren, ſo wie durch den fanatiſchen Eifer der früheſten Chriſten, der blind gegen die Denkmähler des Heidenthums zu Felde zog, endlich während der finſtern Zeit des unwiſſenden Mittelalters, verloren gegangen. Wir haben nur noch ſpätere Abſchriften, deren einige bis ins ſechſte Jahrhundert hinauf reichen. Selbſt über deren Echtheit hegt man vielfältige Zweifel, indem man kein verläßliches Zeichen ſo hohen Alterthumes an denſelben aufzufinden vermochte. Sie erhielten ſich in den Bücherſamm-

lungen und Archiven der Klöſter. Aber ſie waren voll Schreibfehler, die verſchiedene Lesarten und Auslegungen zuließen. Die Sorgloſigkeit der die ſpäteren Abſchriften verfertigenden Mönche, ſo wie der Buchdrucker, die nach denſelben die erſten Auflagen machten, haben uns auch die meiſten alten Copien geraubt. Die aus Herculanum und Pompeji zu Tage geförderten Schätze alter Original-Handſchriften könnten Exemplare dieſer unſchätzbaren Werke aus dem erſten Jahrhunderte nach Ch. G. liefern, und die Lücken, die wir in der alten claſſiſchen Litteratur ſo ſehr bedauern, wohl größten Theils ausfüllen, wenn nicht die verkohlten Bücherrollen bey ihrer Aufwicklung und Lesbarmachung, die der menſchliche Scharfſinn wirklich ſchon verſucht, und zur Probe, ſo ziemlich glücklich ausgeführt hat, ſo viele Zeit und Geduld erforderten, daß man auf eine ausgiebige Bekanntwerdung derſelben kaum mehr zu hoffen wagt.

Die Inſchriften der Antiquitäten jeder Art ſind die glaubwürdigſten Denkmahle ihrer Zeit, und ſprechende Belege der alten Geſchichte. In dieſer Beziehung haben die Römer ganz gewiß das wahre Mittel gewählt, ſich und ihre Nation zu verewigen. Aber die Art dieſer Alterthümer, ſo wichtig ſie für die genaue Beſtimmung hiſtoriſcher Perſonen, Thaten und Epochen ſind, ſchließt, bey der laconiſchen Kürze der Inſchriften, gewöhnlich alle jene näheren Erläuterungen aus, die für die Geſchichte von ſo ungemeinem Werthe ſeyn würden. —

Von den Erzeugniſſen der bildenden Künſte ſind, wie ſchon geſagt, unſchätzbare Ueberreſte auf unſere Zeiten gekommen. Doch von den ſchönen Künſten iſt die Nachleſe deſto weniger befriedigend. In Hinſicht der Muſik kennen wir nur einige Blaſe-Inſtrumente, und über die Tanzkunſt fanden ſich einige Andeutungen und Stellungen in den alten Gemählden. — Von allen Kunſterzeugniſſen, die aus zarten Materien, oder auf leicht zerſtörbaren Stoffen, gearbeitet waren, wie z. B. Mahlereyen auf Elfenbein und Leinwand, hölzerne Hausgeräthe, Kleider, u. dgl., iſt nichts mehr übrig. Kunſtwerke,

die aus edlen Metallen verfertiget waren, wurden in den Zeiten, als eine allgemeine Armuth über die römiſchen Länder ſich verbreitete, häufig eingeſchmolzen. Ein großer Theil wurde durch die Raubſucht ſo vieler tyraniſchen Monarchen, durch Feuersbrünſte, Erdbeben und Ueberſchwemmungen, endlich durch die Verheerungen der ſiegenden Barbaren vernichtet. Zuletzt hatte der übertriebene Eifer der neuen Chriſten nichts Angelegentlicheres zu thun, als die Denkmähler des Heidenthums, ohne Rückſicht auf ihren Kunſtwerth, zu vertilgen. Wir beſäſſen wahrſcheinlich gar keine Werke früherer Kunſt mehr, wenn nicht einige dieſer Meiſterſtücke bey jenen Verheerungen unter dem Schutt zertrümmerter Tempel, Palläſte und Städte, einige unter der Aſche und Lava des Veſuvs, Schutz gefunden hätten, wo ſie bis zum Wiederaufleben der Künſte ruhten, durch emſige Nachforſchungen aufgefunden, und der dankbaren Nachwelt wieder geſchenkt wurden. Von dieſen Kunſtwerken erregen einige durch die Größe und Unzerſtörbarkeit der Ruinen, andere durch die Merkmahle des erhabenſten Geſchmacks, und eines ſeither unerreicht gebliebenen Schönheitsſinnes, — alle durch den unbeſchreiblichen Reiz, mit welchem Monumente entflohener Jahrtauſende jedes fühlende Gemüth ergreifen, Bewunderung und Erſtaunen. —

Bey dieſem glänzenden Zuſtande der Künſte blieben die Römer im Allgemeinen, vielleicht mit einigen wenigen Ausnahmen, doch nur verſchwendende Kunſtliebhaber. Rom ward der Sammelplatz der Werke aus den ſchönſten Zeiten der griechiſchen Kunſt, ſo wie der Meiſterſtücke, welche Etrurien und Egypten hervor gebracht. In ihrem Flor nahm dieſe Stadt alle fremden Künſtler gerne auf, bezahlte ihre Arbeiten reichlich, und machte ſie gleichſam in Italien heimiſch. Aber obwohl die Griechen in Italien zahlreiche Schüler fanden, und ein großer Theil der ſpäteren Kunſtwerke von römiſchen Arbeitern unter den Augen der fremden Meiſter ausgeführt worden ſeyn mag, ſo hat doch Rom ſelbſt nie Künſtler vom erſten Range erzeugt. Nie hatte

es eine eigene Kunſt-Manier. Nie konnten ſich der Römer Werke mit den Meiſterſtücken der Griechen meſſen. — Auch die eigentlichen Wiſſenſchaften zu treiben, welche ein anhaltendes Studium, eine ununterbrochen fortzuſetzende Anſtrengung erheiſchen, überließen die Römer gerne den unter ihnen wohnenden Griechen. Sie wendeten ihre Kräfte und Fähigkeiten an, die Reichthümer zu erwerben, mit welchen ſie ihren ungeheuren Aufwand beſtritten. Auch widmeten ſie ſich mit großem Eifer Staats- und Regierungsgeſchäften. Es blieb ihnen alſo nicht jene Seelenruhe, jene Freyheit des Geiſtes, die unentbehrlich ſind, um in das innere Heiligthum der Kunſt und des Wiſſens einzudringen. — Doch mit der Freyheit verlor die Mehrzahl der Römer auch jeden Antheil an den Regierungsgeſchäften. Sie erhielten durch die Unthätigkeit, in die ſie gewaltſam zurück geſtoßen wurden, überflüſſige Muße. Die tyranniſche Regierung der Nachfolger Auguſts führte die Römer, indem ſie ihnen die Lebensfreuden bitter verkümmerte, zum ernſten Denken. So wie die bildenden Künſte durch die Tyranney an höherem Fluge gehindert wurden, und ſich mit Mühe nur noch einige Zeit hindurch auf der erreichten Stufe erhielten, ſo öffneten ſich die gewaltſam zurück geſchreckten Talente ein neues weites Feld des Wirkens, wo ihnen kein Tyrann Gränzen vorzuſchreiben vermochte. Der Philoſophie, Mathematik, Arzneywiſſenſchaft, Naturkunde weihte ſich nun mancher reiche Geiſt mit feſtem Willen und ungetheilter Kraft. Geſchichte und Dichtkunſt hingegen verwandelten ſich in Schmeichlerinnen der Tyrannen, und die Beredſamkeit erloſch, da ihr Zweck mit der Freyheit verſchwunden war. — Die Künſte wurden zu untergeordneten Dienerinnen einer ſinnloſen Verſchwendung. Zum letzten Mahle erhoben ſie ſich unter Veſpaſian, Titus, Trajan, Adrian, und den Antoninen, deſto glänzender, um dann auf mehr als ein Jahrtauſend unterzugehen.

Im dritten Jahrhunderte n. Chr. G. nahm das Sittenverderbniß in Rom überhand. Die Reichthümer verſchwanden,

Die ſchnell wechſelnden elenden Regenten, die Einfälle der Barbaren, die allgemeine Unſicherheit jedes Beſitzes, führten den Verfall der Künſte und Wiſſenſchaften in Italien herbey. Ihre Ueberreſte gingen, ſich mit den Reichthümern allmählich in die Provinzen vertheilend, verloren. Den letzten und unheilbaren Schlag verſetzte ihnen Conſtantin durch die Errichtung einer zweyten Reſidenz, und ſeine nächſten Nachfolger durch die Theilung des Reiches. — Schon früher hatte die lateiniſche Sprache, durch die Vermiſchung mit den fremden Sprachen der Provinzialen, ſehr an ihrer Reinheit, an würdevollem Geiſte verloren. Jetzt litt nun auch der Styl gewaltig. Er wurde ſchwülſtig, ohne blühend, — gezwungen, ohne zierlich, — poetiſch, ohne klar zu ſeyn. Die Dichtkunſt ermattete in geſuchten Ausdrücken, welche die Begeiſterung wahren Gefühls erſetzen ſollten. Die Beredſamkeit war ſchon lange aus Mangel würdiger Zwecke verloren gegangen. Die Geſchichte widmete ſich ſchlecht verdienten Lobpreiſungen unrechtmäßiger Herrſcher und verächtlicher Glückspilze. Philoſophie wurde Sophiſtik. Die Rechtsgelehrten verwandelten ſich in Verfaſſer der Geſetz-Compendien. Die Mathematik machte wenigſtens keine Fortſchritte mehr, und die geringe Zahl der Arzneykundigen verſchwand unter der Legion von großſprechenden Quackſalbern. Fruchtlos dauerte noch unter Alexander Severus die Scola romana fort. Roms Bibliotheken und öffentliche Lehranſtalten konnten es nicht mehr hindern, daß die noch übrigen Gelehrten allmählich in die Provinzen auswanderten, und ſo die Reſte der Wiſſenſchaften auf einem unermeßlichen Raume verſtreuten. Dort waren ſie bereits vereinzelt untergegangen, als im fünften Jahrhundert die Barbaren über die Gränzen des Reiches verheerend vordrangen.

Die Künſte beſchäftigten ſich ſchon im dritten und vierten Jahrhunderte kaum mehr mit etwas anderem, als den verarmenden Römern ſchnell gefertigte, armſelige Copien der großen Meiſterſtücke des Alterthums für wohlfeiles Geld

zu liefern. Die Künſtler hatten ſich zu Taglöhnern herabgewürdigt, und es gab ſchon zu Conſtantins Zeiten in Rom keine wahren Künſtler mehr. Die Verheerung durchzog nun vier Jahrhunderte alle Provinzen des Reiches. Die blühendſten Städte wurden durch Feuer, Schwert und Plünderung zerſtört. Was der Wuth der Barbaren entgangen war, verging allmählich unter der barbariſchen Unwiſſenheit, oder in der allgemeinen Armuth, welche dieſen ſchrecklichen Verwüſtungen folgten. Aus Mangel der Unterhaltung zerfielen die übrig gebliebenen Prachtgebäude, und begruben, was ſie noch an Kunſtſchätzen in ſich geſchloſſen, unter ihre Trümmer. Religiöſer Fanatismus, Elementar-Zufälle, Erdbeben, Ueberſchwemmungen, Feuersbrünſte u. dgl., haben in dem Laufe der vielen Jahrhunderte das Ihrige beygetragen, um die Spuren, welche der erhabene Geiſt der Vorwelt der Erde eingedrückt hatte, zu verwiſchen. —

In dem Lebens-Syſtem jeder Nation leitet ein gewiſſes natürliches und Gewohnheitsgefühl die Unterſcheidung der erniedrigenden von den edlen Handlungen. So iſt z. B. noch bey keiner bekannten Nation alter und neuer Zeit die Feigheit geachtet geweſen, oder der Tapferkeit die Achtung verſagt worden. Aber die Regeln des Anſtandes werden nur durch die höhere Bildung des Geiſtes, durch das erſt aus dieſer entſpringende ſittliche Gefühl erſchaffen, und mit der Aufklärung und der zunehmenden Cultur eines Volkes erweitert. Den gemeinen Haufen zur Nachfolge zu bewegen, bedarf es dann nur des Beyſpiels der gebildeten Claſſe. Der Pöbel ahmt gerne nach, was er an den im Range hoch über ihm ſtehenden Perſonen Vortheilhaftes bemerkt. Wenn niedere Gewohnheit ihn abgeneigt machte, das Beſſere anzunehmen, müſſen ihn die öffentlichen Gewalten in ſeinem rohen Treiben beſchränken, in ſo weit dasſelbe den gebildeten Claſſen zur Laſt fällt, oder das allgemeine Wohl bedroht. — Rom ſtand, als ein Theil ſeines Volkes ſich über unſere Provinzen verbreitete, ſchon auf

dem höchſten Gipfel ſittlicher Cultur. Aus einem zuſammen gelaufenen Haufen Räuber, Hirten und Verbrecher, der ſich in ſeinem Raubneſt durch die Plünderung der Nachbarn erhielt, war im Laufe von ſieben Jahrhunderten eine faſt die ganze bekannte Welt beherrſchende Monarchie empor gewachſen, reich an allen Künſten und Wiſſenſchaften, ausgerüſtet mit vielen Tugenden, und an feinen Sitten alle gleichzeitigen Völker weit übertreffend. Die Stufen, auf welchen ſich Rom zu ſeiner inneren Größe, zu dem reitzenden Lebensgenuſſe, zur Pflege aller Tugenden erhoben hatte, waren die ſtrenge Handhabung der Geſetze; die tief eingeprägte Achtung gegen die Obrigkeiten; die Ehrfurcht gegen die Religion, die Prieſter und den Gottesdienſt; — die Einfachheit der Lebensart und die Arbeitſamkeit, welche die Armuth der erſten Zeiten nothwendig gemacht hatte; — die Abhärtung, die Mannszucht, die kriegeriſchen Tugenden, welche aus den ewigen Feldzügen, — der unerſchütterliche Muth, die nicht zu beugende Standhaftigkeit, die aus den mannigfaltigen Schickſalswechſeln der erſten Perioden hervor gingen; — die großen Eigenſchaften, durch welche die Perſonen der erſten Könige ſowohl, als die der meiſten Conſuln ausgezeichnet geweſen; — die Beyſpiele aller Tugenden, welche das Volk theils in der Geſchichte des Vaterlandes aufgezeichnet fand, theils vor ſeinen Augen von ſeinen würdigſten Bürgern ausüben ſah; — die öffentliche Anerkennung des Verdienſtes, und die ehrenden Auszeichnungen, die großen und edlen Thaten ſtets zu Theil wurden; — jener Freyheitsſinn, und jene Vaterlandsliebe, welche in der Bruſt jedes Römers glühten; die ihn zu der größten Selbſtverläugnung, zu den glänzendſten Opfern begeiſterten; welche es den nach der Herrſchaft ringenden Uſurpatoren nothwendig machten, die edelſten und kräftigſten Männer durch Hinrichtung und Aechtung aus dem Wege zu räumen, ehe ſie die Freyheit vernichten konnten; — endlich die Wirkungen der Künſte und Wiſſenſchaften, die aus allen Theilen der Erde zu Rom als in einem Mittelpuncte zuſammen ſtrömten. —

Rom brauchte viel weniger Zeit, um von dieſer moraliſchen Höhe herab zu ſtürzen. In raſchen Sprüngen eilte es, durch die gewonnenen Schätze, durch ausſchweifende Habſucht und Herrſchbegierde, durch übertriebenen Luxus und Weichlichkeit, durch die Verachtung der veralteten Tugenden, der entheiligten Geſetze, der ehrwürdigen Pflichten, der reinen einfachen Sitten, fortgeriſſen, durch Laſter aller Art entnervt, durch Partey-Wuth zerfleiſcht, in die Ketten der Tyranney, und verlor mit ſeinem inneren Werthe die Freyheit, welcher es nicht mehr würdig war. — Die wenigen noch übrigen Edlen gingen im Kampfe für dieſe Freyheit unter. Der entwürdigten Nation blieb nichts übrig, als ihre Laſter, ihre Schwächen, und die geiſtige Bildung, die denjenigen, in welchen ſich ein richtiges Gefühl erhalten hatte, den Druck der Sclaverey noch ſchmerzhafter machte. Doch der größte Theil des Volkes war ſchon ſo tief geſunken, daß es die wenigen ihm übrig gebliebenen Geiſteskräfte nur zur kriechenden Schmeicheley gegen die Tyrannen, zu Erfindung neuer Ausſchweifungen und Laſter, und zum unerſättlichen Streben nach Hofbedienungen und Schätzen anwendete. Wir werden in der Fortſetzung der Geſchichte unſeres Vaterlandes zahlreiche Beweiſe finden, daß die Bahn, welche das römiſche Volk durchlief, ſeitdem es die Tugend verließ, und dafür von der Freyheit verlaſſen wurde, ein Gewebe von Niederträchtigkeit, Tyranney, knechtiſcher Unterwürfigkeit, Mord, Raubſucht und Empörung war; daß über einer unbegränzten Selbſtſucht das Vaterland ganz vergeſſen wurde, und daß dieſes Volk damahls, als die Barbaren es vernichteten, kaum mehr in Niederträchtigkeit und Laſter hätte weiter ſchreiten können. —

Wir ſchließen das Lebensgemählde der Römer mit der Aufſtellung jener allgemeinen charakteriſtiſchen Züge, welche uns dieſes Volkes Denkungsart, ſeine gemüthlichen Eigenſchaften, ſeine geſellſchaftlichen Neigungen anſchaulich machen. Dieſe pſychologiſchen Eigenheiten, ſie mögen nun mehr zum Laſter

oder zur Tugend ſich hin neigen, geben dem, was durch die Volksgebräuche, durch religiöſe oder politiſche Geſetze ſchon beſtimmt angedeutet war, erſt die gehörige Farbe. Denn eben dieſe Nuancen laſſen ſich weder durch Geſetze, noch durch eingeführte Gebräuche, beherrſchen, obwohl dieſe beyde die Ausbrüche der Gemüthsempfindungen beſchränken, die Leidenſchaften oft gewaltſam unterdrücken, auch dieſelben in dem Laufe mehrerer Generationen durch ſtetes Dahinwirken mildern oder erhöhen, verändern oder verwiſchen können.

Eine zur Natur gewordene Ehrfurcht gegen Obrigkeit, Geſetz und Religion lag ſowohl in dem Verſtande, als in den Herzen der älteſten Römer. Unter dem Drucke, welchen das Volk, auch ſchon in dem Zuſtande der ſcheinbaren Freyheit und Gleichheit vor dem Geſetze, von ſeinen patriciſchen Mitbürgern erdulden mußte, ſeufzte es ſchwer, und blieb dennoch ruhig. Zwar wurde es mehrere Mahle von Ehrſüchtigen zur Durchſetzung der eigenen Plane gemißbraucht und aufgeregt; aber dieſe Verirrungen müſſen größten Theils auf die Rechnung ſeiner Verführer geſchrieben werden. Wurde es von dieſen verlaſſen, ſo kehrte es, den Bitten und Zureden ſeiner rechtmäßigen und vorwurfsfreyen Obern gerne Gehör gebend, mit der rühmlichſten Selbſtverläugnung zur Ruhe und Pflicht zurück. Bey jeder Gelegenheit bewies der Römer der älteren Zeit ſeinen Obern den pünctlichſten Gehorſam, die unverbrüchlichſte Treue, und die aufrichtigſte Achtung. —

So lange das Volk noch einen Antheil an der Regierung hatte, zeigte es in ſeinen Anſichten und Ausſprüchen die größte Billigkeit, und eine rühmliche Gerechtigkeitsliebe. Der Eid, ſelbſt das dem Feinde gegebene Wort, waren ihm heilig. — Es hing mit ganzer Seele an ſeiner Freyheit. Es haßte ſeine Unterdrücker. Es beugte ſein Haupt erſt unter das Joch der Tyranney, als es durch die langen Kämpfe der Parteyen ermattet war, als der edelſte Theil ſeiner Bürger verblutet

hatte, — nach zertrümmerter Kraft, — mit zerriſſenem Herzen. — Mäßigkeit, Enthaltſamkeit, Keuſchheit, Tapferkeit, Entſchloſſenheit, Beſonnenheit, Unternehmungsgeiſt, Aufrichtigkeit, Geradheit, Wahrheitsliebe, Freymüthigkeit im Reden und Handeln, Seelengröße, Gefühl für alles Edle und Erhabene, aber auch für das Ungeheure, Rieſenmäßige, Außerordentliche, — endlich die reinſte, ungeheuchelteſte, aufopferndeſte Liebe zum Vaterlande, waren die ſchönen Tugenden, die das Bild des früheren Römers als ein liebenswürdiges Muſter zur Nachahmung für alle Völker und Zeiten aufſtellen. — Hierzu rechnen wir noch billig die Feinheit und den hohen Anſtand der Sitten; — die manches Mahl wohl zur Uebertreibung ſich hinneigende Feyerlichkeit in öffentlichen und Privat-Angelegenheiten, im Gottesdienſte, in Triumphen, in den religiöſen Feſten, in Kampf- und Schauſpielen, in Kleidung, Gang und Geberden; — den geſchmackvollen Ton, den kraftreichen Ausdruck in Rede, Gedicht, Brief, und in größeren ſchriftlichen Ausarbeitungen; — den feinen Witz, mit Herzensgüte verbunden, welchen der Römer bey den meiſten Gelegenheiten gegen ſeine Landsleute, aber auch nur gegen dieſe allein, blicken ließ. —

Doch dieſes reitzende Gemählde hatte auch ſeine Schatten. Von der Wildheit der früheſten Zeiten zeigten ſich auch noch in ſpäteren Jahrhunderten ſehr bedeutende Spuren. Noch unter den Kaiſern wurden neu geborene Kinder grauſam auf die Gaſſe geworfen, und der Wille des Vaters entſchied mit unbeſchränkter Gewalt über Leben und Vermögen ſeiner nächſten Angehörigen. Die Grauſamkeiten, welche man ſich gegen ſeine Schuldner oder gegen Leibeigene erlaubte, empören die menſchliche Natur, und doch wurden ſie ſogar durch die Geſetze erlaubt. — Die Behandlung kriegsgefangener Könige und unterjochter Völker war ſelten großmüthig, ja meiſtens barbariſch und grauſam. Die Erſteren mußten in Feſſeln den Triumph des Siegers zieren, und wurden ſodann gewöhnlich ver-

giftet. Die Letzteren wurden theils gewaltſam aus ihrem Vaterlande in andere Gegenden verſetzt, theils zur Leibeigenſchaft verdammt, theils mit unerſchwinglichen Auflagen gedrückt. — Eben ſo ungerecht und einſeitig war der übertriebene Stolz, mit welchen die Römer alle Nationen, auch die ſie nicht beſiegt hatten, verachteten. Er wurde bitter dadurch beſtraft, daß die ſo gering geſchätzten Barbaren das Reich vernichteten, und dann, nur mit weit größerem Rechte, den damahls ſchon aller Tugenden entkleideten Römern mit gleicher Verachtung vergelten konnten. — Die Spiele der Gladiatoren waren doch gewiß die unmenſchlichſte Luſt, welche uns die Geſchichte von irgend einem Volke aufgezeichnet. Dieſe verabſcheuungswürdigſte Grauſamkeit bleibt ein ewiger Schandfleck für die Nation, welche alle ihre Tugenden, Anſtand, Billigkeit und Menſchengefühl in ſolchen Augenblicken abgelegt zu haben ſchien, um in der unſinnigſten und abſcheulichſten Mordluſt zu ſchwelgen. —

Dieß ſind die bedeutenden Fehler, die den Römern auch in den tugendreichſten Zeiten der Republik anhingen. Wir haben an mehreren Stellen dieſer Schilderung der Folgen erwähnt, welche der Reichthum, das Wohlleben, die Herrſchſucht, die aus der Fremde eingewanderten Laſter, endlich die Sclaverey, auf das römiſche Volk äußerten. Um die Schattenſeite dieſes Gemähldes zu vollenden, würde es nur einer Zuſammenſtellung jener einzelnen moraliſchen Züge bedürfen, welche uns die Geſchichte Roms unter den Kaiſern aufbewahrt hat. Aber da dieſe Geſchichte zugleich die Geſchichte unſeres Vaterlandes iſt, da wir ſie daher von jetzt an ohnehin weitläufiger behandeln müſſen, ſo wird aus derſelben der Verfall der Sitten, das Emporkeimen der Laſter von ſelbſt klar und deutlich hervorgehen. — Aus dieſer Geſchichte wird ſich das Bild des Römers ergeben, wie er war, als er unſere Provinzen beherrſchte, in denſelben wohnte, und in ihnen unterging. —

Dritter Abſchnitt.

Geſchichte der öſtreichiſchen Länder nach dem Einfalle der Cimbrer und Teutonen, bis zur Schlacht von Actium und Octavians Alleinherrſchaft.

Zeitraum vom Jahre 101 bis 29 vor Chriſti Geburt.

Inhalt.

Zuſtand der römiſchen Republik, und Geſchichte derſelben vom Beginn dieſes Zeitraums bis zum erſten Triumvirat. Licinius Craſſus ſchlägt die Bewohner der cisalpiniſchen Alpen (94). Der Krieg der Bundesgenoſſen in Italien (91 — 88). Der erſte mithridatiſche Krieg (88 — 84). Der Bürgerkrieg zwiſchen Marius und Sylla (87 — 82). Sylla's Siege über die Dardaner, Scordisker, Dalmaten und die Anwohner der Donau (85). Zweyter mithridatiſcher Krieg (82 — 81). — Theilnahme Cisalpiniens an dem nach Sylla's Tode aufs neue ausbrechenden Bürgerkriege (78). Kriege der römiſchen Statthalter Macedoniens gegen Illyrier, Dalmaten, Möſier, Dacier, Thracier und andere öſtliche Völker (98 — 61). — Dritter mithridatiſcher Kreig (74 — 64). Der Fechterkrieg des Spartacus (73 — 71). —

Triumvirat des Cäſars, Pompejus und Craſſus (60). Julius Cäſar wird Statthalter in Cisalpinien, Illyrien und Gallien (58). Deſſen Feldzüge gegen Helvetier, Gallier, Deutſche und Brittanier (58 — 49). — Boerebiſtas, König der Geten; ſeine Thäten; Vertreibung der Bojer aus Pannonien (69—57). — Cäſars Zwiſte mit den Pyruſten, Dalmaten, Illyriern und Jopydiern (54 — 53). Betrachtung über deſſen zehnjährige Verwaltung Ober-Italiens und Illyriens. — Bürgerkrieg zwiſchen Cäſar und Pompejus. Feldzüge in Illyrien (49 — 46). Schlacht bey Pharſalus (48). Sonſtige Schickſale des römiſchen Reiches bis zu Cäſars Ermordung (15. März 44). —

Bürgerkrieg in Cisalpinien, Illyrien u. ſ. w. (44 — [illegible]). Triumvirat des Octavians, M. Antonius und Lepidus. Conſul Minucius Plancus ſchlägt die Rhätier (42). Beſiegung der

Republikaner in den zwey Schlachten bey Philippi (42). Empörung des L. Antonius in Ober-Italien (41 — 40). Agrippa's Feldzug in Gallien und Germanien (37). — Octavians erſter Feldzug im Oſten (35). Beſiegung der Liburnier, Japydier, Carnier, Taurisker und Pannonier. — Octavians zweyter Feldzug im Oſten (34). Empörung und Bezwingung der Pannonier. Niederlage der Dalmaten. — Dritter Zug Octavians nach den öſtlichen Ländern (33). Gänzliche Unterwerfung Dalmatiens und Illyriens. — Krieg der Römer mit den Salaſſern in Liguriens Alpen (36 — 34). — Ausbruch des Bürgerkrieges zwiſchen Octavian und M. Antonius (32). Seeſchlacht bey Actium (31). — Octavian, Alleinherrſcher des römiſchen Reiches (29). —

Während Marius die Cimbrer, Teutonen und ihre Verbündeten beſiegte, hatte Rom noch einen andern ſchweren Krieg (ſeit dem Jahre 104 v. Chr. G.) gegen die in Sicilien empörten Sclaven zu führen. Er wurde durch den Conſul Aquilius im Jhre 101 beendet, nachdem eine, den Angaben der römiſchen Schriftſteller zu Folge, unermeßliche Anzahl dieſer Rebellen im verzweifelten Kampfe gefallen. — Im Jahre 100 war Marius das ſechste Mahl zum Conſul erwählt worden. Dieſer herrſchſüchtige Mann faßte damahls den Entſchluß, dem Vaterlande, das er gegen äußere Angriffe ſo ruhmvoll vertheidiget hatte, ſelbſt als gefährlichſter Feind die Freyheit zu rauben. Er, der ſich aus der Hefe des Volkes zur höchſten Ehrenſtufe empor geſchwungen, haßte den Adel mit unverſöhnlichem Grimme. Mit den kühnſten Abentheurern verband er ſich, den Senat zu demüthigen, und ſuchte, die niedrigſte Volks-Claſſe auf Unkoſten des Staates ſeiner Perſon zu verbinden. Die Republik war in Gährung. In der Hauptſtadt kam es zu blutigem Handgemenge. Die frechen Anhänger des Marius, auf den Beyfall des mit baarem Gelde erkauften, oder mit vorgeſpiegelten Hoffnungen auf Aecker- und Getreide-Vertheilungen gewonnenen Pöbels geſtützt, ſetzten mehrere ſtaatsverderbliche Geſetze durch. Rom fing zu jener Zeit

an, ſeine edelſten Bürger zu morden oder zu verbannen, die zu beſitzen, es nicht mehr würdig war. —

Im Jahre 99 v. Chr. G. erblickte Einer der größten Römer das Licht der Welt: Julius Cäſar. Während der Jugend dieſes Helden erſchütterten große Begebenheiten das Innerſte ſeines Vaterlandes. Zwar ſtand die Republik ſiegreich und herrſchend auf den Trümmern aller Reiche, über die ſich ihr zerſtörender Arm ausgebreitet. In allen Welttheilen dehnten ſich ihre Beſitzungen aus, und die Beſchlüſſe des Senats galten dem größten Theile der damahls bekannten Erde als Geſetze. Carthago war zerſtört; Macedonien, Griechenland, Illyrien, Iſtrien, waren beſiegt; Italien war von der Republik unverſöhnlichen Feinden, den Celten, gereinigt. Die Schätze der Welt floſſen in Rom zuſammen, und die Meiſterſtücke griechiſcher Kunſt waren bereits nach dieſer Stadt gewandert. Aber die Tugenden, welche die Republik auf eine ſo ſchwindelnde Höhe gehoben, die ihr zugleich ein moraliſches Uebergewicht über die Völker gegeben hatten, waren größten Theils in Ueppigkeit, Wohlleben, und in, früheren Geſchlechtern unbekannten, Laſtern untergegangen. Die Geiſteskräfte, welche einſt nur allein von Vaterlandsliebe geleitet wurden, nur für die Größe und den Ruhm des gemeinen Weſens gewirkt hatten, weihten ſich jetzt der ungezähmten Herrſchſucht, dem Eigennutze, der Partey-Wuth. Das Gemeinwohl wurde vergeſſen. Die Freyheit der Republik wurde das Ziel kühner Angriffe mächtiger Bürger. Auf zahlloſen Leichen der Edelſten und Beſten erſtiegen verwegene Uſurpatoren den Gipfel der unbeſchränkten Macht, und legten die Mitbürger in ſchimpfliche Feſſeln. — So bereitete ſich der Schauplatz vor, auf dem Julius Cäſar ſeine große Rolle ſpielte. So wurde ihm der Pfad zur Tyranney und Alleinherrſchaft geebnet. Er ſtieg ihn raſch hinan. Doch auf deſſen letzter Stufe ereilte ihn das rächende Geſchick, und er fiel unter den Dolchen verſchworener Meuchelmörder. —

Wir wollen die wichtigen Ereigniſſe bis zu der Zeit, wo Cäſar in unſern Ländern handelnd auftritt, mit wenigen Worten zu ſchildern verſuchen. Immer näher fließen die Schickſale Roms mit dem Geſchicke unſerer Provinzen zuſammen, bis beyde unter Cäſar und Auguſt ſich vereinigen, und Jahrhunderte hindurch vereint bleiben. — Die Proconſuln und Prätoren, welche die Provinzen des Reiches verwalteten, verübten in jener Zeit die unverſchämteſten Erpreſſungen. Die Publikaner — römiſche Ritter, denen die Erhebung der Abgaben übertragen war — ſogen das Mark der Länder aus. Keine Klage der Unterdrückten wurde an den Gerichtshöfen angenommen oder befriediget; denn auch die Gerechtigkeit verwalteten Ritter, die ihren Antheil an dem Gewinn der Erpreſſungen nahmen. Von dieſen hatten alſo die armen Unterjochten weder Recht, noch Abhülfe zu erwarten. — Ein im Jahre 95 gegebener Senatsbeſchluß unterſagte den Provinzialen, den Titel römiſcher Bürger ſich anzueignen, ohne hierzu durch ausdrückliche Bewilligung des Senats berechtigt zu ſeyn; denn viele Lateiner und andere Italiener, die nur Bundesgenoſſen Roms waren, hatten ſich denſelben angemaßt. — Im Jahre 94 fand der Proconſul Licinius Craſſus in Ober-Italien Gelegenheit, einige Einfälle, welche die Alpenbewohner in die Ebenen gemacht, zurückzuſchlagen. — Im Jahre 93 trat Sylla, der als des Marius Unter-Feldherr wichtige Dienſte gegen die Cimbrer geleiſtet, als Prätor auf. Ein großes Thiergefecht, in welchem hundert entfeſſelte Löwen von afrikaniſchen Fechtern bekämpft wurden, verfehlte nicht, ihm die Gunſt der ſchauluſtigen Römer zu gewinnen. — Im folgenden Jahre, als Statthalter in der Provinz Aſien, ſetzten ſeine Siege den König von Cappadocien wieder auf den ihm von Mithridates, dem Könige in Pontus, geraubten Thron. — Im Jahre 88 erhielt Sylla, ungeachtet der Ränke, die Marius dagegen anwendete, das Conſulat. Dieſer Mann ſpielt

von nun an eine ſehr bedeutende Rolle in der römiſchen Geſchichte. —

Die italieniſchen Bundesgenoſſen waren durch die Verſagung des römiſchen Bürgerrechts, auf welches ſie einen großen Werth legten, tief gekränkt. Sie glaubten, dasſelbe durch ihre erprobte Treue, und durch die wichtigen Dienſte, die ſie ſeit Jahrhunderten der Republik in allen ihren Kriegen geleiſtet, verdient zu haben. Mehr als die Hälfte der Soldaten, aus welchen Roms Armeen beſtanden, hatten ſie jedes Mahl geſtellt. Die Siege, die Eroberungen hatten ſie erfechten helfen. Der Gewinn war immer der Republik geblieben. Die Ehre, ſich zu den Römern rechnen zu dürfen, war der einzige Lohn, welchen ſie anſprachen; und auch den ſollten ſie jetzt entbehren. — Ihre Bemühungen für die Aufhebung des Beſchluſſes, welcher ſie eines ſo theuern Titels beraubte, blieben vergeblich, und ſo glaubten ſie nun im Gefühle ihrer Kraft, ſich das entzogene Recht durch Waffengewalt ertrotzen zu dürfen. So entſtand dann der Krieg mit den Bundesgenoſſen, der ſich über die Länder der Marſen, Peligner, Samniten, Campaner, Apulier u. ſ. w. ausbreitete, und vom Jahre 91 bis 88 dauerte. Ein Reich ſollte die Halbinſel nach der Verbündeten Plane bilden. Corfinium wählten ſie, unter dem Nahmen Italicum, zu deſſen Hauptſtadt. Ein Senat, Conſuln, Prätoren, nach römiſchem Vorbilde, verwalteten die Regierung. Ein Herz, ein Sinn leiteten alle Bewegungen. An Kriegszucht, Waffenerfahrung, Anführern waren die Verbündeten den Römern gleich, — an Tugenden überlegen. Blutige Treffen folgten ſich ohne Entſcheidung. Doch wuchs täglich die Gefahr der Römer, und der Ausgang ſchien nicht mehr zweifelhaft. Marius, Sylla und Cnejus Pompejus Strabo waren Roms Feldherrn in dieſem Kriege. Weniger durch die Tapferkeit und die Siege derſelben, als durch die entzweyende Politik, durch welche Rom den Bund zerriß, und durch nachgebende Bewilligung

eben jenes Bürgerrechtes, welches die Urſache des Kampfes war, wurde dieſer innere Krieg ruhmlos für die Republik beendigt. Während ſeiner kurzen Dauer gingen von beyden Seiten über 300,000 Menſchen zu Grunde, und Rom war ſo weit gebracht worden, daß es die Legionen mit freygelaſſenen Sclaven ergänzen mußte. — Die Lateiner, die Umbrier und Etrurier hatten keinen Theil an dem Aufſtande genommen. Dieſen verlieh der Senat alſo auch aus Dankbarkeit, nach hergeſtelltem Frieden, freywillig das Bürgerrecht. — Die celtiſchen Bewohner Ober-Italiens, oder Liguriens, der Lombardie und Venetiens, waren nie als Bundesgenoſſen, ſondern immer nur als Unterthanen, und ihr Land ſtets als eine eroberte Provinz angeſehen worden. Die Urſache des Krieges regte ſie daher nicht zur Theilnahme an der Empörung auf. Vermuthlich hatten auch die vielfältigen früheren Niederlagen, die gewaltſame Verſetzung ganzer Stämme nach weit entfernten Provinzen, endlich die zahlreichen römiſchen Coloniſten, welche ſich in Ober-Italien angeſiedelt, die Urbewohner ſo ſehr geſchwächt, daß ſie nicht mehr im Stande waren, für die Wiedererhaltung ihrer Freyheit etwas Bedeutendes zu wagen. —

Der erſte Krieg gegen Mithridates, den König von Pontus, brach im Jahre 88 aus. Während des Bundesgenoſſenkrieges hatte dieſer König die Römer aus Klein-Aſien vertrieben, in den Städten Aſiens eine allgemeine Ermordung aller Italiener auf einen Tag veranlaßt, — man rechnete die Zahl der Gefallenen auf 150,000, — und bereits ein ſtarkes Truppen-Corps nach Griechenland marſchiren laſſen. Unter den Völkern, welche demſelben gegen Rom Hülfs-Truppen gaben, nennt Appian (de b. m. 15. C.) die Scythen, Taurier, Baſtarnen, Thracier, Sarmaten, und alle Anwohner des Don, der Donau und des Palus Mäotis. — Marius und Sylla, Nebenbuhler um Kriegsruhm und um politiſche Macht, trachteten beyde nach dem Oberbefehle. Der Senat

verlieh ihn dem Letzteren, einem jüngern, kraftvollen, vielversprechenden Manne, der auch wirklich das nach Aſien beſtimmte Heer im Lager bey Nola in Campanien zuſammenzog. Unterdeſſen hätten Marius und ſeine Anhänger durch ihre Ränke das Volk aufgehetzt, und es dahin gebracht, daß das Commando dem Sylla wieder abgenommen, und dem Marius gegeben wurde. Sylla war nicht geneigt, ſich eine ſo unwürdige Behandlung gefallen zu laſſen. Er kehrte zwar mit ſeinen Truppen nach Rom zurück, aber als offener Feind der Partey ſeiner Gegner. Er überwand mit leichter Mühe den kraftloſen Widerſtand, und drang kämpfend in die Stadt. Marius und ſeine Anhänger wurden geächtet. Dann ging Sylla mit ſeiner Armee nach dem Orient ab. Während er nun dort den Krieg mit großem Glücke führte, wurde Rom (86) von Marius und dem ihm ergebenen Conſul Cinna belagert, und der Senat ſah ſich gezwungen, der jüngſt Verbannten Zurückberufung auszuſprechen. Jetzt fielen die Freunde Sylla's auf Marius Befehl zu Tauſenden unter dem Mordſtahl, und dieſer beherrſchte Rom, zum ſiebenten Mahle Conſul, mit ungezügelter, blutdürſtiger Tyranney, welcher jedoch ſein Tod noch im nähmlichen Jahre ein Ende machte. —

Von den Ereigniſſen des Krieges gegen Mithridates führte eines den Kampf nahe an unſere öſtlichen Gränzen. Dieſes Königs Feldherr, Archelaus, drang mit einem ſtarken Heere in Griechenland ein, und beſetzte einen großen Theil desſelben; auch Athen ergab ſich ihm. Des Mithridates Sohn, Arcathias (oder Ariarathes) hatte Thracien und Macedonien (im Jahre 86) erobert, Statthalter über dieſe Länder geſetzt, und marſchirte nun gegen Sylla, der eben damahls Athen belagerte. Er ſtarb aber auf dem Marſche zu Potidäa am Gifte, welches ihm ſein eigener Vater hatte beybringen laſſen. — Sylla eroberte Athen nach langwieriger Belagerung. Ein entſetzliches Blutbad ſtrafte die hartnäckige Vertheidigung der Einwohner. — In Böotien beſiegte Sylla des Mithridates

Heere in den Schlachten von Chäronea und Orchomenus, und unterwarf dadurch ganz Griechenland aufs neue der römiſchen Herrſchaft. Ein Waffenſtillſtand, mit Archelaus abgeſchloſſen, erlaubte dem Sylla, ſeine Legionen gegen andere Feinde zu führen. — Die Anwohner der Donau hatten die oft verübten Einfälle erneuert. Thracier drangen verheerend bis Dodona vor, und plünderten den Tempel des Dios. Sylla griff zuerſt die Macedonien umwohnenden Völker der Eneter und Sinter an (85). Auch die Meder, Dardanier, Scordisker, Dalmaten und Möſier beſiegte er zum Theil in Gefechten; theils brachte er ſie durch Verträge zum Gehorſam. (Livius in der Inhaltsanzeige der verloren gegangenen Bücher 74. 76. 81. 82. 83.; App. d. b. m. 55. C.; Dio C. Fragment 116.; Eut. 5. B. 4. C.; Au. Vic. 1. B. 75. C.; Plutarchs Sylla 23. C.; Flor. 3. B. 5. C.) — Fimbria hatte unterdeſſen den Krieg in Aſien mit ſolchem Glücke fortgeführt, daß Mithridates ſich überall geſchlagen ſah, und willig den Frieden annahm, deſſen ſchwere Bedingungen Sylla vorſchrieb. — Von der Rache gerufen, eilte Sylla dann aus Aſien nach Italien zurück. In dieſer Halbinſel herrſchten damahls der Sohn und die Anhänger des verſtorbenen Marius. Uneinig in Anſichten und Hülfsmitteln, hatten ſie dennoch zum Widerſtande gegen Sylla ſechs Armeen, die über zwey Mahl hunderttauſend Streiter zählten, aufgeſtellt. Nach mehreren blutigen Schlachten bemächtigte ſich Sylla Roms (82), und bezwang bald auch ganz Italien. Von beyden Parteyen wurden die entſetzlichſten Grauſamkeiten gegen ihre Gegner ausgeübt. Sylla beendigte durch die Beſiegung und Vertilgung aller ſeiner Feinde, durch die Ermordung oder Aechtung der Senatoren und Ritter, die wider ihn Partey genommen, durch die Zerſtörung der Städte, die gegen ihn die Waffen ergriffen, und durch Niedermetzlung ihrer Bewohner, — endlich durch ſeine, von ihm ſelbſt despotiſch eingeleitete Erwählung zum Dictator, den erſten Bürgerkrieg, der gränzenloſen Jam-

mer über ganz Italien gebracht hatte (1). Nur in Spanien vertheidigte ſich noch immer Sertorius, als Haupt der Ueberreſte der marianiſchen Partey, mit eben ſo viel Tapferkeit als Glück, bis ihn einer ſeiner Officiere, Perperna, meuchlings (72) ermordete, worauf dann ſeine Truppen mit leichter Mühe von Cn. Pompejus dem Großen beſiegt wurden. —

In die Jahre 82 — 81 fällt der zweyte Krieg gegen Mithridates. Die Ereigniſſe desſelben ſcheinen nicht erheblich geweſen zu ſeyn. Murena commandirte in dieſem Feldzuge die römiſche Armee. Julius Cäſar legte damahls ſeine erſte Waffenprobe ab. Unter dem Commando des Prätor Thermus wohnte er der Belagerung von Lesbos (Mitylene) bey, und

---

(1) Sylla ſchlug des Marius Anhänger bey Sacriport (in der Nähe von Segnia, unweit Präneſte), und an Roms colliniſchem Thore, wobey 70,000 Mann niedergemacht wurden. 4000 Bürger, die ſich bereits ergeben hatten, wurden in dem Stadthof niedergemacht. 2000 aus der Blüthe der Partricier und des Ritterſtandes wurden durch ein einziges Edict Sylla's dem Tode geweiht. Bäbius wurde mit Händen zerriſſen. Des Marius Bruder wurde bey des Catulus Grabe, nachdem ihm zuvor die Augen ausgeſtochen, und die Hände abgeſchnitten worden, mit den Beinen in die Erde gegraben, und noch einige Zeit über beym Leben erhalten, damit ein Glied nach dem andern abſterbe. Angeſehene Landſtädte wurden an die Meiſtbiethenden verkauft, in andern alle Bewohner hingerichtet, und die Orte ſelbſt zerſtört. (Flor, 3. B. 21. C.). — Das Verderbniß ſtieg ſo hoch, daß Habſucht eine Quelle der Wuth wurde. Die Strafbarkeit eines Bürgers wurde damahls nach der Größe ſeines Vermögens abgemeſſen. Wer reich war, mußte ſtraffällig ſeyn, und bezahlte den Preis ſeines Kopfes mit ſeinem eigenen Gelde. Was Gewinn brachte, hörte auf ſchändlich zu ſeyn (Vell. Pat. 2. B. 22. C.). — In den zehn Jahren, die der Bundesgenoſſenkrieg und der erſte Bürgerkrieg gewähret, gingen gegen 100 Ex-Conſuln, Ex-Prätoren und Ex-Aedillen, 200 Senatoren, mehrere tauſend Ritter, und 400,000 andere Römer zu Grunde.

wurde mit einer Bürgerkrone beſchenkt, weil er einem Solda- ten das Leben gerettet. Auch an dem bald darauf (78) aus- brechenden Kriege gegen die ciliciſchen Seeräuber (2) unter dem Proconſul P. Servilius nahm er Theil. —

Bey Sylla's im Jahre 78 erfolgtem Tode bekleideten Lu- tatius Catulus und Aemilius Lepidus das Conſulat. Der Letztere erklärte ſich beſtimmt für die Zurückberufung der durch Sylla geächteten Römer von Marius Partey, und für deren Wiedereinſetzung in ihre Güter. Der Conſul Catulus und der Senat waren gegen dieſen Antrag. Lepidus trat an die Spi- tze eines bewaffneten Volkshaufen, um dieſe Zurückberufung zu erzwingen. Der Prätor M. Brutus, der Ober-Italien ver- waltete, erklärte ſich mit allen in jenen Gegenden liegenden Truppen für den Lepidus, und bewog ſeine ganze Provinz zur offenen Theilnahme an dieſer Sache. Die Verbündeten dran- gen mit einem ſtarken Heere bis vor Rom, wurden aber an der milviſchen Brücke (Ponte Mole) von Catulus und Pom- pejus geſchlagen. Lepidus ſtarb in Sardinien, wohin er ſich ge- flüchtet. Pompejus verfolgte den M. Brutus nach Ober-Ita- lien, belagerte ihn in Mutina (Modena), und ließ ihn nach

(2) In den felſigten Buchten Iſauriens, am ſüdlichen Abhange des Gebirges Taurus, wohnten dieſe kühnen Corſaren. Sie plün- derten beſonders die ſyriſchen Küſten, und führten die Einwoh- ner hinweg, die ſie als Sclaven, vorzüglich an die Römer, ver- kauften. Sie mehrten ſich durch Abentheurer aus allen Ländern, und beſonders durch die bey Reduction der römiſchen Flotte nach dem erſten mithridatiſchen Kriege entlaſſenen Matroſen. Sie fanden auch in Europa an den Bewohnern mehrerer griechiſchen Inſeln thätige Bundesgenoſſen. Ihre Kühnheit wurde nun ſehr groß. Mit mächtigen Geſchwadern durchkreuzten ſie die Meere. Italiens Küſten wurden angefallen, die See-Verbindungen Roms mit ſeinen fernen Provinzen und Kriegsheeren unterbrochen. Die Kauffahrdeyſchiffe wurden genommen. Die Reiſenden mußten mit großen Summen ihre Freyheit erkaufen, u. ſ. w.

Einnahme dieſer Stadt hinrichten. Die Reſte ſeines Heeres, theils Römer, theils Celten, irrten in zerſtreuten Haufen plündernd und raubend in ganz Italien umher. Doch von allen Seiten verfolgt, ſchlugen ſie ſich mit eben ſo viel Verwegenheit als Glücke über die tauriniſchen Alpen, durch Gallien, und über die Pyrenäen nach Spanien, zu dem Heere des Sertorius durch. —

In der Provinz Macedonien hatten Roms Proconſuln faſt ununterbrochen gegen die Anfälle der umwohnenden barbariſchen Nationen zu kämpfen. Als der Prätor C. Sentius (98) Macedonien verwaltete, empörten ſich alle um dieſe Provinz her wohnende Barbaren. Er focht auch unglücklich gegen die Thracier. (Liv. 70. B.) — Appius Claudius Pulcher wurde nach vollendetem Conſulate nach Macedonien geſchickt. Er lieferte den Thraciern und andern in der Provinz Rhodope wohnenden Völkern mehrere unbedeutende Treffen. Er ſtarb (78) vor Verdruß, daß das Glück ſeine Unternehmungen nicht beſſer begünſtiget hatte (Eut. 6. B. 2. C.). Doch war er bis zu den Sarmaten gedrungen (Flor. 3. B. 4. C.). — Cn. Cornelius Dolabella (77) war glücklicher, und erhielt die Ehre des Triumphes. Er wurde aber von dem damahls zwey und zwanzigjährigen Julius Cäſar wegen der Erpreſſungen öffentlich angeklagt, die er in ſeiner Provinz Macedonien verübet. — Im Jahre 75 drang der Proconſul C. Scribonius Curio in Thracien gegen die Dardanier vor. Schon war er an die Donau in der Nähe der daciſchen Alpen angekommen, als das wilde Ausſehen und die finſteren Wälder jener Gegend die römiſchen Soldaten mit banger Furcht erfüllten (Fl. 3. B. 4. C.). Eine der fünf Legionen, welche des Proconſuls Armee bildeten, weigerte ſich, noch weiter vorzurücken. Scribonius befahl, die Widerſpänſtigen zu entwaffnen, nahm ihnen ihre Fahnen, ließ die ganze Legion caſſiren und unterſtecken, und verordnete, daß die Soldaten derſelben zu den beſchwerlichſten Lagerarbeiten gebraucht werden ſollten. Dieſes Beyſpiel der

Strenge wirkte auf die übrigen Legionen. Sie kehrten zur Pflicht zurück. Die ſo kriegeriſchen Dardanier wurden beſiegt und unterjocht. Curio durchzog erobernd Möſien, und drang längs der Donau vor. Aber er überſchritt dieſen Fluß und Daciens Gränzen nicht. Nach dreyjährigen Kämpfen zog er triumphirend in Rom ein (Eut. 6. B. 2. C.). — Cajus Cosconius verwaltete ſodann als Proconſul Illyrien zwey Jahre. Er bezwang einen großen Theil Dalmatiens, und eroberte Salona. (Eut. 6. B. 4. C.)

Im Jahre 74 brach der dritte mithridatiſche Krieg aus, der ſich über einen großen Theil von Aſien verbreitete. — Mithridates hatte Roms innere Unruhen zur Erhöhung ſeiner Macht benutzt. Er dehnte ſeine Herrſchaft über die am Pontus Euxinus wohnenden Völker aus, ſchuf ſich eine zahlreiche, auf Römer Art bewaffnete und diſciplinirte Armee, eine mächtige Flotte, und eröffnete den Krieg, da die Römer das ihnen als Erbe geſchenkte Bythinien beſetzten.

Faſt zu gleicher Zeit (73) hatte ein gewiſſer Spartacus, der aus einem zinsbaren Thracier ein Soldat, vom Soldaten ein Ausreiſſer, endlich wegen ſeiner berühmten Stärke ein Fechter geworden war (Flor. 3. B. 20. C.), in Unter-Italien eine Empörung der Sclaven angezettelt. Er vermehrte ſeinen Anhang, bey der großen Anzahl Mißvergnügter, gar bald bis auf 70,000 Mann, größten Theils Räuber, entflohene Sclaven, Landſtreicher und Gladiatoren. Viele Gallier, Celten und Thracier eilten, ſich an ihn anzuſchließen. Anfangs hatte er den Plan, ſich aus Unter-Italien eine Bahn bis nach den Alpenländern durchzukämpfen, und dort in geſicherter Freyheit zu leben. Sein Glück übertraf aber ſeine Erwartungen weit, und verführte ihn zu dem kühnen Entſchluſſe, ſich zum Herrn und Meiſter Italiens zu erheben. Er trotzte drey Jahre der Macht der Republik, bedrohte Rom ſelbſt, und wurde endlich (71) von Craſſus in Apulien vernichtet. —

M. Terentius Varro Lucullus, ein Bruder des L. Lici-

nius Lucullus, der den dritten Krieg gegen Mithridates mit glänzendem Erfolge führte, erhielt im Jahre 76 die Verwaltung von Macedonien. Er bekriegte die Beſſier in Thracien, und die Möſier. Die Erſtern ſchlug er am Berge Hämus, und eroberte ihre Städte Uscudama (vielleicht Adrianopel) und Cabyle; nach Einigen auch Eumolpiade (Philippopolis) am Hebrus. Er drang mit ſeinem Heere längs der Donau bis an das ſchwarze Meer vor, und zerſtörte die noch in Möſiens Gränzen gelegenen griechiſchen Pflanzſtädte Iſtrus (Iſtropolis), Tomi (Mungalia oder Tomiswar), Callatis (Killia), Dionyſopolis (Varna), Odeſſus (öſtlich von Prislawa oder Martenopel), Meſambria (Miſevria), Parthenopolis, Burziava, Phtinopolis und Appollonia (Sozopolis). Aus letzterer Stadt ließ er den appolliniſchen Koloß nach Rom führen, und weihte ihn in das Capitol (Eutr. 6. B. 8. C.; App. d. r. ill. 30. C.). Nach Florus (3. B. 4. C.) drang Lucull bis an den Don und den Palus Mäotis vor. Er bediente ſich, die Völker zu bändigen, der grauſamſten Mittel. Das Land ließ er mit Feuer und Schwert verheeren. Die Gefangenen entließ er, nachdem ihnen die Hände abgehauen worden. — An der Donau hatte er den Scythen die römiſchen Waffen gezeigt (Sext. Ruf. 9. C.). Er erhielt für ſeine Thaten die Ehre des Triumphes (Eut. 6. B. 8. C.). —

Die ſchon erwähnten aſiatiſchen Seeräuber wurden zwar durch Servilius gedemüthigt. Er hatte Cilicien, ſo wie die der Verbindung mit den Corſaren ſchuldige Inſel Creta, erobert. Der ehrende Beynahme Iſauricus hatte ſeine Thaten gelohnt (74). In den Jahren 68—67 hatte Q. Cäcilius Metellus Creta nochmahls erobert, und auch ſein Nahme war durch den Titel Creticus verlängert worden. Aber erſt Pompejus hob dieſes Uebel aus dem Grunde. Er wurde im Jahre 67 zum Admiral der römiſchen Flotte ernannt. Er reinigte in der kurzen Zeit von vierzig Tagen alle Italien umfließenden Meere, bezwang Cilicien, das Hauptneſt dieſer Räuber, vol-

lends, und kehrte mit unermeßlicher Beute, und einer großen Anzahl von Gefangenen nach Rom zurück. —

Der Krieg gegen Mithridates war bisher mit wechſelndem Glücke geführt worden. Endlich im Jahre 71 war dieſer König, durch die Niederlagen, die ihm L. Licinius Lucullus beygebracht, aus ſeinen Ländern vertrieben, zu ſeinem Schwiegervater Tigranes, dem König Armeniens geflüchtet, der im Jahre 69 ebenfalls von den Römern überwunden ward. Doch Mithridates fand Mittel, ſich ſeines Reiches wieder zu bemächtigen, da die römiſchen Truppen ihren Anführern den Gehorſam verſagten (67), und ſomit deren Unternehmungen lähmten. Da ernannte nun Rom den großen Pompejus (66) zu ſeinem Generaliſſimus. In dieſer Eigenſchaft zog Pompejus nach Aſien, wo ihn Mithridates und ſeine Bundesgenoſſen voll Zuverſicht erwarteten. Unter dieſen nennen die Quellen die Cimbrer, Gallo-Griechen (Galater), Scythen, Baſtarnen, die Celten, die europäiſchen Sarmaten, die Jazygen, und die Thracier, welche zwiſchen den Bergen Rhodope und Hämus wohnten. So vermehrte ſich die Armee des Königs auf 190,000 Mann zu Fuß und 16,000 zu Pferde, ohne die Pioniere und den Troß. Dieſe große Macht beſiegte Pompejus am Euphrat, und Mithridates flüchtete in das Königreich Bosphorus, das ſeinem Sohne Machares gehörte. Pompejus durchzog dann ſiegreich einen großen Theil von Aſien, theilte das eroberte Armenien zwiſchen Tigranes und deſſen Sohn, machte Bythinien, Pontus und Syrien zu Provinzen des Reiches, ſtellte in Judäa einen Hohenprieſter unter römiſcher Hoheit auf, und trat endlich den Marſch nach Arabien an. Da kam ihm die Nachricht von Mithridates Tode. — Machares hatte ſich bey Annäherung ſeines Vaters ſelbſt ermordet, da er wegen des mit Rom geſchloſſenen Bündniſſes deſſen Rache fürchtete. Mithridates, im Beſitze des erledigten Thrones, hatte den Winter über ſich mit größter Anſtrengung zu einem neuen Feldzuge gerüſtet. Nachdem er im Bosphorus eine Armee von

80,000 Mann geſammelt, faßte er den tollen Entſchluß, durch Thracien, Macedonien, Pannonien, und über die Alpen nach Italien zu marſchiren. Alle die tapfern Völker, die er auf dieſem Wege antreffen würde, wollte er zum Bündniß gegen Rom bewegen, und ſich ihre Fürſten durch Vermählung mit ſeinen zahlreichen Töchtern verbinden. Doch ehe er noch die erſten Schritte zur Ausführung dieſes Planes beginnen konnte, brachte ihn eine Empörung, die zu gleicher Zeit in den griechiſchen Städten am Pontus Euxinus, und bey verſchiedenen Abtheilungen ſeiner Truppen ausbrach, aufs Aeußerſte. Seine Schätze und ſeine Kinder wurden von Verräthern an die Römer ausgeliefert. Da beſchloß Mithridates, mit den wenigen ihm noch übrigen Truppen zu den Celten, mit welchen er ſtets gute Freundſchaft gepflogen, zu fliehen. »Er hoffte noch immer, durch die Alpen nach Italien zu Völkern vorzubringen,« ſagt Appian, »welche ohnehin die Römer aufs Bitterſte haßten. Er hatte gehört, daß dieſes nicht allein dem Hannibal gelungen ſey, ſondern auch dem Spartacus, einem Menſchen aus der Hefe des Volkes.« — Aber ſeine Soldaten weigerten ſich, ihn auf dieſem abentheuerlichen Zuge zu begleiten, und riefen ſeinen Sohn Pharnaces zum Könige aus, welcher den Vater in Panticapäa belagerte. Nun endlich, durch Hoffnungsloſigkeit zur Verzweiflung hingeriſſen, nahm Mithridates Gift, und da dieſes keine Wirkung machte, ließ er ſich von Bituites, dem Anführer ſeiner celtiſchen Söldner, tödten (64). Pharnaces wurde von Rom in dem Beſitze des nördlichen Theils des väterlichen Reiches beſtätigt. (Dio Caſſ. 35. — 37. B.; Juſt. 38. B. 3. C.; Livius 102. B.; Aur. Vict. 1. B. 76. C.; App. de b. m.; Flor. 3. B. 5. C.; Eut. 6. B. 10. C.). — So endete dieſer Krieg, der fünf und zwanzig Jahre, mit unbedeutenden Unterbrechungen, gewähret; deſſen glorreicher Ausgang Roms Herrſchaft über einen großen Theil Aſiens ausgedehnt hatte. —

In den Jahren 63 — 62 wurde die Ruhe Roms durch die

Verſchwörung des Catilina unterbrochen, deren Vereitlung Volk und Senat allein der Klugheit und dem Eifer des Conſuls Cicero verdankten, und ihm dafür mit dem Ehrentitel: Vater des Vaterlandes, lohnten. Catilina, ein vornehmer Verſchwender, wollte ſeinen zerrütteten Vermögensumſtänden auf Unkoſten des Staats aufhelfen. Er ſuchte das Conſulat vergeblich. Da verſchwor er ſich mit vielen Mißvergnügten, den Senat zu ermorden, und eine neue Regierungsform einzuführen. Das Geheimniß wurde, bey der großen Zahl der Mitwiſſer, ſehr bald verrathen. Mehrere der vornehmſten Verſchworenen wurden hingerichtet, der flüchtig gewordene Catilina von dem Conſul C. Antonius Nepos bey Piſtoria eingehohlt, und nebſt dem zuſammen gerafften Haufen ſeiner Begleiter nach verzweifelter Gegenwehr aufgerieben. —

Im folgenden Jahre erhielt Antonius als Proconſul die Provinz Macedonien zur Verwaltung, wo es mit den wilden Nachbarvölkern immer zu kämpfen gab. Dieſer Statthalter ſoll die Länder der Dardanier und ihrer Gränznachbarn ausgeplündert haben. Da dieſe Völker aber, mit Baſtarnen und Möſiern vereint, gegen ihn anrückten, hielt er nicht Stand gegen ſie, ſondern er zog ſich mit ſeiner Reiterey eilends zurück, unter dem Vorwande, als ob er irgend anderswo dringend zu thun hätte. Sein Fußvolk blieb alſo ſich ſelbſt, ohne Unterſtützung überlaſſen. Es wurde bey Iſtropolis geſchlagen, und ſoll ſo ſchimpflich geflohen ſeyn, daß es, nebſt der früher gemachten Beute, ſogar ſeine Adler verlor. — Auch gegen Roms Verbündete in Möſien hatte ſich Antonius nicht beſſer benommen. Aber bey der Stadt Genuclá am Iſter wurde er ſelbſt von den Baſtarnen, die den Möſiern zu Hülfe gekommen waren, in die Flucht geſchlagen. — Bey ſeiner Rückkunft nach Rom wurde dieſer Feldherr wegen den begangenen Fehltritten öffentlich angeklagt, und ungeachtet der Schutzrede, mit der ihn ſein vormahliger Mit-Conſul Cicero zu vertheidigen ſuchte, zur Verbannung verurtheilt (Dio Caſſ. 38. B.

10. C.). — Der Krieg währte in der Folge unter den öſtlichen Völkern ſelbſt faſt ununterbrochen fort, und die Möſier wurden bald darauf von eben den Baſtarnen, welche ihnen gegen die Römer ſo thätig geholfen, unterjocht. —

Julius Cäſar war im Jahre 62 Prätor Urbanus zu Rom. Er hatte ſchon früher die Würden eines Flamen Dialis (Prieſter des Jupiters), eines Kriegs-Tribuns, und eines Quäſtors bey der Armee in Spanien bekleidet, war nach Ablauf ſeiner Dienſtzeit zuerſt in den Senat getreten, und hatte endlich das Amt eines Aedilen (65) zur großen Zufriedenheit des Volks, dem er mit Aufopferung ſeines Vermögens verſchwenderiſche Spiele gab, verwaltet. Auch wurde ihm bald darauf die Ehrenſtelle des Pontifex Maximus zu Theil. — Im Jahre 61 ging er als Statthalter nach Spanien. Kurz vor ſeiner Abreiſe war Pompejus aus Aſien nach Rom zurück gekommen, und hatte ſeinen Triumph über Mithridates gehalten, der durch die reiche, zur Schau getragene Beute, durch die große Zahl vornehmer Gefangener, und durch die Menge der beſondere Schlachten andeutenden Siegeszeichen alle früheren Triumphe weit übertraf. — Im nähmlichen Jahre ſchlug der Proprätor von Macedonien Octavius, Kaiſer Auguſts Vater, die Beſſier und Thracier in einer Hauptſchlacht. — Die in jenen Gegenden mit Rom verbündeten Stämme behandelte dieſer Statthalter auf eine ſo kluge und ſanfte Art, daß ihn Cicero ſeinem Bruder Quintus, der Proconſul in Aſien war, als Muſter aufſtellte, wie er die Liebe der ſeiner Verwaltung anvertrauten Länder gewinnen könne (Suet. im Oct., 3. C.). —

Im Jahre 60 kam Cäſar aus Spanien zurück, wo er Rom beträchtliche Länderſtrecken, und endlich auch ganz Luſitanien, beyläufig das jetzige Portugall, unterworfen hatte. Er wurde im folgenden Jahre zugleich mit M. Bibulus zum Conſul erwählt. Die Ariſtokraten ſahen höchſt ungern den ſichtlich nach Herrſchaft ſtrebenden Cäſar an der Spitze der Regierung. Bibulus ſollte ihm das Gleichgewicht halten, zu Gunſten des

Adels wirken. Aber ſeine Widerſetzlichkeit gegen Alles, was Cäſar vorſchlug, um das Volk zu gewinnen, half ihm wenig. Er ſah bald ſein Leben ernſtlich bedroht, zog ſich aus Furcht ganz von den Geſchäften zurück, und ließ Cäſarn walten. Dieſer verband ſich nun das Volk durch die Vertheilung der campaniſchen Aecker, den Ritterſtand durch Begünſtigung der Publicaner und der Pächter der Staatsgüter, und handelte dann frey und ungehindert im Sinne ſeiner Partey. — Cäſar war nähmlich ſchon im vorigen Jahre (60) mit dem großen Pompejus und dem reichen Craſſus in eine enge Verbindung getreten. Dieſes erſte Triumvirat, welches durch die Vermählung Cäſars mit Calpurnius Piſo's Tochter, und durch jene des Pompejus mit Cäſars Tochter Julia befeſtiget wurde, — dieſe beſchworene Vereinigung dreyer Männer, die durch ihre Tapferkeit, durch ihre Schätze, und ihren zahlreichen Anhang in der Armee und im Volke, die öffentlichen Angelegenheiten nach Gefallen lenken konnten, machte der römiſchen Freyheit ein Ende. In dieſem Zeitpuncte umfaßte das Gebieth der zu Grabe gehenden Republik ganz Italien, Iſtrien, einen Theil von Illyrien, Dalmatien, Griechenland, die römiſche Provinz in Gallien, Spanien und Luſitanien, Klein-Aſien, einen großen Theil vom eigentlichen Aſien und von Afrika, dann die meiſten Inſeln zwiſchen Europa, Aſien und Afrika. In ihrer Größe lag ſchon der Keim des Todes für die Republik. Schneller noch reifte ſie zum Untergange bey der innern Verderbtheit. Wenn es als ein Vorzug dieſes Freyſtaates gerühmt wird, daß meiſtens die würdigſten Männer an die Spitze der Armee und der Verwaltung kamen, ſo genügte ſchon dieſer Vorzug allein, auch die Auflöſung des Staates, oder den Deſpotismus, herbey zu führen. Der Feldherr und Statthalter, der in fernen Landen Herr ſeiner ihm ergebenen Truppen, Gebiether über ganze Nationen, ihre Kräfte und Schätze war, konnte bey dem Beſitze ausgezeichneter Geiſteskräfte und Fähigkeiten doch nur ſelten frey von allen Leiden-

ſchaften ſeyn. Es durfte nur Herſchſucht mit Geiſtesgröße zuſammen treffen, ſo mußte in dem Manne der Wunſch entſtehen, ſich nicht länger von dem verächtlichen Pöbel und dem kraftloſen Senate Geſetze vorſchreiben zu laſſen. Er mußte, ſeines eigenen Werthes bewußt, es fühlen, daß er geboren ſey, die Menge zu beherrſchen. Entſtand nun in einem großen, mächtigen Manne dieſer Gedanke, und wurde er zur klug und kraftvoll ausgeführten That, ſo war der Despot, Tyrann oder Uſurpator Herr der Republik. — Fanden ſich Mehrere, die nach dem hohen Preiſe rangen, ſo blutete das Volk in den Kämpfen der Parteyen, und mit dem Falle der Nebenbuhler trat dennoch nur Einer als Herrſcher an die Spitze. So ging aus dem Triumvirate des Pompejus, Craſſus und Cäſar der Letztere als ewiger Dictator, — aus jenem des Octavian, Antonius und Lepidus der Erſtere als Imperator hervor. —

Cäſar arbeitete daran, ſeine weit ausſehenden Plane durch auswärtige Bundesgenoſſen zu unterſtützen. So brachte er es während ſeines Conſulats dahin, daß die Könige Ptolomäus Auletes von Aegypten, und Arioviſt der germaniſchen Sueven als römiſche Bundesgenoſſen anerkannt wurden. Vor Ablauf ſeines Conſulats ließ ſich Cäſar durch den Einfluß ſeiner verbündeten Freunde, und durch einen Ausſpruch des ihm geneigten Volkes, zum Statthalter des ciſalpiniſchen Galliens und Illyriens, mit drey Legionen auf fünf Jahre ernennen, dem der erſchreckte Senat ſelbſt noch das transalpiniſche Gallien mit einer Legion beyfügte (Dio. Caſſ. 38. B. 8. C.; Suet. im J. Cäſ. 22. C.; Plutarch im Cäſar 14. C.). Jeder die Freyheit ſeines Vaterlandes liebende Römer, jeder wahre Patriot, traute bereits dem Cäſar nicht mehr, und ahnete in ſeinem herrſchſüchtigen Gemüthe jene Plane zum Umſturz der Republik, die ſich doch erſt ſo viele Jahre ſpäter entwickelten. Marcus Brutus weigerte ſich damahls ſchon, den Gehaßten als Quäſtor nach Gallien zu begleiten (Aur. Vict. 1. B. 82. C.). Auch Cicero wies die Stelle eines Legaten, die ihm Cäſar anboth, zurück. —

Kaum war Cäſar (im May 58) in ſeinem Verwaltungs-bezirke angekommen, als ihm das Schickſal Gelegenheit zu kriegeriſchen Thaten in Fülle both. Die Helvetier am Ober-Rheine waren ſtets mit den jenſeitigen Germanen in Kriege verwickelt, — daher in Kämpfen geübt, und, wie Cäſar ſich ausdrückt, tapferer als alle Gallier. Von Einem ihrer Für-ſten, Orgetorix, (im Jahre 61) aufgewiegelt, vielleicht auch von den deutſchen Nachbarn gedrängt, beſchloß dieſes Volk, die Oberherrſchaft von Gallien zu erkämpfen, und die bisheri-gen Wohnſitze auf immer zu verlaſſen. Zwey Jahre hatten die Helvetier zu ihren Rüſtungen verwendet. Nun ſchritten ſie zur Ausführung ihres Vorhabens. Sie verbrannten ihre zwölf Städ-te, vierhundert Dörfer und alle einzelnen Häuſer, ſich ſelbſt den Weg zur Rückkehr in die Heimath zu verſchließen. 368,000 an der Zahl, darunter 92,000 Streitbare, die übrigen Weiber und Kinder, verließen ſie ihr Vaterland. Unter dieſem Heere befanden ſich auch 32000 der vorlängſt aus Gallien nach Ita-lien und Germanien ausgewanderten Bojer, deren Reſte vor Kurzem von dem daciſchen Könige Boerebiſtas aus ihren pan-noniſchen Wohnſitzen verjagt worden waren, und bey den Hel-vetiern Schutz geſucht, und gefunden hatten. Die Verbünde-ten richteten ihren Marſch nach dem Lande der Allobroger, und wollten bey Geneva den Rhodanus (die Rhone) überſetzen. Sie hatten Cäſarn um freyen Durchmarſch durch die römiſch-galliſche Provinz gebethen. Der Proconſul konnte dieſe Aus-wanderung nicht zugeben, damit nicht die Deutſchen in das verlaſſene Helvetien einrückten, und dadurch gefährliche Nach-barn dieſer Provinz würden. Ohne den Helvetiern eine be-ſtimmte Antwort zu geben, eilte Cäſar mit der einzigen, da-mahls zur Deckung der römiſchen Provinz vorhandenen Legion ihnen entgegen. Er ließ die Brücke des Rhodan abbrechen, ver-wehrte den Helvetiern auf dieſe Art den Uebergang über den Fluß, und verſperrte ihnen durch einen von Geneva bis in das Juragebirge gezogenen, 19000 römiſche Schritte langen, und

16 Fuß hohen Erdwall, der mit einem Graben, und ſtreckenweiſe auch mit Bollwerken verſehen war, den Weg. Die Helvetier marſchirten nun durch das Land der Sequaner und Aeduer. Cäſar hatte ſich unterdeſſen von Geneva, wo er den Legaten Labienus zur Bewachung jener befeſtigten Linie zurück ließ, mit unglaublicher Eile nach Aquileja begeben, wo drey ſeiner cisalpiniſchen Legionen die Winter-Quartiere gehalten hatten, und nun bereits im Lager ſtanden. Mit raſtloſer Thätigkeit hob er in Ober-Italien und Iſtrien zwey neue Legionen aus, und führte ſie noch ſchneller über die Alpen nach Gallien, um vor den Helvetiern an dem Ararus (der Saone) einzutreffen. Er langte, nachdem er die Gebirgsvölker, welche ſeinen Marſch hindern wollten, geſchlagen, durch das Land der Vocontier und Allobrogen in dem Gebieth der Seguſier erſt an, als eben der größte Theil der Helvetier auf einer Schiffbrücke ſchon über den Fluß gegangen war. Nur die Tiguriner befanden ſich noch dießſeits, die Cäſar ſogleich angriff, und aufs Haupt ſchlug. Dann ging er, die Hauptmacht verfolgend, über den Arar, und traf und beſiegte ſie bey der Hauptſtadt der Aeduer Bibracte (Autun). Die Helvetier verloren in dieſen beyden Niederlagen gegen 200,000 Menſchen. Die noch bey 110,000 Mann ſtarken Ueberreſte flohen eilends bis in das Land der Lingoner (die Gegend von Langres), wo ſie ſich, von allen Seiten gedrängt, ergaben, und nachdem ſie ihre Waffen ausgeliefert, vom Cäſar die Erlaubniß erhielten, in ihre Heimath zurück zu kehren. Den Bojern aber wirkte Cäſar bey den Aeduern einen Landſtrich zur Bewohnung aus, wo ſie die Stadt Gergovia (vermuthlich Clermont) erbauten. (J. Cäſar v. g. Kr. 1. B. 1. bis 29. C.; 7. B. 9. C.; Dio Caſſ. 38. B. 31. — 33. C.)

Die Römer machten in dieſem Jahre auch mit den deutſchen Rheinbewohnern ernſte Bekanntſchaft. Der ſueviſche König Arioviſt hatte ſich einen großen Theil des Landes der Sequaner zugeeignet, von welchen er zum Beyſtande gegen ihre

Feinde, die Aeduer, über den Rhein gerufen worden war. Wirklich ſchien dieſer Fürſt, als Lohn für die gehabte Mühe, die Länder beyder Völker für ſich behalten zu wollen. Er blieb nicht nur mit ſeinem Heere von 120,000 Mann in denſelben ſtehen, ſondern ließ noch eine Menge Deutſche über den Fluß nachrücken, die er in die neuen Eroberungen zu verpflanzen gedachte. Er hatte eine Schweſter des noriſchen Königs Vocio zur Gattinn, und war, wie wir wiſſen, früher durch Cäſars Betrieb zu Roms Bundesgenoſſen angenommen worden. Als die Römer noch mit den Helvetiern zu thun hatten, ließen ſie ihn, ungeſtört ſich in Gallien ausbreiten, und hütheten ſich wohl, ihn darüber zur Rede zu ſtellen, um nicht einen zweyten Feind in ihm zu finden. Der Fürſt der Aeduer, Divitiacus, war ſelbſt in Rom geweſen, Hülfe vom Senat zu erflehen, die ihm damahls nicht gewährt wurde. Nachdem aber Cäſar jene Völker beſieget, forderten die Sequaner aufs neue ſeinen Schutz. Gerne nahm Cäſar jetzt die Rolle eines bewaffneten Vermittlers an. Er marſchirte ohne Verzug in die von Arioviſt unterjochten Gegenden. — Die Gefahr für Gallien war groß. Man hatte Nachricht, daß einmalhunderttauſend Krieger aus eben ſo vielen ſueviſchen Gauen, dem Lande der Trevirer gegen über, am Rheine ſtänden, und Anſtalten zum Uebergange machten. Aber Cäſars Feldherrntalent, die tactiſchen Vorzüge ſeiner Truppen, die ſchlaue Politik endlich, mit der er jeden Umſtand zu benutzen, jedes Mittel zur rechten Zeit anzuwenden wußte, verbürgten den Erfolg der Unterſtützung, welche er nun den Galliern zugeſagt.

Die zwiſchen Cäſar und Arioviſt, vermuthlich von beyden Theilen nur zum Scheine, und um Zeit zu gewinnen, angeknüpften Unterhandlungen zerſchlugen ſich. Beyde Feldherrn ſuchten, in der Gegend von Veſontium (Beſançon) einander durch Märſche und Bewegungen Vortheile abzugewinnen. Cäſar ſiegte über die Furcht ſeiner eigenen Soldaten, gegen die deutſchen Rieſen anzukämpfen, und über die außerordentliche,

aber unbehülfliche Tapferkeit der Gegner. Die Hauptſchlacht wurde zwiſchen Veſontium und dem Rheine, 19 Meilen von jener Stadt, 10 Meilen von dieſem Fluße, geliefert. Die Römer erſtürmten die mit einer Wagenburg umgebene Stellung des germaniſchen Heeres. Dieſes wurde nach hartnäckigem Widerſtande faſt ganz aufgerieben, und bis an das Ufer des Rheines verfolgt. Da dort keine Uebergangsmittel vorbereitet waren, ſo gelang es nur Wenigen, und ſelbſt dem Könige Arioviſt kaum, ſich auf die andere Seite zu retten. Seine noriſche Gattinn fand auf der Flucht den Tod. Der Schmerz über ſein Unglück ließ den König ſeine Niederlage nicht lange überleben. — Das am rechten Ufer geſtandene Heer der Sueven hatte kaum Kunde dieſer Niederlage der Landsleute erhalten, als es den Rückmarſch antrat. Aber es wurde von den germaniſchen Ubiern verfolgt und aufgerieben. — Cäſar führte ſeine ſiegenden Truppen in die Winter-Quartiere. Der Proconſul ſelbſt brachte den Winter in Ober-Italien zu, und hielt dort die gewöhnlichen Land- und Gerichtstage. (J. Cäſar v. g. K. 1. B. 30. bis 54. C.; App. de r. g. 15. 16. 17. C.; Dio C. 38. B. 34. — 50. C.; Liv. 104. B.; Fl. 3. B. 10. C.) —

Das Land der **Geten** und **Dacier** wurde damahls von dem Könige **Boerebiſtas** auf eine hohe Stufe des Flors gehoben. Dieſer Fürſt hatte die Nation beym Antritte ſeiner Regierung durch die vielen Kriege geſchwächt, und durch jene Ueppigkeit, welche ſich von den Griechen aus bereits auch unter ihren Nachbarn verbreitet hatte, entkräftet gefunden. Er vereinigte die meiſten getiſchen Stämme unter ſeine Herrſchaft, ſuchte ſie von dem fremden Sittenverderbniſſe zurück zu führen, ihren Muth und Tapferkeit wieder zu entflammen, und in ihnen den Durſt nach Thaten aufzuregen. Er wußte ſich bey ſeinen rohen Unterthanen in ein ſo großes Anſehen zu ſetzen, daß ſie jeden ſeiner Winke befolgten. Seine eigene Klugheit, und die religiöſen Täuſchungen, welche ihm ein liſtiger Prieſter und angeblicher Prophet Dicenäus (ſiehe des

I. Bandes IV. Abſchnitt, S. 211, Anm. 3) vorbereitete, gaben ihm die Mittel an die Hand, ſeine Plane auszuführen. Es gelang ihm, den Daciern Haß gegen den Wein einzuflöſſen. Er leitete ſie zur Mäßigkeit, und bildete ſie durch häufige Waffenübungen und eine ſtrenge Kriegszucht zu vortreffli-chen Kriegern. Um ſie an die Kämpfe zu gewöhnen, führte er ſie anfangs nur zu Plünderungszügen über den Iſter in das flache Land Thraciens, Möſiens und Illyriens. Aber bald dehnte er ſeine Entwürfe weiter aus, und verſuchte es, die benachbarten Völker zu unterjochen. Hierzu verband er ſich mit den Scordiskern. Die Taurisker, und andere celtiſche Stämme, welche zum Theil unlängſt in Thracien und Illyrien angekommen waren, fühlten die Schwere ſeines Armes, und die Gewalt ſeiner auf 200,000 Mann gebrachten Streitkräfte. Die Bojer, welche aus Italien an die Donau zu den Tauriskern gezogen waren, zum Theil auch in Pannonien am Neuſiedler See wohnten, wurden zuerſt (vermuthlich vor dem Jahre 60) angegriffen und aufgerieben. Das Land der Bojer, weit und breit verheeret, ſpäter unter dem Nahmen der boji-ſchen Wüſte bekannt, diente lange den benachbarten Völkern zur freyen Weide ihrer Schafherden. Die Ueberbleibſel dieſes celtiſchen Stammes flohen zu den Helvetiern, ihren alten Landsleuten. Sie kamen dort eben zur gelegenen Zeit an, um Jener Niederlage zu theilen. Die Ueberreſte ließen ſich unter den Aeduern in Gallien, in dem nähmlichen Lande, aus welchem ihre Voraltern vor mehr als fünfhundert Jahren hoffnungsvoll nach fremden Zonen ausgewandert waren, nieder, und verſchmolzen bald mit ihnen zu einem Volke. (Strabo Geogr. 5. und 7. B. an verſchiedenen Stellen; Jul. Cäſar 1. B. 28. C., 7. B. 9. C.) — In den folgenden Jahren ging Boerebiſtas mehrmahlen über die Donau, und drang durch Möſien und Macedonien tief nach Illyrien vor. Aber er wurde von der Fortſetzung dieſer Verheerungen, die ſich bereits über alle Länder vom ſchwarzen Meere bis gegen die noriſchen Alpen hin

erſtreckten, durch in ſeinem eigenen Reiche ausgebrochene Unruhen abgerufen. —

Indeß Pompejus ſich der Leitung der Staatsgeſchäfte ausſchließend widmete, und das gewöhnliche Schickſal der Machthaber erfuhr, ſich mehr Feinde als Freunde zu machen, hatte der kluge Cäſar eine leichtere Rolle gewählt, die ihn mit Sicherheit zu dem großen Ziele führte, das nur die Zeit zu reifen vermochte. Entfernt von dem Sitze der Regierung, war er auch ferne von jeder Gelegenheit, ſchon erworbene Freunde zu verlieren, oder ſich den Haß neuer Feinde zuzuziehen. Wenn in den folgenden Jahren Nachrichten von Cäſar über die Alpen hinüber ſchallten, waren es Erzählungen von Schlachten, die er gewonnen, von Völkern, die er beſiegt, von neuen, kaum dem Nahmen nach gekannten Ländern, die er theils mit dem Schrecken des römiſchen Nahmens erfüllt, theils der Republik unterworfen. So wie er ſich als tapferer und glücklicher Feldherr die Achtung und Liebe ſeiner Soldaten erwarb, ſo gewann er mit jedem Dankfeſte, das Rom wegen ſeiner Siege feyerte, immer mehr die Verehrung und ſtaunende Bewunderung des Volkes. Zur rechten Zeit, und an einflußreiche Perſonen gemachte Geſchenke erhielten dieſe günſtige Stimmung. Selbſt die Wahl ſeines Winteraufenthaltes in Ober-Italien hatte zum Zwecke, ſein Andenken in den Herzen der Römer aufzufriſchen. So ſah er denn mit Ruhe dem Zeitpuncte entgegen, in welchem das Triumvirat durch den Neid ſeiner Genoſſen zerfallen mußte, er aber, auf die Anhänglichkeit ſeiner ſieggewohnten Truppen geſtützt, die höchſte Stufe der Macht zu erklimmen hoffte. —

Cäſar beſiegte im Jahre 57 die Aduatiker und Nervier, und mehrere belgiſche Stämme. Dieſe Völker waren durch die von den Römern jüngſt erfochtenen Siege, und durch deren immer weiter greifende Ausdehnung in Gallien, für ihre Freyheit beſorgt worden. Dieſe zu vertheidigen, die Römer in die alten Gränzen ihrer Provinz zurück zu weiſen, hatten ſie den

Winter über gewaltige Zurüſtungen gemacht, und gegen 300,000 Mann unter den Waffen verſammelt. Cäſar erfuhr ihre Anſchläge früh genug. Er hob zwey neue Legionen in Ober-Italien aus, und rückte im Frühjahre mit einem Heere von acht Legionen in Belgien ein. Er ſiegte, wohin er kam. Die Zahlen der in dieſem Kriege gefallenen Feinde, welche uns die alten Schriftſteller nennen, gehen ins Unglaubliche. — Der Ruf von Cäſars Siegen ſoll damahls mehrere, am rechten Rheinufer ſeßhafte deutſche Völker bewogen haben, dieſen Feldherrn mit Geſandtſchaften zu beſchicken, ihm Geiſeln anzutragen, und ſeinen Befehlen Gehorſam zu geloben. — Cäſar ließ ſeine Armee unter dem Legaten Sextus Galba in die Winter-Quartiere rücken. Er ſelbſt ging im Spätherbſte nach Ober-Italien zurück, und bereiſte im Anfange des Winters Illyrien, welches einen Theil ſeiner Statthalterſchaft ausmachte, »weil er auch dieſe Völker und ihr Land beſehen wollte« (J. Cäſ. v. g. K. 3. B. 7. C.). Als die Nachricht von Cäſars Siegen zu Rom eintraf, ordnete der Senat ein funfzehntägiges Dankfeſt an, welches bis dahin noch wegen keinem Kriegsereigniſſe Statt gefunden haben ſoll. (J. Cäſ. v. g. K. 2. B.; Dio Caſſ. 39. B. 1.—5. C.) —

Die Winterruhe dieſes Jahres wurde durch die Aufſtände der vom Rhodan bis an die Höhen der Alpen wohnenden Völker unterbrochen. Doch die in Cäſars Abweſenheit die Truppen befehligenden Legaten ſiegten aller Orten. Er ſelbſt traf im Sommer (56) wieder bey ſeinem Heere in Gallien ein, und ſchlug die an der Seeküſte um Vannes in Nieder-Bretagne wohnenden Veneter in einem Seetreffen. (J. Cäſ. v. g. Kr. 3. B.; Dio Caſſ. 39. B. 40.—46. C.) — Gallien war nun zwar größten Theils bezwungen; aber um Roms Herrſchaft in dem neuen Erwerbe zu befeſtigen, wurde noch längere Zeit erfordert. Dieſes wichtige Geſchäft, und die dazu erforderliche Macht, konnte Cäſar nur ſeinen eigenen Händen anvertraut ſehen. Er vermochte aber ſeine Abſicht damahls noch

auf keinem andern Wege zu erreichen, als durch die Erneuerung jenes Bündniſſes, welches ihm die Gelegenheit zu den bisherigen glänzenden Thaten verſchafft hatte. Daher kam er mit Pompejus und Craſſus in Lucca zuſammen. Dort wurde die Verbindung der Triumvire durch einen neuen Vertrag befeſtigt, der das Wohl und die Macht der Republik ganz in die Hände dieſer drey Männer legte. Die nächſten Folgen dieſer Zuſammenkunft waren, daß Pompejus und Craſſus zu Conſuln für das Jahr 55 gewählt, Cäſar aber in ſeiner Statthalterſchaft noch auf weitere fünf Jahre beſtätigt, und ihm der Oberbefehl über acht Legionen für eben dieſe Zeit verliehen wurde. Eben ſo wurden dem Craſſus die Verwaltung Syriens, dem Pompejus jene von Spanien auf fünf Jahre mit dem Oberbefehle über die in dieſen Provinzen ſtehenden Armeen übertragen. —

Im Frühlinge des Jahres 55 ſetzte ein Haufen von 430,000 deutſchen Uſipetern und Tencterern über den unteren Rhein, ſich in Gallien niederzulaſſen. Cäſar befürchtete, daß die wankelmüthigen Gallier einen Aufſtand erregen, und ſich mit den Fremdlingen gegen die Römer verbinden dürften. Da jene Deutſche den Rückweg durchaus nicht antreten wollten, auch die Feindſeligkeiten ſelbſt begannen, ſo griff ſie Cäſar an, und vernichtete ſie gänzlich. Denn nach ſeiner eigenen Erzählung flüchteten die Geſchlagenen an den Zuſammenfluß der Maas und des Rheines, und was nicht an den Ufern niedergehauen wurde, fand in den Fluthen den Tod. Der Reſt wurde im Lager gefangen. Nicht ein einziger Römer war todt geblieben; nur wenige verwundet worden?! Ein Theil der germaniſchen Reiterey war über der Maas auf Fouragirung, folglich nicht bey der Schlacht geweſen. Dieſer gewann das rechte Rheinufer, und fand Schutz bey den Sigambrern. (J. Cäſ. v. g. K. 4. B. 1. — 16. C.; Dio Caſſ. 39. B. 47. 48. C.; App. d. r. g. 18. C.) — Nun beſchloß Cäſar, Deutſchland ſtrafend heimzuſuchen. Er ſchlug in zehn Tagen eine

Pfahlbrücke über den Rhein, obwohl ihm die verbündeten Ubier Schiffe zur Ueberfahrt angetragen hatten; denn ſowohl die Sicherheit der Unternehmung, als die Würde des römiſchen Volkes forderten, ſeiner Anſicht nach, eine feſte Brücke. Dann ging er auf das rechte Ufer hinüber, um die Sueven in ihren Wohnſitzen aufzuſuchen. Er verwüſtete das an den Rhein gränzende Land, welches er von den Bewohnern, die ſich mit Habe und Herden in ihre unendlichen Waldungen zurück gezogen hatten, verlaſſen fand. Da glaubte Cäſar, Alles erreicht zu haben, wegen dem er das Heer hinüber geführt; glaubte die Germanen in Schrecken verſetzt, die Sigambrer gezüchtigt, die mit Rom verbündeten Ubier geſchützt zu haben, kehrte am achtzehnten Tage nach Gallien zurück, und ließ die Brücke abbrechen, um den aufgebrachten Deutſchen die Nachfolge zu verhindern. Er hatte ſich dadurch die Ehre erworben, der erſte Römer bewaffnet den deutſchen Boden betreten zu haben. (J. Cäſ. v. g. K. 4. B. 16. — 19. C.; Dio Caſſ. 39. B. 48. C.; Sex. Ruf. 6. C.; Liv. 105. B.) — In dieſem Herbſte unternahm Cäſar auch ſeinen erſten Zug nach Brittanien, welcher, obwohl er nicht über zwanzig Tage dauerte, doch reich an Thaten war, und ſchon durch die Kühnheit der Unternehmung, bey der ſchlechten Beſchaffenheit der Transportſchiffe und der Unbekanntſchaft mit dem wilden Lande, Bewunderung verdient. — Cäſars Armee brachte den Winter in Belgien, er ſelbſt wie gewöhnlich in Ciſalpinien zu, um Rom und die Umtriebe ſeiner beyden Verbündeten in der Nähe zu beobachten. —

Ein kleines Volk, die Pyruſter, die in den Thälern an den Quellen der Rienz und obern Drave, vom tyroliſchen Puſterthal hinüber nach Kärnthen, wohnten, beunruhigte im Winter des Jahres 54 Illyrien durch Streifereyen. Aber kaum hatte Cäſar aus den nächſten Städten der Provinz eine Anzahl Bewaffneter aufgebothen, und den Sammelplatz beſtimmt, um gegen die Ruheſtörer zu ziehen, ſo ließen die

Pyruſter durch Abgeordnete um Frieden bitten, erbothen ſich zum vollſtändigen Schadenerſatz, und verbürgten die künftige Ruhe durch Stellung von Geißeln. Cäſar ernannte Commiſſarien, die den verübten Schaden ſchätzten, und die Strafgelder beſtimmten. (J. Cäſ. v. g. K. 5. B. 1. C.) — Die Dalmaten und Illyrier, die ſich damahls in einem ſehr blühenden Zuſtande befanden, hatten den Liburniern ihre Stadt Promona entriſſen. Die Liburnier, voll Vertrauen auf den ihnen von Rom mehrere Mahle zugeſicherten Schutz, flehten den Cäſar, der ſich eben in ihrer Nähe befand, um Hülfe an. Cäſar ſendete ſogleich Abgeordnete nach Promona, welche dieſe Stadt von den Dalmaten zurück fordern, und ſie ihren rechtmäßigen Eigenthümern übergeben ſollten. Doch die Illyrier verweigerten frech den Gehorſam, und vernichteten die, ſie zu bezwingen, abgeſchickten Truppen. Der damahls ſchon ſeinem Ausbruche nahende Bürgerkrieg hinderte den Cäſar, dieſe Vergehen ſogleich zu rächen. (App. de r. ill. 12. C.) —

Im Sommer 54 ging Cäſar, nachdem er einen gefährlichen Aufſtand der Trevirer geſtillt, zum zweyten Mahl über den Canal, ſchlug die Britten, eroberte viele ihrer Städte, erhielt Geißeln, und legte dem Lande einen Tribut auf. Als er nach Gallien zurück gekehrt war, vertheilte er ſeine Truppen in weit gedehnte Quartiere, da Dürre und Mißwachs empfindlichen Mangel an Lebensmitteln verurſacht hatten. Durch Verrätherey wurde eine Legion in ihrem Lager von den Eburonen aufgerieben. Aduatiker, Nervier, und viele andere Stämme empörten ſich, wurden zwar von den Römern beſiegt, blieben aber noch in ſolcher Bewegung, und auch über den Rhein her drohte eine zahlreiche germaniſche Hülfsmacht, daß der Feldherr dieſen Herbſt nicht nach Italien gehen konnte, ſondern den Winter zu Samarobriva (Amiens) in der Mitte ſeiner Armee zubrachte. (J. Cäſ. v. g. K. 5. B.; Liv. 106. 107. B.; App. d. b. c. 2. B. 150. C.; Eut. 6. B. 14. C.; Dio Caſſ. 40. B. 1. — 11. C.) —

Das Jahr 53 ward durch neue Siege ausgezeichnet, die Cäſar über verſchiedene, im Aufſtande befindliche galliſche Stämme erfocht. Er ging in dem Gebiethe der Trevirer zum zweyten Mahle über den Rhein. Aber da die Sueven ihre ganze Macht in dem baceniſchen Walde zuſammen gezogen, ſo ſchien es ihm nicht rathſam, ſie dort anzugreifen. Der Mangel an Lebensmitteln zwang ihn bald zur Rückkehr. Doch ließ er dieſes Mahl einen Theil ſeiner Brücke ſtehen. Nur das Ende am germaniſchen Ufer wurde zweyhundert. Schuhe lang abgebrochen, das Ende am linken Ufer aber mit einem Thurme und Schanzen befeſtiget, und mit zwölf Cohorten beſetzt. — Nach ſeiner Rückkunft aus Deutſchland verfolgte er die galliſchen Rebellen durch den Ardennen-Wald bis an die Schelde. Das Gebieth der Eburonen gab er der allgemeinen Plünderung Preis, und lud hierzu unvorſichtig alle benachbarten Völker. Da kam dann auch der deutſche Stamm der Sigambrer über den Rhein herüber, half jenes geächtete Land verheeren, wendete ſich aber zuletzt gegen die römiſche Reſerve in Aduatuca (Tongern), um das Gepäcke der Armee zu plündern. Kaum vermochte dieſe, dem Andrang der Uebermacht ſo lange zu widerſtehen, bis Cäſar zum Entſatze eintraf. Im Herbſte bezog die Armee die Winter-Quartiere. — Den Cäſar rief die bedenkliche Lage des römiſchen Staates nach Ober-Italien. (J. Cäſ. v. g. K. 6. B.; Dio Caſſius 40. B. 31. — 32. C.) — Dort war vor kurzem die Seeſtadt Tergeſte von einigen benachbarten, vermuthlich japydiſchen Stämmen überfallen und geplündert worden. Cäſar ſendete im nächſten Frühjahre den T. Labienus mit der zwölften Legion ab, die römiſchen Pflanzſtädte jener Gegend gegen ähnliche Beſchädigungen zu ſchützen. (App. d. r. ill. 18. C.; J. Cäſ. 8. B. 24. C.) —

Als die beyden Triumvire Pompejus und Craſſus ihr Conſulat geendet (54), hatten ſie die neuen Wahlen auf ihnen ergebene Männer gelenket. Pompejus, der ernannte Proconſul

von Spanien, dachte nicht daran, in ſeine Provinz abzugehen. Craſſus fiel (53) im Kriege gegen die Parther. Nun bemächtigte ſich Pompejus der oberſten Macht zu Rom ausſchließend. Herr einer anſehnlichen Truppenzahl, die in der Gegend von Rom vertheilt war, beherrſchte er Senat und Volk. Die Uneinigkeit der Bürger war aufs höchſte geſtiegen. Mord, Plünderung und Brand drohten Rom mit Verderben. Da wurde Pompejus zum einzigen Conſul (52) ernannt. Von ihm allein hoffte ein großer Theil des Volkes und Senats Schutz gegen die zerſtörende Wuth der Parteyen, Rettung vor der Tyranney, die man von Cäſar befürchtete. — Dieſe Umſtände ſchienen den Galliern günſtig, um noch einen Verſuch zur Wiedererlangung ihrer Freyheit zu machen; denn Cäſar hatte bedeutende Werbungen in Ciſalpinien und Illyrien begonnen, und das Gerücht verbreitete ſich, die Volksbewegungen in Rom, und ſein geſpanntes Verhältniß mit Pompejus und dem Senate, würden ihn über den Alpen feſthalten. Noch im Winter (52) brach die faſt allgemeine Empörung aus. Cäſar eilte ſchnell zu ſeiner Armee, eroberte die feſten Städte der Rebellen, ſchlug das Hauptheer unter Vercingetorix, und belagerte ihn und den Reſt ſeiner Truppen in der Stadt Aleſia (Aliſe weſtlich von Dijon). Ein ungeheures galliſches Heer nahte zum Entſatze, und griff Cäſars wohl befeſtigtes Lager an. Es wurde mit großem Verluſt zurück geſchlagen. Aleſia fiel gleich darauf, und die Mißvergnügten legten die Waffen nieder. Cäſar blieb dieſen Winter über zu Bibracte. (J. Cäſ. v. g. K. 7. B.; Dio Caſſ. 40. B. 33. — 44. C.; App. de b. c. 2. B. 18. C. u. ſ. w.) —

Im folgenden Jahre (51) brach der Aufruhr mit verdoppelter Wuth aus. Cäſar marſchirte mit gewohnter Schnelligkeit gegen die Rebellen, ſiegte, wo er Feinde fand, verheerte alles Land, das er betrat, und vollendete die Unterwerfung Galliens, das nun die Zahl der römiſchen Provinzen vermehrte. Dann legte er die Legionen in die Winter-Quartiere in

den Provinzen, die der Schauplatz des Krieges geweſen, oder demſelben zunächſt lagen. Er ſelbſt nahm ſein Haupt-Quartier in Nemotecenna (Arras). (J. Cäſ. v. g. K. 8. B. 1. bis 47. C.) —

Das Jahr 50 verging ohne kriegeriſche Ereigniſſe. Cäſar wendete alle ſeine Aufmerkſamkeit auf die Vorgänge in Rom, auf die wir ſogleich zurück kommen werden. Er bemühte ſich durch Milde und Sanftmuth, die Gallier zu beruhigen, ihre Herzen zu gewinnen. Im Frühlinge bereiſte er in Ober-Italien die römiſchen Colonien und Municipien, und verſicherte ſich ihrer Anhänglichkeit. Er wurde aller Orten mit herzlichſter Liebe und Achtung empfangen. Seine Reiſe glich einem ununterbrochenen Triumphzuge. Die Cisalpiner, Iſtrier und Illyrier wetteiferten, ihrem geliebten Statthalter die aufrichtigſte Ergebenheit zu beweiſen. (J. C. v. g. K. 8. B. 49. bis 51. C.) —

Pompejus herrſchte unterdeſſen zu Rom mit faſt uneingeſchränkter Gewalt. Weder der ohnmächtige Senat, noch des leicht bewegten Volkes Stimme vermochten es, dem Walten dieſes Mannes Einhalt zu thun, deſſen Willen durch die Schaaren ſeiner Anhänger und Clienten, ſo wie durch eine ſtarke Leibwache, unterſtützt wurde. Als Proconſul Spaniens hatte er in jener Provinz ſieben Legionen in Bereitſchaft, die auf den erſten Wink nach Italien übergehen, oder, Cäſarn im Rücken, nach Gallien einbrechen konnten. In Italien war er bey allen einſt unter ſeinen Befehlen geſtandenen Veteranen in hohem Anſehen. In Rom ſelbſt war die Anzahl der Leute ungemein groß, die Dankbarkeit oder Hoffnung an ihn band. Der Senat ſchien Cäſarn weit mehr zu fürchten als den Pompejus. Auch hatte Letzterer ſich viele Glieder dieſes Staatsrathes durch geleiſtete Dienſte verbunden, und eben ſo viele erwarteten von ſeinem Glücke das Ihrige. Im Volke hatte Pompejus die Sprecher und Schreyer, darunter mehrere Volks-Tribunen, gewonnen. Er war alſo auch der Stimmung der

Comitien gewiß, in welchen jene Organe des Pöbels immer den Ton angaben, und die Menge leicht nach des Pompejus Willen bewegten. — Die Eiferſucht des Pompejus auf Cäſars Ruhm war bereits zur bitterſten Feindſchaft erwachſen. Mit Juliens Tode war das Band zerriſſen, das die Nebenbuhler bisher noch beſänftigend zuſammen gehalten. Nun wurde jede Schonung bey Seite geſetzt, und ſo wurde die Spaltung unheilbar. Pompejus und ſeine Partey ließen keine Gelegenheit vorübergehen, die großen Dienſte, die Cäſar dem Staate als Feldherr geleiſtet, herabzuſetzen. — Ein Geſetz, daß Cäſar nach Ablauf der Zeit ſeiner Statthalterſchaft, da Gallien bezwungen, und dort kein Krieg mehr zu führen ſey, ſeine Armee entlaſſen, als Privat-Mann nach Rom zurückkehren ſollte, wurde gegeben. Cäſar fand ſich durch ſolche Behandlung aufs äußerſte gekränkt. Er forderte gleiche Rechte mit Pompejus. Er verlangte die Erlaubniß, ſich auch aus der Ferne um das Conſulat bewerben zu dürfen. —

Cäſar hatte im Frühjahre 50 in Ober-Italien und Illyrien die nöthigen Verſtärkungen für ſeine Legionen angeordnet, und dem T. Labienus die Verwaltung jenes Landes übertragen. Dann eilte er nach Nemotecenna zurück, und zog ſeine Truppen in ein Uebungslager an der Moſel zuſammen. Es ſchien, als wolle er ſich in dieſer Stellung eine bedeutende Macht zur Stütze ſeiner Plane bereiten, und mit ihr jede fernere Beleidigung abwehren, oder rächen. Doch im Herbſte legte er acht Legionen wieder in die Winterlager in Belgien und im Lande der Aeduer, an der Maas und Loire. Zwey Legionen, die erſte und die funfzehnte, welche letztere bisher die Beſatzungen in Ober-Italien verſehen, hatte er ſo eben auf einen Senatsbefehl an Pompejus abtreten müſſen. Die einzige dreyzehnte Legion war in Ciſalpinien am Po vertheilt. Cäſar traf zu Mailand ein, die verſöhnenden Unterhandlungen mit dem Senate fortzuſetzen, wie Hirtius (J. Cäſ. v. g. K. 8. B. 55. C.) ſagt, entſchloſſen, ſo lange mit

Gelaſſenheit die Unbilden zu dulden, als ihm noch die geringſte Hoffnung bliebe, ſein Recht durch das Geſetz zu erhalten, ohne der Waffengewalt zu bedürfen. — In den ſeiner Verwaltung anvertrauten Provinzen hingen alle Herzen an Cäſar. Die Officiere und Soldaten, die er ſo oft zum Siege geführt, waren ihm mit verläßlicher Treue ergeben. Er konnte es alſo wagen, dem mächtigen Pompejus und dem Senate zu trotzen. Auch unter dem Volke zu Rom hatte er ſich Anhänger erkauft. Durch ihre Stimmen unterſtützte er ſeine Bitten. Der Tribun Curio machte den Vorſchlag, daß, ſo wie Cäſar, auch Pompejus ſeine Provinz und ſeine Legionen abgeben ſolle. Das Volk gab dieſem Antrag lauten Beyfall. Zum Scheine hatte Pompejus, ſo wie Cäſar, ſich bereit erklärt, ſeine Armee zu entlaſſen, wenn es der Andere auch thäte. Aber keiner von Beyden wollte der Erſte ſeyn. — Cäſar äußerte außerdem, daß er ſich, wenn er zum Conſul ernannt würde, mit der Statthalterſchaft in Ober-Italien und Illyrien, und mit zwey Legionen begnügen, Gallien aber und ſechs Legionen abtreten wolle. Statt einer Antwort, befahl ihm der Senat, ſeine Armee unbedingt zu entlaſſen, und die Statthalterſchaft dem L. Domitius Ahenobarbus zu übergeben. Cäſars Freunde, die Volks-Tribunen M. Antonius und Q. Caſſius, widerſprachen vergebens dieſem Beſchluſſe. Sie mußten verkleidet aus Rom flüchten. Der Senat erklärte den Staat in Gefahr, und befahl dem Pompejus, das Vaterland gegen Cäſar zu vertheidigen. —

Cäſar ſtand mit ſeiner dreyzehnten Legion im Frühjahre 49 bey Ravenna im Lager, als er erfuhr, daß zu Rom ſein Sturz beſchloſſen ſey; daß der Senat den Oberbefehl über alle römiſchen Truppen, die ſeinigen mit eingeſchloſſen, dem Pompejus übertragen habe. So erſchien dann Cäſar als Opfer einer Partey, mit Undank behandelt, in ſeinen Rechten gekränkt, gegen die Verfolgung zur Selbſtvertheidigung berechtigt. Seine Soldaten ſchworen, ihn zu rächen. Da eröffnete

nun Cäſar den Bürgerkrieg, indem er über den Rubicon ging, welcher ſeine Provinz von dem eigentlichen Italien ſchied, und Ariminum durch nächtlichen Ueberfall eroberte. —

Auf ſolche Art beſchloß dieſer große Römer ſein zehnjähriges Proconſulat, in welchem er einen Theil der jetzt öſtreichiſchen Länder (die Lombardie, Venedig, und einen Theil des Königreichs Illyrien), dann die galliſch-römiſche Provinz, rühmlichſt verwaltet, in einer langen Reihe von Siegen 400,000 Feinde erlegt, eine noch größere Zahl gefangen genommen (Vell. Pat. 2. B. 47. C.), ganz Gallien der römiſchen Herrſchaft unterworfen, zwey Mahl in Brittanien, zwey Mahl in Deutſchland der erſte Römer ſiegend eingedrungen. Obwohl dieſe großen Kriegszüge ihn verhindert hatten, ſeine Aufmerkſamkeit ungetheilt auf das innere Wohl der ſeiner Regierung anvertrauten Länder zu verwenden, ſo dient doch die allgemeine Anhänglichkeit der von ihm Regierten zum Beweiſe, daß ſie ſich damahls wohl befanden, und mit ihrem Zuſtande zufrieden waren. Aber der Beſieger ſo vieler Völker war nicht ſo glücklich, die eigenen Gränzen ſeiner Statthalterſchaft gegen kühne Anfälle raubgieriger Nachbarn zu ſchützen. So mangelhaft die Geſchichte jener Zeit gerade für die Ereigniſſe iſt, welche in unſeren Gegenden vorfielen, ſo wiſſen wir doch, daß Cäſar die Pyruſter zur Ruhe brachte, ſich in dem Streite der Liburnier und Dalmaten über den Beſitz der Stadt Promona zum Schiedsrichter aufwarf, und den von den Japydiern bedrängten Tergeſtinern eine Legion zum Schutze ſendete. Er ſelbſt erzählt in ſeinen Commentarien beym Schluſſe jedes Feldzuges, daß er, wenn die Kriegsunruhen es ihm erlaubten, den Winter in Cisalpinien und Illyrien zubrachte, dieſe Länder bereiſte, ſie kennen zu lernen ſtrebte, in eigener Perſon dort die Gerechtigkeit auf den Land- und Gerichtstagen verwaltete, u. ſ. w. — Mit den Norikern war Cäſar in ſo guten Vernehmen, daß der König dieſes Landes ihm bey Ausbruch des Bürgerkrieges 300 ſeiner Reiter nach Corfinium

zu Hülfe ſendete. — Unter Cäſars Verwaltung entſtanden in Carnien die Städte Forum Julii und Julium Carnicum, und in Iſtrien änderte die römiſche Pflanzſtadt Pola nach ſeinem Nahmen den ihrigen in Pietas Julia um. — Vielleicht bey Gelegenheit eines Heeresmarſches, den Cäſar über die Alpen gemacht, erhielt ein Theil derſelben den Nahmen der Juliſchen. Weder das Jahr, in welchem ein ſolcher Marſch Statt gefunden, noch der Zweck desſelben, laſſen ſich aus den Quellen näher beſtimmen. Auch die Oertlichkeit dieſes Weges, und ſelbſt die Ausdehnung der ſo genannten Alpenſtrecke, iſt nicht genau bekannt. Uebrigens erzählt Sextus Rufus in ſeinem Breviarium 7. C., daß unter Julius Cäſar und Octavianus eine Straße durch die juliſchen Alpen erbaut worden ſey. Aus ſpäteren römiſchen Quellen weiß man, daß die Straße von Aquileja über den Ocra nach Aemona (Laibach) die juliſchen Alpen durchſchnitt. (Siehe I. Band III. Abſchnitt, Seite 167, Anm. 17.) — Vielleicht gab die Verſammlung der Truppen gegen die Pyruſter zu jener Benennung Gelegenheit? — Vielleicht erhielt auch das Julthal (Vallis Julia, Geilthal) damahls von Cäſar den Nahmen? — Noch müſſen wir hier erwähnen, daß kurz vor dem Ausbruche des Bürgerkrieges die illyriſchen Bundesgenoſſen Roms Cäſarn um Hülfe gegen den getiſchen König Boerebiſtas angerufen hatten. Cäſar ſoll den Marſch gegen Oſten mit einem Truppen-Corps wirklich angetreten, aber auf dem Wege die Nachricht erhalten haben, daß die inneren Zwiſte der Geten in offenen Streit übergegangen, daß Boerebiſtas unter den Schwertern ſeiner eigenen Soldaten gefallen ſey, und daß dieſes Volk ſeine Kraft ſelbſt gebrochen habe, indem es ſich unbeſonnener Weiſe in mehrere ſelbſtſtändige Theile getrennt hätte. Cäſar glaubte nun, die Bereitung ihres weiteren Verderbens der Nation ſelbſt überlaſſen zu können, und kehrte zu für ihn wichtigeren Unternehmungen zurück. Es ſcheint aber, daß jene Nachrichten ganz, oder doch

zum Theil ungegründet geweſen. Wenigſtens
ſes von dem angeblichen Tode des Boerebiſtas,
mit gleicher Kraft noch länger fortſpielte, v
erſt im Jahre 44 ſtarb. Auch gehörte die Bezn
cier noch zu den Lieblingsplanen Cäſars, al
Oberherrſchaft an ſich geriſſen hatte (Suet.
App. d. b. c. 2. B. 110. C.), und Auguſt i
daran, die Entwürfe ſeines Groß-Oheims zu r
ren Ausführung deſſen gewaltſamer Tod verzöge

Nachdem Cäſar den Rubicon überſchritten,
Truppen Piſaurum, Fanum, Aretium, Ancona
Auximum, und viele andere Städte. Eine Mei
wurde in dieſem Landſtriche ausgehoben. Auch
ſeinen Legaten in Gallien befohlen, ihm einen T
tigen Legionen in Eilmärſchen nach Italien zuz
Pompejus und alle in Rom gegen Cäſar Verſchwore i
bey der Kunde ſo entſchiedenen Benehmens von m
Schrecken ergriffen. Italien zitterte, und vermeinte Cä-
ſar einen Feind zu erblicken, der die erlittenen Unbilden in
Strömen von Blut abwaſchen würde. Aber dieſer Feldherr
hielt die ſtrengſte Mannszucht und Ordnung in ſeinem Heere.
Zum Scheine wurde auch jetzt noch zwiſchen Pompejus und
Cäſar eifrigſt unterhandelt. Doch Jedermann war von der
Unwirkſamkeit dieſer Schritte überzeugt. Flucht war in Rom
das Loſungswort für Jene, die Cäſars Rache fürchteten;
denn keine hinreichende Macht war vorhanden, um ſie ſeinem
Vordringen entgegen zu ſtellen, und ihm den Beſitz der Haupt-
ſtadt ſtreitig zu machen. Auch hatten die feſten Plätze nur ſchwa-
che Beſatzungen, und mehrere waren bereits durch Ueberfall
verloren gegangen. Pompejus floh mit dem Senate und al-
len ihm anhängenden Staatsbeamten und Patriciern nach Ca-
pua. Dort wollte er ſein Heer ſammeln. Aber Cäſar ließ
ihm hierzu die Zeit nicht. Er zog am adriatiſchen Meere hin-
ab, zertrümmerte die angeordneten Rüſtungen, gewann einen

großen Theil der gegen ihn geſchickten Truppen, und eroberte den Hauptwaffenplatz Corfinium am Apennin, deſſen Beſatzung zu ihm überging. —

Pompejus beſchloß nun, Italien zu verlaſſen. Herr der römiſchen Flotte, des in ſeinem Gefolge befindlichen Senats, und durch denſelben auch Meiſter der in den entlegenen Provinzen ſtehenden Truppen, die Cäſar größten Theils gar nicht kannten, und folglich auch auf keine Art ihm anhänglich geworden ſeyn konnten, ſtand ihm ein weites Feld zu defenſiven Unternehmungen offen. Auf ferne Schlachtfelder mußte Cäſar ihm folgen, wenn er ſeine Rolle befeſtigen, den Gegner unſchädlich machen wollte. That Cäſar dieß nicht, ſo war er niemahls Herr des römiſchen Staates. Selbſt im Beſitze Roms, beſchränkt auf Illyrien, Gallien und Italien, ſank ſein Gebieth, der vielfach größeren, reichen Provinzen entbehrend, die in der Gegner Hände blieben, zur Unbedeutenheit herab. Pompejus fand in den Letzteren die kräftigſten Mittel, um das durch ſeine Vereinzelnung ermattete und verwelkende Italien anzugreifen, alle Häfen der Halbinſel zu blokiren, alle Zufuhren abzuſchneiden, durch Hunger das Volk zur Verzweiflung und Empörung zu bringen, und endlich die Partey, welche jetzt dort den Meiſter ſpielte, rächend zu vernichten. — Dieſem Plane zu Folge ſchiffte Pompejus von Brunduſium nach dem Epirus über, wo er in Dyrrachium landete. Cäſar war vergeblich in Eilmärſchen nach Apulien gezogen, um die Einſchiffung noch zu verhindern. Es gelang ihm, einzelne Truppen-Abtheilungen abzuſchneiden. Den Hafen von Brundus ſuchte er durch von den beyden Endſpitzen desſelben in das Meer geſenkte Dämme, die er mit ſtarken Flößen verlängerte, zu ſperren, und ſo den Pompejus gefangen zu nehmen. Aber dieſe Rieſenarbeit blieb vergebens. Pompejus ſegelte ungehindert ab, und Brunduſium wurde in dem Augenblicke mit Sturm eingenommen, als deſſen zuletzt eingeſchiffte Truppen den Hafen verließen. —

Der ſiegreiche Cäſar wendete ſich nun nach Rom. Seiner Macht bewußt, beherrſchte er mit kühnem Willen die zurückgebliebenen Glieder des Senats. Er bemächtigte ſich des Staatsſchatzes, den Pompejus in der Eile mitzunehmen vergeſſen hatte. Er ordnete die Ausrüſtung einer mächtigen Flotte an. Er traf die nöthigen Vorbereitungen, um durch die Beſiegung der in Spanien aufgeſtellten und dem Pompejus treu ergebenen Legionen den Rücken Galliens und Italiens zu ſichern. Er deckte auch ſeine nördliche Flanke durch Aufſtellung eines Truppen-Corps unter Licinius Craſſus in Ober-Italien, dann eines Corps und Geſchwaders unter den Legaten P. Cornelius Dolabella und Cajus Antonius in Illyrien. Dieſe Letzteren ſollten zugleich die längs jenen Küſten im adriatiſchen Meere liegenden Inſeln ſchützen. — Etrurien, Umbrien, Sicilien und Sardinien wurden mit leichter Mühe erobert. In ſechzig Tagen war die Unterwerfung Italiens vollendet. — Eine der erſten Regierungshandlungen Cäſars macht ſeinem Herzen Ehre. Er verſchaffte nähmlich den in Ober-Italien zwiſchen dem Po und den Alpen wohnenden Celten, die zehn Jahre unter ſeiner Verwaltung geſtanden, das römiſche Bürgerrecht. —

Die galliſchen Legionen hatten ſich unterdeſſen in der Nähe der Pyrenäen bey Narbo Martius (Narbonne) verſammelt. Cäſar eilte zu ihnen. Die Eroberung von Spanien, die Einnahme von Maſſilia (Marſeille), hingegen die Niederlage und gänzliche Aufreibung eines cäſarianiſchen, Anfangs ſiegreichen Heeres unter C. Curio in Afrika, waren die großen, aber unſerm Zwecke fremden Ereigniſſe des nächſten Feldzuges, die wir daher auch nur im Vorbeygehen genannt haben. (J. Cäſ. v. bürg. Kr. 1. u. 2. B.; App. d. b. c. 2. B.; Dio C. 41. B.) — Aber auch in Illyrien fanden in dieſem Jahre bedeutende kriegeriſche Vorfälle Statt. Dieſe Provinz, die nächſte an dem Lande, wo Pompejus ſeine Streitkräfte zuſammenzog, war auch die einzige, wo dieſer ſeinem glücklichen Gegner angriffsweiſe zu begegnen wagte.

Cäſars Admiral, Dolabella, hatte im adriatiſchen Meere eine bedeutende Flotte zuſammengebracht. Cajus Antonius war mit den Land-Truppen bereit, ſeine Unternehmungen zu unterſtützen. Dieſe beyden Feldherrn erregten dem Pompejus durch ihre drohende Aufſtellung die Beſorgniß, daß ſie eine gemeinſchaftliche Unternehmung, längs der dalmatiſchen Küſte hinab, gegen den Epirus unternehmen würden. Die Iſtrier und Liburnier hatten des Cäſars Partey ergriffen, und fochten, die Erſteren zu Lande, die Zweyten zur See, für denſelben. Die Dalmaten und Illyrier hingegen befürchteten die Strafe der gegen Cäſar bewieſenen Widerſetzlichkeit, und erklärten ſich für Pompejus. Da dieſer an Schiffen eine bedeutende Uebermacht beſaß, ſo ſchickte er einen Theil ſeiner Flotte unter den Admiralen M. Octavius und Scribonius Libo dem Dolabella zu deſſen Beobachtung entgegen. Dieſe Flotte und die auf derſelben vertheilten pompejaniſchen Land-Truppen wurden durch die unüberlegten Aufſtellungen und nicht zuſammenſtimmenden Bewegungen der cäſarianiſchen Generalen zu offenſiven Unternehmungen eingeladen. Dolabella wurde in ſeinem Lager am flanatiſchen Meerbuſen überfallen, und auf den zu ſeiner Unterſtützung anrückenden Cajus Antonius geworfen. Siegreich vordringend, ſchlugen die Pompejaner zwey Legionen, welche jede einzeln, die eine von Baſilius, die andere von dem als Geſchichtſchreiber rühmlich bekannten Salluſtius Criſpus geführt, ſich den Feinden mehr kühn als klug entgegen warfen. — Antonius wurde auf der Inſel Corcyra nigra (Curzola), nach Andern auf der Inſel Curicta (Veglia) (Flor. 4. B. 2. C.), von Octavius blokirt. Mangel an Lebensmitteln, und eine unter den bey ihm befindlichen fünfzehn Cohorten angezettelte Verrätherey, nöthigten ihn, ſich zu ergeben. (Liv. 110. B.; Dio Caſſ. 41. B. 40. C.; Suet. im Cäſ. 36. C.; App. d. b. c. 2. B. 47. C.) Der cäſarianiſche Admiral Hortenſius erſchien bey Corcyra viel zu ſpät, um den Antonius zu entſetzen, aber früh genug zu ſeinem eigenen Un-

glücke. Er verlor eine Seeſchlacht, und rettete ſich durch die Flucht. — Wenn auch der Verrath mit an dieſen Unglücksfällen Schuld tragen mochte, ſo zeigten doch die meiſten Truppen eine romantiſche Treue gegen Cäſar. Ein Theil der auf Corcyra bey Antonius befindlichen Cohorten war Anfangs der Gefangenſchaft noch entgangen. Sie hatten drey Flöße gebaut, um ſich über das Meer nach den Küſten zu retten. Zwey derſelben entkamen glücklich. Doch das Letzte gerieth in die Hände der Feinde. Es trug lauter Soldaten aus Opitergium (dem venezianiſchen Oderzo) gebürtig. Dieſe vertheidigten ſich unter ihrem Oberſten Vultejus einen ganzen Tag hindurch heldenmüthig gegen eine unermeßliche Zahl Feinde. Als ſie zuletzt keine Rettung mehr erwarten durften, tödteten ſie einander ſelbſt bis auf den letzten Mann, um ſich nur nicht den verhaßten Gegnern ihres geliebten Feldherrn ergeben zu müſſen. (Flor. 4. B. 2. C.; Dio Caſſ. 41. B. 40. C.; Liv. 110. B.) — Dieſe Niederlagen der Cäſarianer beſtimmten die meiſten Bewohner der illyriſchen Seeküſten und Inſeln, des Pompejus Partey zu ergreifen. Cäſars ſchwache Beſatzungen konnten weder die Küſten gegen die häufigen Angriffe der feindlichen Geſchwader, noch das innere Land gegen die Einfälle der barbariſchen Nachbarvölker ſchützen. —

Als Cäſar im Herbſte aus Spanien ſiegreich nach Rom zurück kam, wurde er von dem Senate zum Dictator ernannt. Nur eilf Tage behielt er dieſe Würde. Sie diente ihm aber, den Uebertritt in das Conſulat vorzubereiten. — Pompejus hatte in Theſſalonica einen Senat aus jenen Gliedern, die ihm gefolgt, gebildet. Er ſchuf ſich eine anſehnliche Armee aus den Truppen, die er theils aus Italien mit ſich gebracht, theils aus Sicilien, Creta, Macedonien, Aſien und Egypten an ſich gezogen. Zahlreiche Bogenſchützen, Schleuderer und Reiter waren ihm von den Königen von Galatien, Cappadocien und Cilicien zu Hülfe geſchickt worden. Thraciens, Macedoniens, Achajas und Aetoliens Streitkräfte hatte er

in der Ebene von Beroea, zwiſchen den Flüſſen Haliacmon und Axius, verſammelt. Eine mächtige Flotte, aus den Schiffen dreyer Welttheile zuſammen geſetzt, ſchien ihm den Sieg zu ſichern. Ganz Griechenland und die aſiatiſchen und afrikaniſchen Provinzen erkannten ſeinen Einfluß. Die meiſten Häfen der illyriſchen Küſten waren von ſeinen Truppen und Geſchwadern beſetzt. — Die Anſtalten des Pompejus ſchienen dahin zu deuten, daß er im nächſten Frühlinge unter dem Schutze ſeiner Seemacht nach Italien übergehen wolle. —

Cäſar, der nur eilf Legionen und einige galliſche und germaniſche Hülfsvölker zur unmittelbaren Bekämpfung des Pompejus verwenden konnte, kam ihm durch entſchloſſene Thätigkeit zuvor. Er ging im October 49 mit 20,000 Mann zu Fuß und 600 Reitern von Brunduſium nach dem Epirus über, und landete an dem acrocerauniſchen Gebirge in dem Hafen von Palläſte. Die Flotten des Pompejus, deren eine ganz nahe bey Corcyra (Corfu) vor Anker lag, die Küſtenbeſatzungen, und die von Salona bis Oricum aufgeſtellten Geſchwader, erfuhren Cäſars Vorhaben erſt, als es bereits größten Theils ausgeführt war. In Erwartung des unter dem Legaten Marcus Antonius noch bey Brunduſium gelagerten Theiles ſeiner Armee, eroberte Cäſar Oricum, Apollonia, und die meiſten Plätze des Epirus. Am linken Ufer des Apſus nahm er ſeine Hauptſtellung. Bibulus war mit der pompejaniſchen Flotte von Corcyra herbey geeilt, um, da er Cäſarn ſelbſt verſäumt, doch den Nachzug der Truppen aus Italien zu verhindern. Er ſchnitt auch wirklich dreyßig von den Transportſchiffen, die nach Brunduſium zurückkehtten, ab, und verbrannte ſie ſammt ihrer Mannſchaft. — Cäſars General Gabinius ſollte funfzehn Cohorten Fußvolk und 3000 Reiter zu Lande durch Illyrien nach Macedonien führen. Er marſchirte um den Buſen des adriatiſchen Meeres. Die Illyrier überfielen dieſes Corps bey der Stadt Synodion am Eingange eines Waldes, der ſich zwiſchen zwey Bergwänden hinzieht, und rieben es auf.

Nur Gabinius ſelbſt entkam mit wenigen Soldaten. Die Illyrier machten große Beute, ſowohl an Gelde als an Gepäcke und Kriegsgeräthſchaften. (App. d. r. ill. 12. u. 27. C.) — Während Cäſar mit Sehnſucht auf die Ankunft der zweyten Abtheilung ſeines Heeres wartete, erſchien die pompejaniſche Flotte des Octavius an den dalmatiſchen Küſten, und blokirte alle Häfen. Es gelang dieſem Admiral, die an der See wohnenden Stämme, dann die Iſſäer und andere Inſulaner, gegen Cäſar aufzuregen. Nur die Seeſtadt Salona hielt feſte Treue. Octavius blokirte ſie vergeblich. Alle Angriffe wurden zurück geſchlagen, und die Belagerer überraſchten ſogar durch einen kühnen Ausfall das römiſche Lager. Ihre Weiber, mit fliegenden Haaren, in ſchwarze Gewänder gehüllt, mit Fackeln in den Händen, in einem fürchterlichen Aufzuge, eilten voran. Sie kamen um Mitternacht an die Werke der Belagerer, ſetzten, als leibhafte Furien, die Wachen in Schrecken, und warfen von allen Seiten zugleich Feuer auf Wall und Lager. Hinter ihnen kamen die Männer, erſtiegen die Verſchanzungen, und machten die Soldaten, die vor Schrecken beſinnungslos im Lager umher irrten, oder noch im Schlafe lagen, nieder. Das Lager wurde erobert. Die fliehenden Römer eilten dem Hafen zu. Aber auch dahin folgten ihnen die Saloner, und nur nach großem Verluſte rettete ſich ein Theil auf die Schiffe. Octavius zog ſich nach Dyrrachium, wo Pompejus damahls ſchon eingetroffen war. (J. Cäſ. v. b. K. 3. B. 9. C. erzählt dieſes Ereigniß ebenfalls, jedoch mit einigen andern Umſtänden, als Dio Caſſ. 42. B. 11. C.) —

Cäſar hatte gleich nach ſeiner Ankunft einen Vertrauten mit Vergleichsvorſchlägen an Pompejus abgeſchickt, deren Nichtannahme er leicht voraus ſehen konnte. Noch einige Mahle wurden die fruchtloſen Unterhandlungen aufs neue begonnen. Ihr Mißlingen diente nur dazu, die Wuth der Parteyen zu erhöhen. — Dyrrachium, dieſer Hauptwaffenplatz, war durch ſeine Lage am Meere, auf welchem es ſtets Verſtärkungen

und friſche Proviant-Zufuhren erhalten konnte, ſo wie durch ſeine ſtarken Feſtungswerke, beynahe unüberwindlich. Pompejus fürchtete aber dennoch, daß Cäſar ſeine Verbindung mit dieſem Platze abſchneiden, und dann ſich desſelben bemächtigen würde. Er eilte zu deſſen Rettung aus Macedonien herbey, und ſtellte ſich Cäſar gegen über am rechten Ufer des Apſus auf. Dort blieben nun, durch den Fluß getrennt, die beyden Heere mehrere Monathe in den verſchanzten Lagern ſtehen. —

Das pompejaniſche Geſchwader unter Scribonius Libo hielt unterdeſſen den Hafen von Brunduſium blokirt, um das Auslaufen der von Cäſar ſehnlichſt erwarteten Verſtärkungen zu verhindern. Doch endlich, da ſich der Winter ſchon zu Ende neigte, gelang es dem Marcus Antonius, dieſe Ueberfahrt mit vier Legionen und 800 Reitern auszuführen. Er ſegelte an Apollonia und Dyrrachium vorüber, von den beyden am Apſus lagernden Heeren geſehen, von einem Theile der pompejaniſchen Seemacht verfolgt. Er landete im Hafen von Nimphäum, eine halbe Meile oberhalb Liſſus. Dieſes Corps ſtand nun zwar im Rücken von Pompejus Armee; aber es war auch durch deſſen Stellung von Cäſar abgeſchnitten. — Pompejus verließ ſein Lager, um das Corps des Antonius aufzureiben. Da ging Cäſar über den Apſus, und folgte ihm auf dem Fuße. Pompejus, der ſich von zwey Seiten zugleich angegriffen zu werden fürchtete, zog ſich gar bald mehr an die Seeküſte nach dem feſten Platze Aſparagium am Genuſus. So war dann die Vereinigung des Cäſars und Antonius nicht mehr gehindert. Aber Cäſar vereinzelnte nun ſeine Streitkräfte, indem er ganze Legionen nach Theſſalien, Aetolien und Macedonien entſendete, welche die Völker in ſeine Partey ziehen, des Pompejus Magazine nehmen, deſſen Hülfsquellen beſchränken, für die cäſarianiſche Armee die Zufuhren an Lebensmitteln ſichern ſollten.

Mit ſeiner Hauptmacht war Cäſar dem Pompejus auch

nach Aſparagium gefolgt. Der Mangel an Lebensmitteln zwang ihn, eine Hauptſchlacht zu wünſchen. Pompejus, der an Allem Ueberfluß hatte, und die Noth ſeines Gegners kannte, wünſchte eben darum, die entſcheidende Schlacht zu vermeiden. Ermüdung, Mangel, und fehlgeſchlagene kleine Unternehmungen, ſollten ſeinen Feind allmählich aufreiben. Durch einen künſtlichen Marſch gelang es Cäſarn, den Pompejus von Dyrrachium abzuſchneiden. Dieſer, der die Nothwendigkeit fühlte, mit dem Meere in ungefährdeter Verbindung zu bleiben, eilte die Seeküſte zu gewinnen. Er erreichte ſie auch bey der Rhede von Petra, die nicht weit von Dyrrachium entfernt iſt, und bezog eine ſehr gedrängte Stellung auf einem Vorgebirge, welche zwar im Rücken die Zufuhren zur See begünſtigte, in der Fronte aber von beherrſchenden Anhöhen umgeben war. Dort umwallete Cäſar ſeinen Gegner mit einem ſich achtzehn römiſche Meilen ausdehnenden Halbkreiſe bewunderungswürdiger Werke, welchen immer mehr zu verengen, und den inneren Raum der pompejaniſchen Stellung zu ſchmälern, täglich hitzige Gefechte geliefert wurden. — Pompejus ſah ſich doch endlich durch den Mangel an Trinkwaſſer, und durch einreiſſende Krankheiten, zu offenſiven Bewegungen genöthiget. Er warf, durch galliſche Ueberläufer von den ſchwachen Puncten der feindlichen Stellung unterrichtet, den rechten Flügel Cäſars durch eine Ueberrumplung, und ſchlug noch an demſelben Tage auch den übrigen Theil ſeines Heeres, in welchem Verwirrung und Beſtürzung eingeriſſen waren. — Aber Pompejus benützte ſeinen Sieg nicht durch eifrige und ſchnelle Verfolgung. Er und ſeine Anhänger begnügten ſich, die Siegesbothſchaft in größter Eile nach allen Weltgegenden zu verbreiten. Im ſtolzen Uebermuthe vergaßen ſie, was noch zu thun übrig blieb, und vertheilten ſchon im Gedanken die Reichthümer und Güter der Gegen-Partey, die doch noch bey weitem nicht vernichtet war. So ließen ſie den Cäſar ganz ungehindert ſich zurück ziehen, und

ſeine Truppen ſammeln. — Cäſar war durch die erlittenen Unfälle keineswegs gebeugt. Es gelang ihm auch bald, den Muth der Soldaten wieder aufzurichten. Ein neuer Plan bildete ſich in ſeiner großen Seele. Dieſem zu Folge trat er den Rückzug aus der Gegend von Dyrrachium gegen Apollonia an. Am Fluſſe Genuſus erreichte Pompejus den Nachtrab Cäſars, und wurde zurück geſchlagen. Cäſar ließ ſeine Kranken und den Troß in Apollonia; dieſe Stadt ſowohl, als Liſſus und Oricum, erhielten Beſatzungen. Er zog durch den Epirus und Acarnanien dem Cn. Domitius Calvinus, der unterdeſſen mit drey Legionen Macedonien bezwungen hatte, entgegen, und vereinigte ſich mit ihm bey Aeginium. Nun erſtürmte er die theſſaliſche Stadt Gomphi. Die übrigen Plätze der Gegend ergaben ſich meiſtens ohne Widerſtand. Cäſar lagerte ſich an den fruchtreichen Ufern des Enipeus in der Gegend von Pharſalus, und zog dort alle ſeine Detaſchements an ſich. Pompejus kam zu ſpät, dieſe Vereinigung zu verhindern, bewerkſtelligte aber zu gleicher Zeit ſeine Verbindung mit dem Proconſul Q. Metellus Scipio, der ihm Verſtärkungen aus Aſien gebracht, und bisher Macedonien und Theſſalien gegen Domitius vertheidigt hatte, und lagerte ſich ebenfalls bey Pharſalus, im Angeſichte der Stellung Cäſars. Dieſer zählte an Soldaten der Legionen 32000 Mann, Pompejus ohne die Hülfs-Truppen 45000. Der Letztere hatte eine ſo bedeutende Uebermacht an Reiterey, das er den Cäſar mit derſelben zu umringen hoffte. — Hier wurde (im Julius 48) Pompejus aufs Haupt geſchlagen, ſein Lager erſtürmt, und der eingeſchloſſene Reſt ſeines Heeres zur Ergebung genöthigt. — Cäſar verlor ungefähr 230 Mann in dieſer Schlacht, erlegte aber 15000 Feinde, nahm 24000 gefangen, eroberte hundert achtzig Fahnen und neun Adler. (J. Cäſar vom bürg. Kr. 3. B. 99. C.; Dio C. 41. B. 52. — 63. C.; Appian. de b. c. 2. B. 82. C.)

Pompejus verlor die Beſinnung. Er vergaß, daß er Herr mächtiger Flotten war; daß Aſien und Afrika ſeinen Befehlen

gehorchten; daß in Italien die Vornehmen ihm zugethan, der Pöbel überall leicht zu lenken war. Er flüchtete über Lariſſa nach der Seeküſte Theſſaliens, und ging endlich, nachdem er einige Zeit auf den griechiſchen Inſeln umher geirret, nach Egypten. Dort ließ ihn der König Ptolemäus verrätheriſch zur Landung einladen, und beym Austritte aus dem Schiffe meuchlings ermorden. — Cäſar zeigte ſich als Sieger ſehr mild. Er verzieh ſeines Feindes Anhängern. Er ertheilte allen Gefangenen Gnade, und bewies ſich, damahls wenigſtens, ſeines Glückes würdig. Ohne Zaudern benützte er den Sieg. Im ſchnellſten Marſche zog er mit ſeiner Reiterey durch Macedonien und Thracien, und ging über den Helleſpont nach Klein-Aſien. Von Rhodus ſchiffte er mit zwey Legionen und 800 Reitern nach Alexandria über, wo er des Pompejus Tod erfuhr, und die von ihrem Bruder und Gemahl, dem König Ptolemäus, vertriebene Cleopatra wieder auf Egyptens Thron ſetzte. —

Indeß ein von den Anhängern des Ptolemäus gebildetes egyptiſches Heer den Cäſar in Alexandria belagerte, hatten ſich die Trümmer der pompejaniſchen Partey zu Corcyra verſammelt. Pompejus hatte den Cato in Dyrrachium aufgeſtellt, um die Ueberfahrt der cäſarianiſchen Truppen aus Italien, und deren Landungen an den illyriſchen Küſten möglichſt zu verhindern. Auch ſollte er die unruhigen Parthiner beobachten, die wirklich damahls gegen Pompejus aufſtanden, und ſich noch im Kampfe gegen Cato befanden, als die Nachricht von der Schlacht ſich verbreitete. Da räumte dann Cato Dyrrachium und den Epir, und zog ſich nach Corcyra (Corfu). (Dio Caſſ. 42. B. 10. C.). — Cäſar hatte den Quäſtor und Prätor Q. Cornificius mit zwey Legionen in Illyrien einrücken laſſen. Dieſer unterhielt den Krieg gegen die Landesbewohner mit beharrlichem Muthe. Das Land war durch den Krieg verödet. Von Natur aus wenig fruchtbar, und bey ſchlecht bebautem Boden, konnte es nur geringe Mittel zum Unterhalte des Heeres liefern. Cornificius mußte alſo ſeine Soldaten mit

den Vorräthen erhalten, die er in den eroberten Schlöſſern fand. Die Bewohner von Jadera und die Liburnier unterſtützten ihn mit ihren Schiffen. Da Octavius ſich nach der pharſaliſchen Niederlage in jene Gegenden herauf zog, eroberte Cornificius mit ihrer Hülfe mehrere Schiffe, die ſich von des Octavius Flotte verloren hatten, und ſo bildete er ſich eine anſehnliche Seemacht. — Als Cäſar ſchon dem Pompejus nach Egypten gefolgt war, erhielt er Kunde, daß ſich deſſen Anhänger in Illyrien zuſammen zögen. Er beorderte nun ſogleich den Gabinius mit einer neu geworbenen Legion dahin. Dieſer ſollte ſich mit Cornificius vereinigen, und jene Provinz zu ſichern helfen. Nach einem ſehr beſchwerlichen Winterfeldzuge wurde Gabinius von dem empörten Volke gegen Salona getrieben; aber ehe er dieſe Stadt erreichte, mit Verluſt von 2000 Mann, 38 Centurionen, und 4 Tribunen, geſchlagen. Er ſtarb, in Salona eingeſchloſſen, vor Gram. Octavius, von den Landesbewohnern unterſtützt, ſpielte nun an jenen Küſten den Meiſter. Er landete bey Salona, und belagerte dieſen Platz zum zweyten Mahle, zugleich mit Epidaurus und andern dem Cäſar ergebenen Städten. — Da traf Vattinius mit einem cäſarianiſchen Corps Veteranen von Brundus in Dalmatien ein, entſetzte die belagerten Städte, und ſchlug des Octavius Flotte bey der Inſel Tauris. Die pompejaniſchen Beſatzungen übergaben Inſeln und Städte dem Vattinius. In kurzer Zeit war faſt ganz Illyrien erobert. Octavius rettete ſich nun nach Afrika zu Cato. Vattinius überließ die befreyte Provinz dem Cornificius, und kehrte mit ſeiner Flotte und ſeinen Truppen nach Brundus zurück. (J. Cäſ. vom alex. Kr. 42. bis 47. C.; Dio Caſſ. 42. B. 11. C.) — Cnejus Pompejus, der Sohn, hatte die egyptiſche Hülfsflotte unter ſeinen Befehlen. Als Cäſar ſeine Truppen von den Küſten an ſich gezogen, die Seeſtädte nur ſchwach beſetzt gelaſſen, und den Marſch nach Aſparagium angetreten hatte, war Pompejus in die Häfen von Oricum und Liſſus gedrungen, und hatte dort meh-

rere Transportſchiffe theils erobert, theils verbrannt. In der Folge bedrohten ſeine Geſchwader ſogar Brundus, und die Häfen Siciliens. Aber auch ſeine Unternehmungen lähmte die Schreckensnachricht von ſeines Vaters Verderben. Auch er wendete ſich, von den Egyptiern verlaſſen, zu Cato. (J. C. v. b. Kr. 3. B. 40. C.; Dio Caſſ. 42. B. 12. C.) — Nun ſammelten ſich alle Pompejaner in Afrika, wo ſie ſich mit den früher ſchon dort geſtandenen Corps des Metellus Scipio und Attius Varrus, dann mit dem Könige Numidiens, Juba, verbanden. In Utika bildeten ſie einen republikaniſchen After-Senat, und beſchloſſen, Cäſars Glücke zu trotzen. Sie betrieben ihre Rüſtungen mit dem angeſtrengteſten Eifer. —

Cäſar wurde vom Senat, zum zweyten Mahl für ein Jahr zum Dictator ernannt, und ſein Conſulat auf fünf Jahre verlängert, als er eben (Anfangs 47) zu Alexandria aufs härteſte bedrängt wurde. Die Verſuche, ſich Luft zu machen, alle Ausfälle, ſelbſt einige glückliche Seegefechte, brachten keine Aenderung in ſeiner bedrängten Lage hervor. Damahls gerieth auch die berühmte alexandriniſche Bibliothek, welche bey 400,000 Bücherrollen enthalten haben ſoll, in Brand, als Cäſar die nahe an derſelben gelegenen See-Arſenale anzünden ließ, damit nicht die Flotte den Feinden in die Hände gerathe. — Cäſar rettete ſich endlich durch Schwimmen aus dem Platze auf ſeine Flotte, und erfocht bald darauf den Sieg am Nil, welcher die Gegner Cleopatra's vernichtete, und ihren Thron befeſtigte. (J. Cäſar v. alex. Kr.; Dio C. 42. B. 34. — 44. C.).

In Spanien war durch die ſchlechte Verwaltung des habſüchtigen Proprätors Q. Caſſius Longinus eine allgemeine Unzufriedenheit, ſowohl im Volke als unter den neugeworbenen, ſchlecht diſciplinirten Legionen entſtanden. — Rom ſelbſt befand ſich durch die beängſtigende Ungewißheit ſeines endlichen Schickſals, und durch die tyranniſche Beherrſchung des Statthalters Marcus Antonius, in unruhiger Bewegung, die bereits in blutiges Handgemenge ausartete. — Unter den italie-

niſchen Legionen herrſchte ein gefährlicher Geiſt des Aufruhrs, da ſie ihren Sold, und die verſprochenen Belohnungen für die in der pharſaliſchen Schlacht geleiſteten Dienſte, noch nicht erhalten hatten. — In Klein-Aſien ſuchte damahls Pharnaces, der Sohn des Mithridates, das väterliche Reich wieder zu erobern. Er ſchlug auch wirklich Cäſars Feldherrn Domitius Calvinus. Doch Cäſar eilte aus Egypten herbey, und der Sieg bey Zela im Pontus ſicherte ihm den Beſitz dieſer Provinz. Bald brachte Cäſar die Angelegenheiten Aſiens in Ordnung, und kehrte dann nach Rom zurück. Er beſänftigte dort, theils durch Milde, theils durch Strenge, die bedenklichen Unruhen im Volke, ſo wie den aufrühreriſchen Sinn der Legionen. Er wurde vom Senate für das Jahr 46 zum dritten Mahle als Dictator ausgerufen (J. Cäſar v. alex. Kr.; Dio Caſſ. 42. B. 45. bis 55. C.). — Nun ging er im Anfange des Winters mit ſeinem Heere nach Afrika über, um die dort, als in ihrem letzten Aufſtellungspuncte, furchtbar verſammelte Macht ſeiner Feinde zu zertrümmern. Dieß gelang ihm nach mannigfaltigen Schickſalswechſeln; nach den blutigen Schlachten bey Ruſpina und Thapſus; nachdem die Feldherrn der Gegen-Partey Metellus Scipio, Cato und König Juba ſich ſelbſt den Tod gegeben; nach der Eroberung des republikaniſchen Hauptwaffenplatzes Utika; nach der Unterwerfung Numidiens, das in eine römiſche Provinz verwandelt wurde. (J. Cäſar vom afrikaniſchen Kriege; Dio Caſſ. 42. B. 56. bis 58. C.; 43. B. 1. bis 14. C.). — Bey ſeiner Rückkehr nach Rom feyerte Cäſar, als Sieger in drey Welttheilen, und Vernichter aller ſeiner Feinde, einen viertägigen Triumph mit nie geſehener Pracht: am erſten Tage über Gallien und Germanien, — am zweyten über Egypten, — am dritten über Aſien, — am vierten endlich über Afrika und Spanien. Seine treuen Legionen erhielten anſehnliche Geldbelohnungen. Die untere Claſſe der Bürger Roms wurde reich beſchenkt. Die Volksfeſte, die öffentliche Bewirthung aller Bewohner der Stadt, die Spie-

le aller Art, ermüdeten durch Uebermaß ſogar die ſchau- und genußluſtigen Römer. Auch den Göttern zollte die Dankbarkeit des römiſchen Volkes ein vierzigtägiges Dankfeſt. —

Von jetzt an begann Cäſar, ſich über die Verfaſſung des Staates zu erheben. Willkühr, die ſich an keine Formen band, ward die Leiterinn ſeiner Handlungen. Doch in eben dieſen Zeitraum fallen jene weiſen Anordnungen und Geſetze, die ewig dauernden Beweiſe ſeiner tiefen Staatsklugheit und ſeines Sinnes für Gerechtigkeit und Milde. Aber es konnte nicht fehlen, daß er den Republikanern in dem gehäßigen Lichte eines Uſurpators erſchien; daß jedes das allgemeine Beſte bezweckende Geſetz doch immer einen Theil der Staatsbürger, beſonders aber jene, welche aus den Mängeln der frühern Geſetzgebung unrechtmäßige Vortheile für ihre Perſon geſchöpft, verletzte; daß endlich Cäſar die Habſucht ſeiner Anhänger nie vollkommen zu befriedigen vermochte. Dieſe drey Claſſen von Unzufriedenen bildeten auch drey Parteyen. Aus ihnen erwuchs allmählich eine nicht unbedeutende Zahl von Feinden, die zuletzt, ſo ſehr auch ihre Geſinnungen verſchieden waren, ſo entgegen geſetzte Plane ſie zu erreichen hofften, doch einander in einem Wunſche immer näher kamen, und zuletzt in einer verruchten That den Vereinigungspunct ihres Strebens fanden. So bereitete ſich die ſchreckliche Cataſtrophe vor, welche Cäſars Heldenleben endete. —

In Spanien hatten damahls (45) die Söhne des Pompejus einen Aufſtand erregt, der bald ſo gefährlich um ſich griff, daß Cäſars Legaten ſich demſelben nicht mehr gewachſen fühlten. Cäſar ging nun ſelbſt nach Spanien. Seiner Schweſter Enkel, Octavianus, berühmt als Cäſars Nachfolger und erſter Imperator, machte in früheſter Jugendblüthe dieſen Feldzug mit. Nach hartem Kampfe, faſt nur durch ſeine eigene verzweifelungsvolle Tapferkeit, erfocht Cäſar den Sieg bey Munda (17. März 45). Von dieſem Tage an erkannte auch Hiſpanien ſeine Herrſchaft. (J. C. v. ſpan. Kriege; Dio Caſſ. 43. B. 28. — 41. C.). —

Unumſchränkter Gebiether des Staates, übte Cäſar ſeine Macht mit weiſer Milde. Kein Blutvergießen erfolgte. Selbſt ſeinen bitterſten Gegnern erlaubte er die Rückkehr ins Vaterland, vergaß, was ſie gegen ihn verbrochen, erhob ſie ſogar zu wichtigen Aemtern. Ein neuer Triumph, eine Menge außerordentlicher Ehrenbezeugungen, both ihm die Huldigung des Senats und Volkes als den Lohn ſeiner Siege. Man übertrug Cäſarn die lebenslängliche Dictatur und die Gewalt eines Volks-Tribuns. Er wurde zum alleinigen Cenſor, mit dem Titel: Aufſeher der Sitten, ernannt. Die Beſetzung aller wichtigen Staatsämter wurde ſeiner Willkühr überlaſſen. Man gab ihm den ſchmeichelhaften Beynahmen Vater des Vaterlandes, — den alle militäriſche Macht mit ſich führenden Titel des Imperators. Auf zehn Jahre wurde ihm die Conſulswürde ertheilt. Auf dem Rathhauſe erhielt er einen erhabenen Sitz, aus purem Golde verfertiget. Ein Triumphkleid wurde ihm zur immerwährenden Tracht, ein Lorberkranz zur gewöhnlichen Kopfbedeckung zuerkannt. Zwey und ſiebenzig Lictoren ſollten ihm vortreten. Sein Haus durfte er mit einem hochgeſpitzten Dache verzieren. Im Theater wurde das Haupt ſeiner Bildſäule mit einer Strahlenkrone umgeben. Der Monath Quinctilis erhielt nach ihm den Nahmen Julius. Seine Bildſäule wurde im Capitol, mit der Aufſchrift: dem Halbgott Cäſar, aufgeſtellt. Man trug darauf an, er ſolle ſeinen Nahmen Julius in Jupiter verwandeln; ihm, und der Göttinn der Milde, Clementia, ſollte ein Tempel errichtet, und ſein Feldherr der Reiterey, Marcus Antonius, zum erſten Prieſter des neuen Gottes ernannt werden. — Als bittere Satyre dieſer Erhebung zum Gotte decretirte ihm der Senat die Ehre eines Begräbnißplatzes innerhalb der Mauern der Stadt. — Antonius endlich both Cäſarn einſt, vielleicht in Folge früherer Verabredung, in öffentlicher Verſammlung das königliche Diadem, das der Dictator jedoch, an dem Beyfall des Volkes verzweifelnd, damahls noch zurückwies. —

Dieſe letzte friedliche Periode von Cäſars Leben zeichnete ſich durch ſeine außerordentliche Thätigkeit in der Staatsverwaltung aus. Er vermehrte die Zahl der Senatoren und Magiſtrats-Perſonen; verbeſſerte die Gerechtigkeitspflege, und die Polizey; gab ſtrenge Sittengeſetze. Er wachte über die Reinheit der Religion und des Gottesdienſtes. Er verboth die aus Egypten in Rom eingeſchlichene Verehrung der Iſis und des Serapis, und ließ deren Tempel niederreiſſen. — Die Wiſſenſchaften und Künſte genoſſen Cäſars großmüthigſten Schutz. Er ertheilte allen ausländiſchen Gelehrten, Aerzten und Lehrern der Wiſſenſchaften, die ſich im römiſchen Reiche einfanden, das Bürgerrecht. — Zahlloſe Arbeiten, welche die öffentliche Wohlfahrt beförderten, wurden unternommen. Der neue, nach Cäſar der Julianiſche genannte, Kalender wurde verfertigt. Bibliotheken, Heerſtraßen und Tempel entſtanden auf ſeinen Wink. Die Austrocknung der pomptiniſchen Sümpfe wurde angefangen. Der Handel ward durch ſeinen Schutz neu belebt. — Noch viele andere Rieſenplane keimten in der nach Thaten durſtenden Seele des Dictators, unter welchen die Herſtellung Carthagos und Corinths, — die Bekriegung der Dacier, Thracier, Scythen, Parther und Germanen, — die Ausgrabung eines neuen Bettes der Tiber, — die Durchſtechung der corinthiſchen Erdenge, um das ägeiſche und joniſche Meer zu verbinden, — endlich die Verwandlung der römiſchen Republik in eine Monarchie, deren Krone Cäſar um das gemeine Weſen verdient zu haben glaubte, die bedeutendeſten waren. Doch das Schickſal trat dem umfaſſenden Wirken dieſes ſeltenen Geiſtes zu früh in den Weg. Kaum waren die großen Gedanken noch gedacht, und weit war es noch zu ihrer Ausführung. Was am erſten, nach ſeinem Wunſche, ſich verwirklichen ſollte, war die monarchiſche Herrſchaft. Zurücktreten in den Stand des einfachen Bürgers konnte der nicht mehr, der ſich gewöhnt, das Schickſal ſeines Volkes mit allmächtiger Hand nach Gefallen zu lenken. Selbſt wenn ſein Edelmuth

zu ſolchem Opfer groß genug geweſen wäre, ſo mußte er vorausſehen, daß dann die Parteyen ſich ſchnell wieder zum Bürgerkriege erheben würden, daß das Verderben des Vaterlandes die gewiſſe Folge ſeines Rücktritts ſeyn müſſe, und daß der innere Kampf durch keinen friedlichen Vergleich der feindſeligen Kräfte, ſondern nur durch Erhebung des Einen, der ſeiner Gegner Meiſter würde, zum deſpotiſchen Herrn enden könne. — Aber anders, und weniger klug, dachten die Römer. Noch hielten ſie es für möglich, zur reinen republikaniſchen Form zurückzukehren. Noch träumte das Volk, das Schattenbild der Souveränität wieder zu erreichen. Noch waren die Patricier nicht gewohnt, Einen aus ihrer Mitte als Herrſcher über ſich zu dulden. Denn ſie Alle wollten ja herrſchen, und mit tödtlichem Haſſe verfolgten ſie den Mann, der dieß gemeinſchaftliche Recht allein übte. Auch lebten damahls noch einige Römer, enthuſiaſtiſche Anbether der Freyheit entſchwundener Zeiten, die ihrem Vaterlande mit feuriger Liebe anhingen; die den größten Helden der Freyheit aufzuopfern, nicht anſtanden; die, edel aber kurzſichtig, und den Geiſt ihrer Zeit, die damahlige Lebens-Epoche ihres Volkes, nicht erkennend, durch ſeinen Tod das Vaterland wirklich frey und glücklich zu machen wähnten. —

Dieſes Königthum, nach welchem Cäſar mit ſchlecht verhehlter Sehnſucht ſtrebte, war es alſo, welches die Häupter mehrerer Parteyen, und alle Römer, in deren Buſen die Liebe zur Freyheit und zum Vaterlande ſich mit dem wüthenden Durſte nach Rache und Blut gegattet hatte, gegen ihn vereinigte; das ſogar mehreren ſeiner geliebteſten Freunde den Dolch zum feigen Mord in die das Schwert gewohnten Hände gab. — Cäſar war zum fünften Mahle Dictator, und Marcus Antonius, ſein Feldherr der Reiterey, zum fünften Mahle Conſul, und Aemilius Lepidus deſſen Amtsgefährte, als er fiel. Mehrfach gewarnt, aber doch nicht aus ſeiner ſtolzen, die verborgenen Feinde verachtenden Sicherheit geweckt, erſchien der Dictator

am 15. März 44 in der Curie. Dort ſollte am nähmlichen Morgen das Königthum dem Volke feyerlichſt angekündiget werden. — Dort ſank Cäſar unter den Dolchen der verſchwornen Meuchelmörder in den Tod. Aus drey und zwanzig Wunden entrann ſein edles Leben. —

Kaum war die That geſchehen, als ſtumme Angſt und grauſes Entſetzen das Volk ergriff. Vielleicht hatten Viele einen Augenblick früher ein ſolches Ereigniß gewunſchen. Aber jetzt wüthete die Menge, getrieben durch die Schauer der gräßlichen That, gegen die Mörder. Unentſchloſſenheit bezeichnete das Benehmen der Verſchwornen. Sie flüchteten in das Capitol, für den erſten Augenblick der Rache zu entgehen. — Der Senat, welcher unter dem Dictator ſo ſehr an Macht und Anſehen geſunken war, ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, daß Cäſars Tod den Staat der Freyheit, oder beſſer zu ſagen, ſeiner ariſtokratiſchen Verwaltung, zurück gegeben habe. Obwohl er nicht den Muth hatte, ſich offen für die Mörder zu erklären, ſo begünſtigte er ſie doch unverkennbar, und bewilligte ihnen ſehr bald, durch eine Rede Ciceros aufgefordert, eine Amneſtie. — Antonius und Lepidus ſtanden an der Spitze der Gegen-Partey. Sie hatten einen liebenswürdigen Freund, einen freygebigen Wohlthäter zu rächen. Der größte Theil des Volkes und alle Soldaten ſchloſſen ſich an dieſe. Aus Furcht beſtätigte der Senat alle Regierungshandlungen Cäſars, ſo wie ſein Teſtament, und bewilligte der Leiche die Ehre eines Begräbniſſes auf Koſten des Staates. — Eine ſcheinbare Verſöhnung fand zwiſchen den Häuptern der Verſchwörung und jenen der Gegen-Partey Statt. Die Erſteren theilten nun die Verwaltung der Provinzen unter ſich. Decimus Brutus erhielt Ciſalpinien und Illyrien, und Marcus Junius Brutus Macedonien. —

Die Eröffnung von Cäſars Teſtamente, das in jeder Zeile ſeine aufrichtige Liebe zum Volke ausſprach, verband dem Gefallenen viele Herzen, die ſich in der letzten Zeit von ihm ge-

wendet. Den Enkel ſeiner Schweſter, Octavianus, nahm er in demſelben zum Sohne an. Einen großen Theil ſeines Vermögens beſtimmte er zur Vertheilung unter das Volk, ſeine Privat-Gärten zu öffentlichen Erluſtigungsorten. — Das feyerliche Leichenbegängniß, und die nachdrucksvolle Rede, die Antonius bey demſelben hielt, erregten aufs neue des Volkes Wuth. Zahlloſe Thränen floſſen an dem Scheiterhaufen, der die ſterbliche Hülle des Helden in Aſche verwandelte, und die Römer waren bereit, die Mörderſchaar den Manen des Ermordeten zu ſchlachten. — Antonius mißbrauchte den durch dieſe Unruhen geſchreckten Senat zur Erreichung ſeiner eigennützigen Abſichten. Er erzwang ſich die Bewilligung zur Errichtung einer Leibwache, die er bald zu einem Corps von 6000 Mann vermehrte. Er bemächtigte ſich der 700 Millionen Seſtertien, die Cäſar in dem Tempel der Ops niedergelegt hatte, und wußte außerdem noch, durch Verfälſchung von Cäſars Papieren ungeheure Summen zu gewinnen. Die Verſchworenen erkannten gar bald des Antonius Abſicht, ſich an des Ermordeten Stelle zum Herrn der Republik aufzuwerfen. Sie ſahen wohl ein, daß er zuvor die Mörder vernichten würde, und glaubten ihr Heil zu ſichern, indem ſie in die ihnen zur Verwaltung zugetheilten Provinzen abgingen. Dort wollten ſie ſich die Macht vorbereiten, künftigen Angriffen mit Nachdruck zu begegnen. — Kaum waren ſie aber von Rom entfernt, als Antonius die Maske abzog, ſie ihrer Provinzen durch den Senat entſetzen, und ſich und ſeine Anhänger damit begaben ließ. Nun ſchienen ſeine ehrſüchtigen Plane zur Ausführung zu reifen. Viele von Cäſars alten Saldaten waren bereits aus den Provinzen in Rom zuſammen geſtrömt, und wollten den Tod ihres geliebten Feldherrn an deſſen Mördern rächen. Dieſe Krieger waren gefährliche Werkzeuge, wenn Antonius ſie zu gewinnen verſtand, und ſich an ihre Spitze ſetzte. Schon glaubte ſich dieſer zweydeutige Römer nur wenige Schritte mehr von ſeinem Ziele. — Da erſchien Cäſars angenommener Sohn Octavian zu Rom.

Octavianus befand ſich zu Apollonia (Polina) am joniſchen Meere, wohin ihn Cäſar, der ihn zu ſeinem Feldherrn der Reiterey ernannt hatte, voraus geſchickt, um ihn dann beym Zuge gegen die Parther mit ſich zu nehmen. Denn bey Cäſars Tode war bereits eine Armee von ſechzehn Legionen und 10,000 Reitern von allen Seiten nach Brundus im Marſche, um dort nach dem Orient eingeſchifft zu werden. Auf vier Tage ſpäter, als der Dictator fiel, war deſſen eigene Abreiſe feſtgeſetzt. — Octavian beſchäftigte ſich unterdeſſen, bis ihn die Waffen riefen, in Apollonia mit den Wiſſenſchaften und freyen Künſten. Da erhielt er die Nachricht von dem Tode ſeines Groß-Oheims. Die Legion, die in Apollonia in Beſatzung lag, trug ihm ihre Dienſte an, um dem Ermordeten die Rache, dem Octavian ſelbſt das Erbrecht zu ſichern. Aber obwohl ſein Herz voll von gerechtem Schmerze über Cäſars Tod war, und er eben ſo lebhaft ihn zu rächen, als ſich an ſeine Stelle zu erheben wünſchte, ſo ließ er ſich doch nicht von der erſten Aufwallung hinreiſſen. Mit einer für ſeine Jahre, er hatte noch das neunzehnte nicht vollendet, bewunderungswürdigen Klugheit, verbarg er ſeine Wuth und ſeine Abſichten. Er beſchloß, fürs Erſte nach Rom zu eilen, um die Lage des Senates, die Geſinnungen des Volkes, und die ſchwachen Seiten der Häupter aller Parteyen in der Nähe zu erforſchen. Als er Italiens Boden betrat, brachte ihm das Gerücht die Kunde von dem Teſtamente Cäſars. In derſelben Stunde nahm er den Nahmen Cajus Julius Cäſar Octavianus an. Sein Muth hatte ihn zu dieſem raſchen Entſchluſſe bewogen, obwohl ſeine wirklich bewunderungswürdige, in jeder Lage ſeines ſpätern Lebens ſich erprobende Weisheit ihm auch die Gefahren nicht verkennen ließ, welche mit ſeinem Erbe, mit der begonnenen Rolle verbunden waren. — Die erſten Schritte ſchon lohnten ſeine Kühnheit. Die zu Brunduſium in Beſatzung liegenden Legionen empfingen ihn auf das Feyerlichſte. Alle Veteranen, die unter Cäſar geſiegt, verließen die fried-

ſichen Wohnſitze, welche ſie der freygebigen Huld des Dictators zu danken hatten, und griffen freudig wieder nach den ruhenden Waffen, um den Sohn ihres unvergeßlichen Helden zur Rache und Größe zu geleiten. Von einem zahlreichen Corps gefolgt, zog Octavian in Roms Mauern. Er ſuchte die Ungeduld ſeiner tapfern, aber nicht zur Ueberlegung geſtimmten, Begleiter zu mäßigen. Er unterließ nicht, ihre Hoffnungen aufzumuntern. Aber er wußte zu gleicher Zeit, des ſichtlich nach der oberſten Gewalt ſtrebenden Antonius Aufmerkſamkeit zu täuſchen, und des im Senate einflußreichen, und, als ein Haupt der republikaniſchen Parteÿ ſehr bedeutenden, Cicero Freundſchaft durch kluge Verſtellung zu gewinnen. Antonius hatte ſich nicht nur des baaren Geldes, ſondern auch der liegenden Güter von Cäſars Nachlaſſe bemächtiget. Der Erbe, welcher die Zurückſtellung des Geraubten, und die Beſtätigung ſeines Erbrechts forderte, war ihm daher ſehr unwillkommen. Octavians Forderungen wurden ſchnöde zurück gewieſen, und ihm durch Antonius Kabalen die Erbsbeſtätigung verſagt. Auch die Stelle eines Volks-Tribunen wurde ihm verweigert. Indeß gewann er doch endlich durch des getäuſchten Cicero Verwendung die Gunſt des Senats, — die des Volkes durch Auszahlung der Legaten ſeines Oheims, durch aus Eigenem hinzugefügte reiche Geſchenke, und durch glänzende Volksfeſte und öffentliche Spiele. Er verſchwendete ungeheure Summen, ſowohl um ſich der Treue der Veteranen zu verſichern, als auch des Antonius Soldaten an ſich zu ziehen. So große Auslagen zu beſtreiten, machte er die ererbten Ländereyen, und ſogar ſeiner Verwandten Beſitzungen zu Gelde. Die Neckereyen, die ſich Antonius täglich gegen ihn erlaubte, erwiederte er mit Lebhaftigkeit. Zwar hatte eine anſcheinende Verſöhnung zwiſchen beyden Statt gefunden; aber ſie war nur der Vorbothe neuer Zwiſte geweſen, die dann ſehr bald in offene Feindſeligkeiten ausbrachen.

Die Lage der beyden Gegner war ſehr verſchieden. Gegen

Antonius, den reichen und mächtigen Conſul, dem die Legionen gehorchten, der Jüngling Cäſar Octavian, der nur ſeinen Nahmen, eine Freygebigkeit, die weit ſein Vermögen überſtieg, und die Anhänglichkeit einiger Veteranen in die Wagſchale legen konnte. — Antonius hatte, um die Gunſt des Pöbels zu gewinnen, dem Cäſar eine Bildſäule im Forum errichtet, für die armen Bürger eine Aeckervertheilung ausgewirkt. Er ließ ſich jetzt vom Senat und Volk die Provinz des ciſalpiniſchen Galliens zutheilen, und die bisher innegehabte Provinz Macedonien auf ſeinen Bruder Lucius übertragen. In Ober-Italien wäre er Rom und dem Senate nahe geblieben. Dort hoffte er, ſeine Macht durch Werbungen und Gelderpreſſungen bedeutend zu vermehren. Er rief auch die in ſeiner bisherigen Provinz Macedonien geſtandenen Legionen übers Meer nach Italien. Sobald dieſe in Brunduſium gelandet, ſetzte er ſich an ihre Spitze. — Ganz Italien nahm für Einen der beyden Gegner Partey. Für Cäſars Mörder aber, oder für die Erhaltung der Republik, bemühte ſich faſt Niemand als — Cicero. Zwar hatte der Redner anfangs den Entſchluß gefaßt, ſo wie Brutus und Caſſius, in Athen einen Zufluchtsort zu ſuchen. Aber er kehrte auf halbem Wege wieder nach Rom zurück, und hielt dort ſeine berühmten philippiſchen Reden gegen Antonius. — Unterdeſſen hatte dieſer Conſul durch übel angebrachte Sparſamkeit und Strenge die Herzen ſeiner Soldaten von ſich abgewendet, und ſchon fingen dieſe an, Octavians Einladung Gehör zu geben. Antonius ließ den größten Theil ſeiner Armee längs dem adriatiſchen Meere gegen Ariminum marſchiren. Er ſelbſt nahte Rom, von der in Gallien durch Cäſar errichteten Legion der Lerchen begleitet. Der Senat, deſſen bedeutendeſte Mitglieder ſich bereits zu Octavian hinneigten, ſo wie die Bewohner der Stadt, waren in der bangſten Erwartung deſſen, was ſie von dem unverſöhnlichen und grauſamen Charakter des Antonius zu fürchten hatten. —

Octavian hatte einige tauſend Veteranen in Rom verſammelt, und erklärte ſich als Vertheidiger des Vaterlandes gegen Antonius. Das Volk hörte ſeine Reden mit Wohlgefallen an. Aber die Veteranen hatten erwartet, das er ſie gegen die Mörder Cäſars, nicht gegen deſſen Freund, führen würde. Der größte Theil derſelben äußerte laute Unzufriedenheit, und zerſtreute ſich. So war dann Octavian zu ſchwach, ſich dem Antonius entgegen zu ſtellen. Mit vielleicht dreytauſend, die er durch neue Geſchenke, und noch größere Verſprechungen und Schmeicheleyen bey ſich erhielt, marſchirte er von Rom gegen Ravenna. Es gelang ihm aber, die in den Gegenden, durch welche er zog, wohnenden Soldaten an ſich zu locken. Sie eilten haufenweiſe zu ſeinen Fahnen. Seine geheimen Abgeordneten gewannen ſogar zwey Legionen von des Antonius Heere, daß ſie im Marſche plötzlich Halt machten, und ſich für Octavian erklärten. Dieſes Ereigniß bewog den Antonius, Rom eiligſt wieder zu verlaſſen, und ſich in ſeine erſchlichene Provinz Ciſalpinien zu ziehen. Aber der vor ihm zum Statthalter ernannte Decimus Brutus rüſtete ſich, ſein älteres Recht zu vertheidigen. Unter dieſen beyden Nebenbuhlern brach nun der Bürgerkrieg aus. — Indeß Brutus mit drey Legionen den Antonius erwartete, fiel er, um ſeine Soldaten zu üben, und zugleich ihre Beuteluſt zu befriedigen, die in den juliſchen Alpen wohnenden Völker an, eroberte viele Schlöſſer, und verheerte ausgedehnte Landſtrecken. Vermuthlich ward dieſer Zug auch gegen die Japydier gerichtet, und nicht überall vom Glücke begleitet: denn Appian erzählt (d. r. ill. 19. C.), daß die Metullier in der Folge gegen Octavian Kriegs-Maſchinen anwendeten, die Decimus Brutus in ihrer Gegend im Stiche gelaſſen hatte. Die Annäherung ſeines Gegners mit fünf Legionen rief den Decimus zum bedeutenderen Kampfe. — Octavian trug dem Senate nochmahls ſeine Dienſte gegen Antonius an: denn er ſelbſt konnte ſich für keine der beyden zum Kampfe gerüſteten Parteyen erklären, da Antonius ihn gröb-

lich beleidigt hatte, Decimus Brutus hingegen Einer von ſeines Oheims Mördern war. Der Senat nahm ſein Anerbiethen mit Dank an. Ein Rathsbeſchluß billigte die Bewaffnungen des Brutus und Octavianus. Zwey neue philippiſche Reden des Cicero bezeichneten Antonius als Feind des Staates. Dieſer aber ſuchte die Worte, die zu Rom mit ſo vieler Salbung gegen ihn geſprochen wurden, durch Thaten zu beantworten. Decimus Brutus ſah ſich bald geſchlagen, und in Mutina blokirt. Die Provinz wurde eine leichte Eroberung des mit Nachdruck operirenden Antonius, der noch immer vorgab, den Mörder Cäſars zu verfolgen, da er doch im Grunde nur den Nebenbuhler in der Statthalterſchaft zu vernichten ſuchte. — Octavian hatte ſeine Truppen um Forum Cornelii (Imola) in die Winter-Quartiere verlegt. Da er dem Senate, der ſeine zweydeutigen Abſichten durch geheime Unterhandlungen mit Antonius verrieth, nicht traute, wollte er ſeine Kräfte ungeſchwächt erhalten, und nahm bis nun an dem Kampfe keinen thätigen Antheil. —

M. Junius Brutus, Caſſius, und andere Verſchworene hatten, wie ſchon erwähnt, in Athen Sicherheit gefunden. Der Erſte hatte ſich zum Haupte der republikaniſchen Partey aufgeworfen, und brachte in wenig Zeit ein anſehnliches Truppen-Corps zuſammen. Die alten Soldaten des Pompejus, welche ſich nach der pharſaliſchen Schlacht in den öſtlichen Ländern verſtreut, und zum Theil niedergelaſſen, vergrößerten durch häufigen Zulauf ſein Heer. Auch Hortenſius, der Statthalter Macedoniens, erklärte ſich für den Brutus, und die Könige und Fürſten der benachbarten Länder folgten häufig dieſem Beyſpiele. —

Das Geſchick Illyriens war damahls noch nicht entſchieden. Wir haben die kriegeriſchen Ereigniſſe erzählt, welche in dieſem Lande ſeit dem Jahre 48 Statt fanden. Weder Vattinius, noch Cornificius hatten die Bezwingung Illyriens wirklich zu vollenden vermocht. Die Gebirge waren ſtets frey geblieben,

und der erſchöpfende Kampf in den Thälern, an den Seeküſten, und um die feſten Burgen hatte bereits vier Jahre gewähret. So lange Cäſar noch die Anhänger des Pompejus und die Republikaner zu bekämpfen hatte, konnte er an keine anderweitige Unternehmung denken. Nachdem er aber alle ſeine perſönlichen Feinde beſiegt hatte, rüſtete er ſich, wie ſchon erwähnt, zum Zuge gegen die Geten und Parther. Durch Illyrien hätte den Cäſar der Marſch gegen den Oſten geführt. Da fürchteten die Illyrier mit Recht, von ihm gezüchtiget zu werden, und ſchickten Geſandte nach Rom, welche Vergeſſenheit des Vergangenen, und Cäſars Freundſchaft und Bündniß anſuchen ſollten. Dieſe prieſen mit hochtönenden Worten die Illyrier als das tapferſte Volk. Cäſar antwortete ihnen: »Zu Freunden könne man wohl nicht Leute aufnehmen, die ſolche Unthaten verübet. Doch wolle er das Vergangene verzeihen, wenn ſie ſich zu einem Tribut verpflichteten, und mit Geißeln ihre Treue verbürgten.« — Die Illyrier verſprachen Beydes. Cäſar ſendete im Winter 45 — 44 den Vattinius als Statthalter mit drey Legionen und vieler Reiterey nach Illyrien, welcher dem Lande einen mäßigen Tribut auflegen, und die verſprochenen Geißeln übernehmen ſollte. Die Illyrier zeigten nun aber wenig Bereitwilligkeit, ſich zu ergeben. Faſt jede Stadt, jede Burg, vertheidigte ſich hartnäckig, und mußte erſt durch Belagerung bezwungen werden. Die Schrecken der Jahreszeit und das rauhe Klima ſchienen mit Illyrien im Bunde, und weit war es noch hin zu deſſen Unterjochung. — Da fiel Cäſar. — Die Dalmaten wähnten, die Kraft des römiſchen Staates wäre in der Perſon Cäſars gelegen geweſen, und ſey mit ihm zu Grabe gegangen. Der Zeitpunct ſey günſtig, ihre Freyheit wieder zu erringen. Sie wendeten von nun an alle Kräfte für dieſen Zweck an. Sie gaben den Forderungen des Vattinius weder in Hinſicht des Tributs noch der Geißeln mehr Gehör. Dieſer begann aufs neue Gewalt anzuwenden. Da hieben die Illyrier den Senator Bäbius

mit fünf Cohorten in Stücken. Vattinius wurde geſchlagen, und zog ſich mit dem Reſte ſeiner Armee nach Dyrrachium zurück. Jetzt brach der Aufſtand überall in helle Flammen aus. Alle Dalmaten griffen zu den Waffen. Die Japydier ſtreiften aus ihren Gebirgen gegen Aquileja und Tergeſte. Die Salaſſer, Taurisker und Liburnier bedrohten Italien mit Einfällen. — Des Antonius Bruder Cajus kam eben damahls mit ſieben Cohorten zu Apollonia an. Dort erfuhr er, daß die jetzt ihm, ſtatt ſeinem Bruder Lucius, beſtimmte Provinz Macedonien ſchon in den Händen der Republikaner ſey. Es war ihm in ſeiner mißlichen Lage ſehr wichtig, die drey Legionen des Vattinius in ſeine Partey zu ziehen. Aber Brutus kam ihm auch hier zuvor. Denn kaum erſchien dieſer vor Dyrrachium, als Vattinius die Thore öffnen ließ, und ihm das Commando ſeiner Truppen abtrat. Nun zog Brutus gegen Apollonia. Cajus Antonius rückte ihm entgegen. Nach mehreren blutigen Gefechten fand dieſer ſich in einer moraſtigen Gegend eingeſchloſſen; ſeine Soldaten gingen zu Brutus über; er ſelbſt floh nach Apollonia zurück, und wurde in dieſer Stadt belagert. Von Verräthern umringt, mußte er ſich dem Brutus ergeben, und wurde in der Folge auf deſſen Befehl hingerichtet. — Die Illyrier und Dalmaten blieben unter den Waffen, und frey, da Brutus durch den Krieg gegen die Triumvire gehindert war, etwas zu ihrer Bezwingung zu unternehmen. (App. de r. ill. 13. C.; de b. c. 3. B. 79. C.; 4. B. 75. C.; Dio Caſſ. 47. B. 21. — 24. C.; Vell. Pat. 2. B. 69. C.; Liv. 118. B.) —

Der Krieg, den die Anhänger des Antonius gegen die Republikaner in Syrien und Klein-Aſien führten, entſchied ſich bis jetzt zum Vortheil der Letztern, und Caſſius war in jenen Gegenden Sieger geblieben. In Afrika ſtand Cornificius, in Sicilien Sextus Pompejus an der Spitze der Republikaner. Von den drey römiſchen Feldherren, die im weſtlichen Europa eben ſo viele abgeſonderte Armeen, und zwar Cn. Aſinius

Pollio als Proconſul im weſtlichen, M. Aemilius Lepidus im öſtlichen Spanien und in dem narbonenſiſchen Gallien, endlich Minucius Plancus im großen Gallien commandirten, war der Erſte ein Republikaner, aber zu weit von Italien entfernt, um die Sache der Freyheit wirkſam zu unterſtützen. Die beyden Andern waren unentſchloſſene zweydeutige Männer, die von dem Zufall die Beſtimmung ihres Betragens erwarteten, und von welchen die Republik keine beſondere Dienſte zu erwarten hatte. —

Unter ſo außerordentlichen Umſtänden traten im Jahre 43 v. Chr. G. A. Hirtius und L. Vibius Panſa das Conſulat an. Octavian erhielt den Titel eines Proprätors. Er hatte die Feindſeligkeiten gegen Antonius endlich begonnen, und bald ſtieß auch der Conſul Hirtius mit einem Truppen-Corps zu ihm. Der Senat hatte eine Deputation an Antonius geſendet, und ihm befohlen, die Belagerung Mutinas aufzuheben, ſich über den Rubicon, der die Gränze jener Statthalterſchaft bezeichnete, zurück zu ziehen, die Feindſeligkeiten gegen Decimus Brutus in Ciſalpinien ſogleich einzuſtellen, und ſeine Anſprüche auf dieſe Provinz der Entſcheidung des Senats zu unterwerfen. Antonius verlachte dieſe Befehle, und beantwortete ſie mit den ausſchweifendeſten Forderungen. Zugleich ſetzte er die Belagerung mit verdoppeltem Eifer fort. Der Senat erklärte ihm nun den Krieg. Hirtius und Octavian rückten gegen Mutina vor, um dieſe bereits durch Hunger ſehr bedrängte Stadt zu entſetzen. Auch der Conſul Panſa vereinigte ſich dort mit ihnen, wurde aber gleich darauf bey Forum Gallorum (Caſtellfranco) von Antonius angegriffen, und geſchlagen. Als dieſer von der Verfolgung des conſulariſchen Heeres zurück nach ſeinem Lager marſchirte, kam ihm der Conſul Hirtius entgegen, und ſchlug ihn auf dem nähmlichen Wahlplatze, auf dem einige Stunden früher das erſte Gefecht geliefert worden war. Das Lager der Conſuln wurde während dieſes zweyten Kampfes von Lucius Antonius, dem

dritten Bruder des Marcus, heftig angegriffen; aber Octavian vertheidigte dasſelbe mit größter Entſchloſſenheit, und warf die Feinde mit bedeutendem Verluſte zurück. —

So viel Weſen der Senat von dieſen Gefechten auch machte, ſo glänzende Lobſprüche und Ehrenbezeugungen den betreffenden Anführern ertheilt wurden, ſo war doch Mutina noch nicht entſetzt, und Antonius betrieb deſſen Belagerung mit unermüdeter Thätigkeit. Die Noth in dieſem Platze war aufs Höchſte geſtiegen. Eine neue Schlacht mußte geſchlagen werden. Hirtius und Octavian griffen die Linien des Antonius an, und wurden von Decimus durch einen Ausfall unterſtützt. Sie drangen in das feindliche Lager. Aber Hirtius fiel. Octavian hielt ſich noch eine Weile in dem Beſitz des eroberten Bodens, mußte aber endlich dem heftigen Angriffe des Antonius, der ſeine Truppen wieder geſammelt, weichen, und ſich zurück ziehen. — Antonius fühlte ſich durch dieſes Gefecht, obwohl der Ausgang ihn begünſtigt hatte, ſo geſchwächt, daß er die Belagerung aufhob, und ſich in ſtarken Märſchen gegen die Alpen zurückzog. Octavian verfolgte ihn nicht, vielleicht aus Beſorgniß, daß der Senat, durch die gänzliche Vernichtung dieſes Feindes aller Furcht enthoben, ſeiner nicht mehr bedürfen würde. Der Senat wollte die alte Freyheit, Octavian aber die unumſchränkte Herrſchaft ſeines Oheims herſtellen. Welche entgegen geſetzte Abſichten! Nur ein Feind, vor dem beyde Parteyen zitterten, konnte ſie zum gemeinſchaftlichen Wirken vereinigen. Jetzt ſchien Antonius vernichtet, und der Senat fing nun wirklich an, deſſen Beſieger mehr zu fürchten, als den Beſiegten. Octavian hingegen war Herr einer Armee und ſiegreich. Er glaubte alſo keineswegs mehr der Verſtellung gegen ein Collegium zu bedürfen, in welchem Jene eine Hauptrolle ſpielten, die nicht längſt gegen das Leben und die Macht ſeines theuern Oheims ſich verſchworen hatten: Männer, von denen auch der Neffe und Erbe ſich nicht viel Gutes verſprechen durfte. — Von nun an arbeitete

er eifrigſt auf das große Ziel los, das ihm ſein Ehrgeitz aufgeſtellt hatte, und wozu ihm Schlauheit und Muth die Bahn eröffneten. —

Der zweyte Conſul Panſa ſtarb zu Bononia an ſeinen Wunden. Sein Heer wurde zwiſchen Octavian und Decimus Brutus getheilt. Der Senat hatte den Antonius nach ſeiner Niederlage als einen Feind des Staates erklärt, wünſchte nun aber, auch den jungen Cäſar niederzudrücken. Er vernachläſſigte dieſen jetzt auf alle Weiſe. Der bewirkte Entſatz von Mutina wurde mit kränkendem Stillſchweigen übergangen; dem entſetzten Decimus aber wegen der früher gegen die Alpenvölker erfochtenen unbedeutenden Vortheile die Ehre des Triumphes zugeſprochen. Ihm wurde aufgetragen, den Antonius zu verfolgen. Ja man wollte dem Octavian ſogar die beyden Legionen wieder abnehmen, die nach Panſa's Tode ſeinen Befehlen untergeordnet worden. Die Republikaner beſaßen ohnehin alle Macht in den Provinzen. Nun wurde auch Sextus Pompejus vom Senate zum General der Meere ernannt. Es war nicht zu zweifeln, daß der Senat den Octavian verderben würde, wenn ihm dieſer nicht durch den Umſturz der beſtehenden Regierung zuvorkäme. —

Von allen Seiten gedrängt, und den Werth des Augenblickes wohl verſtehend, betrieb Octavian nun deſto thätiger die Ausführung ſeines Vorhabens. Er enthüllte ſeinen Soldaten die Umtriebe des Senats, und wurde mit lebhafter Theilnahme angehört. Er näherte ſich allmählich dem Antonius, und lud ihn ein, ſich gegen die, welche er jetzt ihre gemeinſchaftlichen Feinde nannte, nähmlich gegen den Senat und Cäſars Mörder, zu verbinden. — Antonius hatte ſich über die See-Alpen nach Gallien an die Iſara gezogen, wo ihn Aemilius Lepidus freundlich in ſeinem Lager unweit der Stadt Forum Voconii (Le Canet) aufnahm. Der Senat beeilte ſich, den Lepidus ebenfalls als Feind des Staates zu erklären. Der Proconſul Minucius Plancus ſtand am andern Ufer der Iſara,

noch an der Partey des Senats hängend, aber, obwohl nun auch Decimus Brutus bereits zu ihm geſtoßen war, unentſchloſſen, und zu entſcheidenden Schritten gegen Antonius nicht zu bewegen. — So wurde alſo die Lage des Senats aufs neue zweifelhaft, und dieſer hohe Rath ſtimmte in ſeiner Verlegenheit den Ton gegen Octavian gewaltig herab. Er übertrug dem jungen Helden den Krieg, vereint mit Decimus, gegen Antonius und Lepidus zu führen. Aber Octavian forderte, ſtatt den erhaltenen Befehl zu vollziehen, das Conſulat. Als ihm dieſe Würde verweigert wurde, ging er mit acht Legionen über den Rubicon, und nahte Rom. — Der Senat, in ſeiner kleinmüthigen Beſtürzung, wußte nicht welche Partey zu ergreifen. Anfangs ſammelte er drey Legionen, verſchanzte die Zugänge der Stadt, und ſchien zur Vertheidigung entſchloſſen. Aber Octavian rückte in Rom ein, ohne daß auch nur ein Soldat das Schwert gegen ihn gezogen hätte. Nun erniedrigten ſich die Senatoren zu den kriechendeſten Aufwartungen, und buhlten um Octavians Gunſt. Doch nur wenige Stunden ſpäter erweckte ein Gerücht, als ob zwey der Legionen des Octavians zum Abfall bereit wären, ihren Muth wieder, und ſie begannen in der Nacht neue Anſtalten zum Widerſtande. Aber ſchon der nächſte Morgen enttäuſchte die Leichtgläubigen, als der Ungrund jener Sage ſich erwies. Nun ſtiegen ſie wieder zur muthloſen Unterwürfigkeit herab. — Octavian handelte deſto folgerechter. Er bemächtigte ſich des Staatsſchatzes, vertheilte ſeinen Soldaten Geſchenke, erzwang ſich das Conſulat, und ließ ſeinen Miterben und Anhänger Pedius zum Mit-Conſul, und folglich zum Handlanger ſeines Willens, ernennen. —

Die Angelegenheiten des Staates reiften nun ſchnell der Entwicklung entgegen. Die neuen Conſuln bewirkten fürs erſte, daß Cäſars Teſtament die bisher noch entbehrte amtliche Beſtätigung des Senats erhielt. Ein Geſetz verurtheilte die Mörder Cäſars und deren Mitverſchworene, als landes-

flüchtig, zum Tode, und zum Verluſt ihrer Güter. Die Decrete, durch welche der Senat den Antonius und Lepidus als Feinde des Staates erklärt hatte, wurden widerrufen. Aſinius Pollio und Minucius Plancus gingen mit ihren Legionen zu dem Antonius über. — Decimus Brutus ſtand mit ſeinen zehn Legionen an der Iſara, von Plancus verlaſſen, ſogar von deſſen heimlichen Nachſtellungen bedroht. Er glaubte, in Gallien den bevorſtehenden Angriffen ſo vieler Feinde nicht widerſtehen zu können, und beſchloß, über die Alpen, und durch Ober-Italien über Aquileja nach Illyrien zu marſchiren, um ſich mit Junius Brutus in Macedonien zu vereinigen. Aber Octavian hatte alle Alpenübergänge wohl beſetzen laſſen. Die Truppen verließen den unglücklichen Feldherrn, und gingen theils zu Antonius, theils zu Octavian über. Nur ein paar hundert celtiſche Reiter, ſeine Leibwache, begleiteten treu den Fliehenden. Mit dieſem Häuflein warf ſich Brutus in die Gebirge, und erreichte, nachdem ihm die Salaſſer für jeden durchziehenden Mann einen Zoll von einer Drachme abgepreßt, durch Helvetien den Rhein. Dort verließen ihn auch ſeine bisherigen Begleiter bis auf zehn. In celtiſcher Kleidung, und dieſer Sprache kundig, ſuchte er Wege, um ſich längs den Füßen der Alpen durch Germanien nach Aquileja durchzuſchleichen. Aber er wurde von einem celtiſchen Streif-Corps aufgehoben, von dem Fürſten der Gegend, Camelus, bey dem er Zuflucht geſucht, an Antonius verrathen, und durch von dieſem abgeſchickte Soldaten ermordet. (App. d. b. c. 3. B. 97. 98. C.; Dio. Caſſ. 46. B. 53. C.; Liv. 120. B.; Vel. Pat. 2. B. 64. 87. C.) —

Ein großes und unvermuthetes Ereigniß trat nun ein. Die Feldherrn, die mit den Truppen auch die Macht der Republik theilten, fanden bey Fortſetzung des Kampfes unter ſich ihre Rechnung nicht mehr. Zwar haßten ſie ſich noch immer auf das Bitterſte; aber ihre Kräfte hielten ſich das Gleichgewicht. Sie zweifelten, einander zu beſiegen, und verloren

dabey die Zeit, Rache an ihren übrigen Feinden zu üben. Daher neigten ſie ſich zur verſtellten Einigkeit. — Antonius und Lepidus traten mit ſiebzehn Legionen den Marſch nach Italien an. Sie nahten Bononia. Octavian traf, von einem eben ſo ſtarken Heere begleitet, in dieſer Stadt ein. Auf einer Inſel im Fluſſe Rhenus kamen dieſe drey Partey-Häupter zuſammen, und ſchloſſen das zweyte Triumvirat. Dort verbanden ſie ſich, ihre gemeinſchaftlichen Feinde, die Republikaner, bis in den Tod zu verfolgen. Dort wurden die Liſten der zu Aechtenden verfaßt, und Jeder ſetzte die Nahmen aller Menſchen, die er haßte, darauf. Die Verbündeten ſprachen ſich ſelbſt die oberſte Regierungsgewalt, mit dem Titel der Triumvire, auf fünf Jahre zu. Sie vertheilten die Provinzen des Reiches zur beſonderen Verwaltung ſo unter ſich, daß Lepidus Spanien und die alte römiſche Provinz Gallien, Antonius das große Gallien, Ciſalpinien und Illyrien, Octavian Afrika, Sicilien und Sardinien erhielt. Macedonien, Griechenland und Aſien waren noch in der Macht des Brutus und Caſſius. — Zur Belohnung ihrer Soldaten beſtimmten die Triumvire achtzehn der blühendſten Städte Italiens, als Regium, Ariminum, Cremona, Mantua u. ſ. w., welche denſelben, nach rückſichtsloſer Verjagung der gegenwärtigen Bewohner, als Colonien zum Eigenthum gegeben werden ſollten. — Octavian und Antonius wollten den Krieg gegegen die Republikaner fortführen. Lepidus aber wurde beſtimmt, als Conſul mit einigen Legionen Rom zu beſetzen, und Italien, das, ſo wie die noch in der Gewalt der Republikaner ſich befindenden Länder, keinem der Triumvire beſonders zugetheilt wurde, unterdeſſen in Ruhe zu erhalten. —

Der Vortrab der Verbündeten war kaum in Rom eingetroffen, als die Ermordung ihrer bedeutenden Feinde ſchon den Anfang nahm. Aber das große Blutbad begann erſt nach dem feyerlichen Einzuge der Triumvire, nachdem ihre angemaßte Würde durch ein dem Senat und Volke abgezwungenes

Geſetz geheiligt, und das Proſcriptions-Edict bekannt gemacht worden war. Dreyhundert Senatoren und über zweytauſend Ritter fielen als Opfer dieſes grauſamen Geſetzes. Jeder der Triumvire gab ſogar das Leben der Freunde und Verwandten Preis, die Einem der Amtsgefährten jemahls mißfallen hatten. Viele Römer, die aller politiſchen Einmiſchung fremd geblieben, wurden gemordet, weil ſie Reichthümer beſaßen, welche die Verbündeten zur Bezahlung ihrer Truppen bedurften. Auch der Fürſt der Redner, Cicero, der durch ſeine philippiſchen Reden den Antonius oft und ſchwer beleidigt hatte, fiel unter der Hand der Mörder. Doch ein großer Theil der Geächteten rettete ſich zu Brutus nach Macedonien, zu Caſſius nach Aſien, zu Cornificius nach Afrika, und beſonders zu Sextus Pompejus nach Sicilien, der ſeit ſeiner Ernennung zum Groß-Admiral im Beſitz aller römiſchen Flotten war. Zu dem Letzteren flüchteten auch viele Einwohner aus jenen unglücklichen italieniſchen Städten, die durch empörende Willkühr den Soldaten der Triumvire Preis gegeben worden. —

Im Jahre 42 wurde der Triumvir Lepidus, und der dem Triumvirat ergebene Plancus, zu Conſuln ernannt. Der Letztere bekriegte die unruhigen Rhätier, und verdiente ſich entweder die Ehre des Triumphs durch ſeine Thaten, oder erhielt dieſe Gunſt vielleicht nur als Lohn für ſeinen Uebertritt. — Der zerknirſchte Senat beſchwor noch ein Mahl die Gültigkeit aller Regierungshandlungen Cäſars. Er erkannte den Triumviren feyerlichſt jene Bürgerkronen zu, welche ſonſt die Belohnung ausgezeichneter Verdienſte um das Vaterland geweſen, und jetzt durch die Verleihung an grauſame Tyrannen entehrt wurden. —

Im Oſten war unterdeſſen Brutus aus Macedonien nach Thracien eingedrungen. Obwohl Livius behauptet (122. B.), er hätte dort kein ſonderliches Glück gehabt, ſo ſetzte er ſich doch in Beſitz des Landes des Sadalles, welcher kinderloſe

König ſein Gebieth dem römiſchen Volke vererbt hatte. Auch ſchlug er die Beſſier, die alle ihre Nachbarn mit Raubzügen beunruhigten, und auch in das römiſche Gebieth eingefallen waren. Der thraciſche Fürſt Rhascyporis unterſtützte ihn aufs Thätigſte in allen ſeinen Unternehmungen. — Dann ging Brutus mit ſeiner Armee nach Aſien über, und vereinigte ſich mit Caſſius. Nach einem glänzenden Feldzuge traten beyde mit ihren Armeen den Rückweg nach Europa an. (Dio Caſſ. 47. B. 25. — 35. C.). —

Octavian und Antonius hatten bereits ein Corps von acht Legionen durch den Epirus und Macedonien in die Gegend von Philippi marſchiren laſſen. Jetzt ſegelten die beyden Triumvire mit dem Reſte des Heeres von Brunduſium und Rhegium nach dem Epirus hinüber. Brutus und Caſſius langten unterdeſſen mit einer Armee von ein und zwanzig Legionen zu Seſtos an, und rückten gegen Philippi vor, wo ſich die beyden Heere einander gegenüber lagerten. Die Triumvire hatten neunzehn Legionen, die größten Theils aus alten Soldaten beſtanden. Die Zahlenſtärke beyder Armeen war an Fußvolk beynahe gleich, 80 — 90,000 Mann; die Triumvire zählten 13,000, die Republikaner aber bey 20,000 Reiter in ihrem Heere. — Octavian befand ſich einige Tage krank zu Dyrrachium. Da erlitt Antonius einen Unfall, als er den feindlichen Fourageurs einen Hinterhalt zu legen verſuchte. Nun eilte Octavian ſchnell zur Armee. Gleich nach ſeinem Eintreffen bey Philippi wurde die erſte Schlacht geliefert. Der Republikaner rechter Flügel, von Brutus geführt, ſiegte über den kränklichen Octavian; der linke unter Caſſius wurde vom Antonius geſchlagen. Die Truppen des Brutus plünderten das Lager der Triumvire; jene des Antonius nahmen das Lager des Caſſius ein. Gewinn und Verluſt war auf beyden Seiten faſt gleich, und nichts entſchieden. Aber Caſſius erfuhr die Vortheile, welche Brutus erfochten, nicht, und ließ ſich, an der Sache der Republik verzweifelnd, von einem

Freygelaſſenen niederſtoßen. Sein Tod gab den Triumvirn den Vortheil beym Ausgange dieſer erſten Schlacht. — Es gelang zwar bald darauf den vereinigten Geſchwadern der republikaniſchen Admirale Statius Murcus und Domitius Ahenobarbus, eine große Transportflotte, welche den Triumvirs 10 bis 12,000 Mann auserleſener Truppen aus Italien zuführte, theils zu zerſtören, theils zu erobern. Aber Brutus erlebte dieſes günſtige Ereigniß nicht mehr. Eine zweyte Schlacht bey Philippi hatte bereits mit der gänzlichen Niederlage der Republikaner geendet. Brutus gab ſich den Tod mit ſeinem eigenem Schwerte, um den Triumph der Tyrannen nicht zu überleben. Die Ueberreſte der republikaniſchen Armee ergaben ſich den Siegern. Die Seemacht aber vereinigte ſich zum Theil mit Sextus Pompejus in Sicilien, theils trieb ſie ſich noch einige Zeit in dem adriatiſchen und joniſchen Meere umher, bis auch ſie von Antonius geſchlagen wurde. (Dio Caſſ. 47. B. 37. — 49. C.; App. d. b. c. 4. B. 105. bis 138. C.; Eut. 7. B. 2. C.; Aur. Vic. 1. B. 79. 82. 83. C.; Vell. Pat. 2. B. 70. — 72. C.; Flor. 4. B. 7. C.; Liv. 124. B.; Suet. im Oct. 13. C.; Plut. im M. Ant. 22. C.) —

So war dann das Triumvirat in Europa Sieger, die republikaniſche Partey hier vernichtet, und in dieſem Welttheile Niemand mehr zu bekämpfen übrig, als Sextus Pompejus. Octavian und Antonius vertheilten nun die Länder des römiſchen Reiches aufs neue unter ſich; aber ſie ſchloſſen den ſchwachen Lepidus, der zu den letzten Siegen nicht mitgewirkt hatte, und über dieß im Verdacht eines Einverſtändniſſes mit dem Pompejus ſtand, von dieſer Theilung aus. Doch wurde ihm, gleichſam aus Mitleid, ein Theil von Afrika vorbehalten, im Falle er ſich von jener Beſchuldigung zu reinigen vermöchte. Octavian erhielt nun auch Spanien. Cisalpinien, deſſen militäriſche Wichtigkeit für den im Beſitze von Rom befindlichen Herrſcher ſich in dem letzten Kriege aufs neue erprobet, wurde mit Italien vereiniget. Dieſe Halb-

inſel wurde auch jetzt noch keinem der beyden Triumvire beſonders zugetheilt; ſondern ſie wurde gleichſam als das heilige Mutterland angeſehen, für welches zu ſtreiten, es aber nicht beherrſchen zu wollen, Jeder aus ihnen ſich den Schein zu geben ſuchte. Antonius behielt Gallien, und bekam hierzu das eigentliche Afrika, in welchem aber noch immer Cornificius den Meiſter ſpielte. Auch nahm er es über ſich, alle öſtlichen Länder in Europa und Aſien zu beſetzen, wo nach des Brutus und Caſſius Tode kein bedeutender Widerſtand mehr erwartet wurde. Dieſer Auftrag ſchien dem Antonius ein großes Uebergewicht über ſeinen Amts-Collegen zu verſchaffen. Aber Octavian mußte dem Einfluſſe nachgeben, welchen dem Antonius die beyden Siege bey Philippi, zu denen Octavian nur wenig beygetragen, über die Herzen der Soldaten gewonnen. —

Octavian kehrte (41) aus dem Oſten nach Italien zurück, um den Veteranen die verſprochenen Geldbelohnungen und Grundſtücke auszutheilen, den Lepidus zur Anerkennung der ihn ſo verkürzenden Beſchlüſſe zu nöthigen, und den Sextus Pompejus zu bezwingen. Antonius zog durch Griechenland nach Aſien. Er verſprach, die ungeheuren Geldſummen, die man den Soldaten zugeſagt, aus den Provinzen zu erpreſſen, welche er erobern würde. — Eben damahls trat Lucius Antonius, der im Jahre 41 das Conſulat bekleidete, und wegen einiger angeblich über die Alpenvölker erfochtenen Vortheile triumphirt hatte (Dio Caſſ. 48. B. 4. C.), ſelbſt an die Spitze derjenigen Einwohner Italiens, die der Schmerz, ihre Habe und Gut an die Krieger verſchenkt zu ſehen, und die Hungersnoth, welche die von Sextus Pompejus eingeleitete Blokade aller italieniſchen Häfen hervorgebracht, zum Aufſtande bewogen hatten. Octavian hatte ſich zur Befeſtigung des Bündniſſes mit des M. Antonius Tochter Clodia vermählt. Aber deſſen Gattinn Fulvia, eine herrſchſüchtige Frau, leitete ihren ſchwachköpfigen Schwager Lucius nach Gefallen, und

war die Stifterinn dieſer Unruhen. Octavian mußte den Lucius mit Gewalt aus Rom treiben. Da zog er ſich nach Ober-Italien. Die Legionen, deren Mannſchaft aus in den mißhandelten Gegenden gebürtigen Italienern beſtand, ſchloſſen ſich an ihn. Ein neuer Bürgerkrieg drohte den Ausbruch. — Aber Lucius wurde von dem Senate als Feind des Vaterlandes erklärt, von Octavian in Peruſia belagert, und (im Jahre 40) durch Hunger zur Ergebung gezwungen. (Flor. 4. B. 5. C.; Eut. 7. B. 2. C.) Peruſia wurde ein Opfer der Flammen, die, man wußte nicht, der ſiegenden Soldaten Wuth, oder der Bürger Verzweiflung ſelbſt, entzündet. (Vell. Pat. 2. B. 74. C.; Liv. 125. 126. B.) Die Peruſier, und wer ſonſt noch in ihrer Stadt gefangen wurde, mußten ſterben, und die Stadt wurde, bis auf den Tempel des Vulcan, verbrannt; vierhundert Ritter und mehrere Senatoren ſollen an einem dem Julius Cäſar geweihten Altare als Sühnopfer geſchlachtet worden ſeyn. (Dio Caſſ. 48. B. 14. C.; Suet. im Oct. 14. 15. C.) — Die Partey des Lucius ward alſo mit leichter Mühe unterdrückt. Er ſelbſt wurde von Octavian ſehr ſchonend behandelt, und ſogar als Proconſul nach Spanien geſchickt. Octavian war nun unumſchränkter Gebiether in ganz Italien. —

Antonius überließ ſich in Aſien der ausſchweifendeſten Weichlichkeit und Verſchwendung, die ihm ſchon früher zur Gewohnheit geworden. Seine Liebeshändel mit der berüchtigten Cleopatra, die ungeheuren Erpreſſungen, die doch ſeiner Verſchwendung nicht genügten, der eben ſo unpolitiſche, als ſeinem Ruhme ſchädliche Aufenthalt zu Alexandria, fallen in das Jahr 41. Endlich riefen ihn die eben erwähnten Unruhen, die ſein Bruder Lucius angezettelt, nach Italien zurück. Er hatte ſich ſchon früher beſchwert, daß ihm Octavian die verſprochenen Legionen nicht zu Hülfe geſchickt. Auch hatte dieſer ſeine junge Gemahlinn Clodia bereits wieder verſtoßen. Mit feindlichem Sinne erſchien Antonius, verſtärkt durch den repu-

blikaniſchen Admiral Cn. Domitius Ahenobarbus, der bisher das joniſche Meer beherrſcht hatte, nun aber zu ihm übergegangen war, mit 200 Segeln vor Brunduſium. Dieſe Stadt verſchloß ihm die Thore. Er belagerte ſie, und lud ſogar den Sextus Pompejus zu einer Landung in Italien ein. — Der Conſul Aſinius Pollio hatte lange Zeit hindurch Venetien für Antonius beſetzt gehalten. Die Gegend von Altinum und mehrere andere Städte jenes Landes waren Zeugen ſeiner glänzenden Thaten geweſen. Doch hatten weder er, noch Minucius Plancus, welcher ſich ebenfalls für Lucius erklärte, zu deſſen Befreyung aus Peruſia nur das Mindeſte unternommen. Jetzt (40) zog er mit ſieben Legionen dem Antonius zu. (Vell. Pat. 2. B. 74. — 76. C.) — Der Krieg zwiſchen den beyden Triumvirs ſchien unvermeidlich; aber er erfolgte nicht. Der kluge Octavian machte Friedensanträge, die auch gerne angenommen wurden. Die Vermählung des Antonius mit Octavians Schweſter beſiegelte einen Vertrag, durch welchen, — außer Afrika, das dem Lepidus überlaſſen blieb, den Octavian mit ſechs Legionen, um ſich ihn vom Halſe zu ſchaffen, dahin geſendet hatte, — alle öſtlichen Länder des Reichs jenſeits des joniſchen Meeres dem Antonius, die weſtlichen (Illyrien, Spanien, Gallien und Italien) dem Octavian zur Verwaltung beſtimmt wurden. Die illyriſche Stadt Scodra (Scutari) wurde als Scheidepunct beyder Gebiethe angenommen. Octavian ſollte den Pompejus, entweder durch Unterhandlungen oder durch die Gewalt der Waffen, zur Anerkennung dieſes Tractats zwingen, — Antonius den Krieg gegen die Parther führen, die in Syrien eingefallen waren. — Der Conſul Aſinius Pollio ſchlug im nähmlichen Jahre das illyriſche Volk der Parthiner, das die Partey der Republikaner gehalten hatte, und auch jetzt wieder im Aufſtande war, und erhielt wegen dieſes Sieges die Ehre des Triumphs. (Dio Caſſ. 48. B. 41. C.) Nach Florus (4. B. 12. C.) nahm er auch den Dalmaten ihre Herden, Waffen und Ländereyen ab. —

Pompejus blokirte im Jahre 39 wieder alle Häfen der italieniſchen Halbinſel, ſchnitt ihr die Zufuhren ab, und verurſachte eine ſolche Hungersnoth, daß die Bewohner Roms in offene Empörung gegen die Triumvire ausbrachen, und die Ruhe erſt nach großem Blutvergießen wieder hergeſtellt wurde. Endlich machte ein Vertrag mit Pompejus dieſem Schreckenszuſtande ein Ende. Eine Amneſtie für alle Geächtete, die ſich zu ihm geflüchtet, war eine der Hauptbedingniſſe desſelben. Dem Pompejus wurden die Inſeln Sicilien, Sardinien und Corſika zur Verwaltung überlaſſen, die Provinz Achaja und ein großer Theil von ſeines Vaters Vermögen dazu verſprochen. — Antonius, ſtatt den Krieg gegen die Parther zu führen, blieb in Athen, und brachte ſeine Zeit in Ausſchweifungen aller Art zu, indeß ſein Legat Ventidius (38) die Parther drey Mahl beſiegte. Endlich, von Eiferſucht auf deſſen Ruhm bewogen, kam Antonius zwar nach Syrien; aber ohne etwas Bedeutendes ausgeführt zu haben, beeilte er ſich, mit König Antiochus Frieden zu ſchließen, und nach Athen zurückzukehren. —

Der Friede mit Pompejus war von kurzer Dauer. Dieſer beſchwerte ſich, daß Antonius die ihm in dem Vertrage zugetheilte Provinz Achaja nicht übergab, und daß Octavian den in der Amneſtie eingeſchloſſenen ausgewanderten Römern nicht jene Wohlthaten angedeihen laſſe, die ihnen in Hinſicht ihrer Grundbeſitzungen zugeſagt worden waren. Eiligſt vermehrte er ſeine Seemacht, blokirte und verheerte aufs neue Italiens Küſten, und führte noch ein Mahl jene Hungersnoth herbey, welche der Friede nur erſt vor kurzem beendet hatte (37). Auch zogen die von Octavian mit großer Anſtrengung ausgerüſteten Flotten in mehreren Gefechten das Kürzere, und wurden durch Meeresſtürme vollends zu Grunde gerichtet. —

Octavians vortrefflicher General, der Conſul Agrippa, hatte die empörten Gallier geſchlagen, und war, der zweyte Römerfeldherr, über den Rhein nach Deutſchland gedrungen,

da die Sueven den Aufrührern Hülfs-Truppen gegeben, und die mit den Römern verbündeten Ubier feindlich angefallen hatten. Doch er erfocht auf deutſchem Boden keine Vortheile. Die Bewohner zogen ſich, ſo weit er vordrang, in undurchdringliche Wildniſſe, wohin zu folgen, die Römer für zu gefährlich hielten. Agrippa nahm die Ubier, die wegen ihrer Verbindung mit den Römern von ihren Landsleuten als Verräther am gemeinſchaftlichen Vaterlande angeſehen wurden, nach ihrem eigenen Wunſche, mit über den Rhein herüber, und wies ihnen Wohnplätze an deſſen linkem Ufer an. Dort legten ſie den Grund zu einer Stadt, die dann von ihrem Stifter, oder nach Anderer Meinung erſt ſpäter von des Germanicus Tochter und Kaiſer Claudius Gemahlinn Agrippina, den Nahmen Colonia Agrippinenſis erhielt, — das heutige Cöln. Die Politik der Römer ging dahin, ſich längs dem linken Rheinufer einen Damm von ihnen ganz ergebenen deutſchen Stämmen gegen die Anfälle der überrheiniſchen Deutſchen zu bilden. (Dio Caſſ. 48. B. 49. C.; Tac. Germ. 28. C.).

Die fünfjährige Friſt, für welche den Triumviren ihr Amt von Senat und Volk zugeſprochen worden, war damahls (38) dem Ablaufe nahe. Ohne weder Senat noch Volk mehr um die Einwilligung anzugehen, verlängerten ſie ſich eigenmächtig dieſe Würden auf weitere fünf Jahre. — Agrippa wurde (37) aus Gallien zurück gerufen, um die Rüſtungen gegen Sextus Pompejus zu leiten. Antonius gab 120 Schiffe zu dieſem Kriege; Lepidus aber kam ſelbſt aus Afrika mit einem ſtarken Heere und einer zahlreichen Flotte an. Nachdem das Kriegsglück (im Jahre 36) auf dem Meere ſowohl, als nach der Landung in Sicilien, auch auf dieſer Inſel mehrere Mahle gewechſelt, wurde die Seemacht des Pompejus von Agrippa vernichtet; er ſelbſt rettete ſich durch die Flucht nach Aſien. —

Lepidus lehnte ſich, nachdem er des Pompejus noch übrige Land-Truppen mit ſeinen Legionen vereinigt hatte, in Sicilien gegen Octavian auf. Aber dieſer machte die Soldaten von ih-

rem ſchwachen Feldherrn mit leichter Mühe abwendig, entſetzte ihn der Würde des Triumvirs, und verwies ihn nach Circeji, einer kleinen italieniſchen Stadt, wo er, obwohl er noch den Titel des Pontifex Maximus führte, doch in der Dunkelheit des Privat-Lebens ſeine Tage endete. — Octavian nahm jetzt auch Sicilien und Afrika in Beſitz. Herr von zwey Drittheilen des römiſchen Reiches, von 45 Legionen, 25,000 Reitern, 37,000 Mann leichter Truppen, und 600 Kriegsſchiffen, war ſeine Macht nun feſt begründet. Im acht und zwanzigſten Altersjahre haben wohl wenig Menſchen eine ſo außerordentliche Höhe erſtiegen, mit ſo beſonnener Klugheit die mächtigſten Feinde und Nebenbuhler beſiegt und entwaffnet, bey ſo außerordentlichen Verbrechen, als die Blutsſcenen des Triumvirats waren, doch noch den Ruf der Güte und Gerechtigkeit, und die Liebe der Völker ſich zu erwerben gewußt. Von nun an zeigten ſich in Octavians Benehmen eine gewiſſe Sicherheit und Ruhe, die auf das Schickſal der von ihm regierten Länder den wohlthätigſten Einfluß hatten. Von nun bezeichneten Milde und Mäßigung den Charakter ſeiner Staatsverwaltung. Er verminderte die Auflagen, und hob die Kriegstaxen auf. Er rottete die zahlreichen Räuberbanden aus, die ſeit geraumer Zeit die öffentliche Sicherheit Italiens mit frecher Kühnheit ſtörten. Er milderte jenes Geſetz, welches den Veteranen fremdes Grundeigenthum zur Belohnung angewieſen, indem er hier die Soldaten, dort die leidenden Bürger aus dem Staatsvermögen entſchädigte. Er ſchien ſich aus allen Kräften zu bemühen, die blutigen Spuren, welche die erſten Schritte ſeiner politiſchen Bahn reichlich bezeichnet hatten, zu verwiſchen, um ſich der erhabenen Stelle eines Beherrſchers der Erde würdig zu machen, auf die ihn ſein Schickſal in Kurzem berief, und welche er eine lange Reihe von Jahren hindurch zum Glücke der Völker bekleidete. —

So gewann dann Octavius die Hochachtung und Zuneigung des römiſchen Volkes, indeß Antonius Alles aufzubie-

then ſchien, um ſich deren Verachtung und Haß zu verdienen. Seine Leidenſchaft gegen die buhleriſche Cleopatra hatte ihn ſo weit gebracht, dieſe Königinn und ihre Kinder mit Ländern zu beſchenken, die theils der römiſchen Republik ſelbſt, theils ſchutzverwandten Fürſten gehörten. — Doch plötzlich ſchien er ſich aus dem Schooße des Vergnügens zu neuen Thaten zu ermahnen. Er begab ſich zu der gegen die Parther verſammelten Armee. Von Liebe verblendet, war er jedoch weder eines überlegten Planes, noch einer klugen Ausführung fähig. Er eilte mit den durch ungeheure Märſche erſchöpften Truppen, ohne ihnen vorher die nöthige Erhohlung zu gönnen, vor Praaspe, die Hauptſtadt Mediens. Während deren Belagerung überfiel die mediſch-parthiſche Armee zwey römiſche Legionen, und hieb ſie in Stücken. Von ſeinem Bundesgenoſſen, dem Könige von Armenien, verlaſſen, durch die Ausfälle der Belagerten, durch den Mangel an allen Bedürfniſſen, und die Nähe der in großen Haufen das römiſche Lager umſchwärmenden Parther aufs Aeußerſte gebracht, trat er den Rückzug an. Auf dieſem wurde ſeine Armee durch Hunger, Durſt, Krankheiten, und endloſe Gefechte mit den verfolgenden Feinden, aufgerieben. In dem elendeſten Zuſtande erreichten die erbärmlichen Reſte Armenien, wo ſie ſich ſehr bald von ihrem Feldherrn verlaſſen ſahen, der in den Armen ſeiner Cleopatra die Leiden des Feldzuges zu vergeſſen eilte, und nicht mehr an die braven Soldaten dachte, die ein Opfer ſeiner Thorheit geworden. —

Sextus Pompejus fand unterdeſſen in ſeinem Muthe die Mittel, aufs neue nach der Unabhängigkeit zu ringen. Im Jahre 35 ſah er ſich in Aſien von einer großen Menge Mißvergnügter und Flüchtigen umgeben. Er wendete ſich an Antonius, und forderte ihn auf, mit ihm gegen Octavian gemeine Sache zu machen. Zugleich ſuchte er aber, durch geheime Abgeordnete die thraciſchen und aſiatiſchen Fürſten, und ſelbſt die Parther, gegen Rom, und alſo zunächſt gegen Antonius,

aufzuwiegeln. Er bemächtigte ſich ſogar mehrerer bedeutenden Plätze Aſiens. Schon begannen die aſiatiſchen Völker, ihn als ihren Befreyer anzuſehen, und ſammelten ſich zahlreich zu ſeinen Fahnen. Schon ſtand er an der Spitze von drey Legionen. Aber nun kamen die von Antonius gegen ihn geſendeten Truppen und Flotten an, umgaben ihn von allen Seiten, und veranlaßten ihn zu dem Entſchluſſe, ſeine Schiffe ſelbſt zu verbrennen, um ſich nach Ober-Aſien durchzuſchlagen. Auf der Flucht in Phrygien wurde Pompejus von den Verfolgern erreicht. Von ſeinen Anhängern verlaſſen, mußte er ſich gefangen geben, und wurde zu Milet auf Antonius Befehl hingerichtet. —

Während Antonius ſich abwechſelnd mit ſeiner unſeligen Liebe zu Cleopatra, und mit abentheuerlichen Entwürfen gegen die Parther beſchäftigte, übte Octavian ſeine Truppen, die er bisher nur noch gegen ſeine römiſchen Landsleute gebraucht hatte, im Kampfe gegen die Illyrier. Dieſe Völker waren bereits ſeit dem Kriege zwiſchen Cäſar und Pompejus in offenem Aufſtande gegen Rom. Die Taurisker, Liburnier und Japydier hatten ſeit zwanzig Jahren die Entrichtung jener jährlichen Abgaben, welche Rom von jeher allen unterworfenen Völkern aufzulegen gewohnt war, verweigert, mehrere römiſche Corps geſchlagen, und einige Mahle das Gebieth der benachbarten römiſchen Colonien, beſonders die Gegenden von Aquileja und Tergeſte, verwüſtet. Selbſt Italiens Gränzen ſahen ſich von den Alpenvölkern öfters bedroht. Jetzt (35) hatten ſich die Illyrier, Dalmaten, Japydier, Liburnier, Taurisker, Salaſſer, und andere in jenen Gegenden wohnende Völker, zur Erkämpfung ihrer Freyheit verbunden. Die Pannonier haben gewiß, die Carnier und Noriker wahrſcheinlich, an dieſem Bündniſſe Theil genommen. Octavian beſchloß, in eigener Perſon nach Italiens öſtlichen Gränzen zu gehen, den gefahrvollen Krieg ſelbſt zu leiten, und die rebelliſchen Provinzen zu ihrer Pflicht zurück zu führen. Auch trug er im Se-

nat darauf an, Italien gegen die Plünderungszüge der jenſeits der ſüdlichen Alpen wohnenden Völker durch deren Bezwingung für immer zu ſichern. Er wollte zugleich den unruhigen Geiſt, der ſeinen Truppen einwohnte, durch ernſte Beſchäftigung bahnen, und das Heer in jener Streitfertigkeit erhalten, die deſſen Stärke ausmachte, und das Gelingen des wichtigen Kampfes verbürgen ſollte, der Octavian noch bevorſtand, ehe er ſich zur Alleinherrſchaft erheben konnte. (Appian. d. r. ill. 16. — 28. C.; Dio Caſſ. 49. B. 34. — 38. C.; Vell. Pat. 2. B. 78. C.; Livius 131. 132. B.; Suet. im Octav. 20. 21. C.) —

Octavian rückte in mehreren großen Colonnen über die Gränzen der empörten Völker. Er ſchlug die illyriſchen Haufen, die ſich ihm dort entgegen zu ſetzen wagten. Die an der See gelegenen Landſtriche der Liburnier wurden zuerſt überwältigt. Die Alpenbewohner aber waren in den mit undurchdringlichen Wäldern bedeckten Gebirgen faſt unangreifbar, und vertheidigten ihre Felſenſchluchten mit größter Entſchloſſenheit. Octavian zeigte ſich überall an der Spitze ſeiner Truppen, und munterte ſie auf in dem gefahrvollen Kampfe. Den Muth, welchen er ſelbſt in jedem Gefechte bewies, forderte er auch von ſeinen Soldaten, und ſtrafte die Feigheit mit Strenge. Nach Appians Erzählung (de r. ill. 16. C.) hat Octavian beym erſten Angriffe die Oxyäer, Parthenaten, Taulantier, Cambäer, Cynamber, Meromener und Pyriſſäer überwunden. Aber mehr zu ſchaffen machten ihm die Docleaten, C a r n i e r, Interſruriner, Nareſier, Glinditioner und T a u r i s k e r, bis er ſie dahin brachte, daß ſie ihm den ſchuldigen Tribut bezahlten. Nach deren Ueberwindung ergaben ſich ihm auch die geſchreckten Hippoſiner und Beſſier. Andere Abtrünnige, z. B. die Bewohner der Inſeln Meleda und Corcyra nigra, vertilgte er gänzlich, indem er die waffenfähigen Männer niedermachen ließ, die Uebrigen den Meiſtbiethenden verkaufte. Den Liburniern, welche die See wieder zu beunruhigen begannen, nahm er zur Strafe ihre Schiffe.

Als Octavian den Marſch von der See gegen die in den Alpen wohnenden Japydier richtete, waren die Stämme der Moentiner und Avendaten die Erſten, die ſich ergaben. Die Arrupier übertrafen die übrigen japydiſchen Stämme. Sie zogen ſich aus den Dörfern in ihre Stadt Arrupium zuſammen, und ſchienen zum Widerſtande entſchloſſen. Aber als die Römer anrückten, flüchteten ſie in die Wälder. Octavian geſtattete nicht, daß der Ort verbrannt würde, weil er auf die Ergebung der Barbaren hoffte. Sie unterwarfen ſich auch wirklich bald darauf, und durften in ihre Stadt zurückkehren. Mit vieler Klugheit entwand Octavian dann den Japydiern eine Stellung nach der andern, ſchnitt ſie vom See-Ufer ab, und brachte ſie durch Mangel des Salzes in große Verlegenheit. Endlich drang er in das Innere der Alpen auf einem rauhen und ungebahnten Wege ein, welchen die Einwohner durch Verhaue faſt unwandelbar gemacht hatten. Die Japydier zogen ſich in ihre Wälder zurück, und dachten den mit Klettern nahenden Feind aus Hinterhalten anzufallen. Aber Octavian hatte ihren Plan errathen. Er ſchickte einige Truppen ab, welche ſich auf Umwegen der höchſten Gebirgsjoche bemächtigten, und die beyden Flanken des Heeres deckten, das Octavian ſelbſt in der Tiefe vorführte. Zugleich ließ er neue Wege durch die hindernden Wälder hauen. — Die Japydier brachen zwar kühn aus den Verſtecken hervor, und verwundeten viele Römer. Aber bald wurden ſie ſelbſt von jenen Truppen, die von den Höhen herab ſich in ihren Rücken warfen, niedergemacht. Die übrig gebliebenen flüchteten wieder nach ihren Schlupfwinkeln in den Wildniſſen, und räumten ihre Stadt, welche den Nahmen Terponus führte. So wie Arrupium, verſchonte Octavian auch dieſe Stadt. Seine Erwartung, die Bewohner durch Milde zu gewinnen, wurde erfüllt; dieſe Japydier unterwarfen ſich freywillig, und kehrten zu ihren Häuſern zurück. (App. d. r. i. 18. C.) —

Nun ſetzte Octavian ſeinen Marſch gegen Metullum fort,

welches allgemein als die Hauptſtadt Japydiens angeſehen wurde. Drey tauſend auserleſene Krieger vertheidigten ihre Mauern, als die Römer ſie umlagerten. Octavian ließ einen Erd-Damm errichten. Die Metullier griffen denſelben mit Tag und Nacht ununterbrochen fortgeſetzten Ausfällen an. Sie beunruhigten die auf dem Damme fechtenden Soldaten ſogar mit Kriegs-Maſchinen. Dieſe hatte Decimus Brutus, der früher in jenen Gegenden gegen Antonius gefochten, zurück gelaſſen, und ſo waren ſie in der Japydier Hände gefallen. Wo die Römer durch einen Theil der Mauern eindrangen, hatten die Metullier innerhalb bereits neue Befeſtigungen aufgeworfen, und, nachdem ſie die alten Mauern verlaſſen, ſich in dieſelben zurück gezogen. — Was die Römer von den Werken erobert, ſteckten ſie unverzüglich in Brand. Dann ließ Octavian gegen die neuen Werke zwey Erd-Dämme aufwerfen, und die Brücken erbauen, welche auf die Mauern hinüber geworfen werden ſollten. Nachdem dieſe Vorbereitungen vollendet, ließ er, um die Feinde von der wahren Angriffsſeite hinweg zu locken, einen Theil des Heeres um die Stadt auf die entgegengeſetzte Seite marſchiren. Den übrigen Truppen befahl er, über die vorgerichteten Brücken die Mauern zu erſteigen. Er ſelbſt ſah von einem hohen Thurme dem Fortgange des Kampfes zu. (App. d. r. i. 19. C.) —

Die Metullier warfen ſich von allen Seiten den Römern, welche überzugehen ſuchten, entgegen, indeß Andere mit eiſenbeſchlagenen Werkzeugen die Brücken untergruben. Ihr Muth wuchs, da eine, und bald darauf auch die zweyte Brücke zuſammen ſtürzten. Als endlich auch die dritte Brücke zerfiel, wurden die Römer von ſolcher Furcht ergriffen, daß Niemand ſich mehr auf die vierte, noch ſtehende Brücke wagte. Selbſt Octavian, der eilends von ſeinem Thurme herab ſtieg, vermochte es nicht, mit Schimpfen und Schwören einen einzigen Soldaten vorwärts zu bringen. Da ergriff er ſelbſt einen Schild, und ſtürzte ſich in vollem Laufe auf dieſe Brücke.

Von den Heerführern umgaben ihn ſchützend Agrippa und Nero (Hiero), und einige Mann von der Leibwache. Schon hatte er die Brücke beynahe zurück gelegt, als alle Soldaten, von Beſchämung ergriffen, in ordnungsloſem Gedränge ihm nachfolgten. Die Brücke konnte ſolche Laſt nicht ertragen, ſtürzte zertrümmernd ein, und riß alle Stürmer mit ſich in die Tiefe. Einige blieben auf der Stelle todt; Andere wurden mit zerbrochenen Gliedern hinweg getragen. Octavian ſelbſt wurde am rechten Schenkel und an beyden Armen verletzt. (App. d. r. i. 20. C.; Dio C. 49. B. 35. C.; Suet. im Oct. 20. C.) Um ſeine Truppen über die vermeinte Gefahr ſeines Lebens zu beruhigen, beſtieg er gleich wieder den Thurm, und zeigte ſich im Feldherrnſchmucke den Soldaten. Damit auch die Feinde nicht wähnten, er wolle wegen dieſem Unfalle von der Belagerung abſtehen, ließ er ſogleich wieder neue Brücken erbauen.

Die Metullier geriethen darüber in große Beſtürzung; denn ſie ſahen nun ein, mit welchem heftigen und unerſchütterlichen Feinde ſie zu thun hatten. Sie wagten es nicht mehr, einem ſo tapfern Feldherrn zu trotzen, ſchickten am folgenden Morgen Abgeordnete, und übergaben fünfzig Geißeln nach Octavians Wahl. Sie verbanden ſich, eine Beſatzung einzunehmen, räumten den obern Theil der Stadt, und zogen ſich in den untern. Kaum waren die Römer in die Stadt gerückt, ſo forderten ſie die Bewohner auf, ihre Waffen abzulegen. Die Metullier geriethen über dieſes Begehren in Wuth, verſchloſſen ihre Frauen und Kinder in das Rathhaus, und ſetzten Wachen dazu, mit dem Auftrage, im Falle ſie unterlägen, das Gebäude anzuzünden. Dann wagten ſie einen verzweiflungsvollen Angriff auf die Römer. Aber da ſie in der Tiefe ſtanden, wurden ſie von den höher ſtehenden Gegnern mit Leichtigkeit niedergeworfen. Die Wachen ſteckten nun auch wirklich das Rathhaus in Brand; mehrere Frauen tödteten zuerſt ihre Kinder, und dann ſich ſelbſt; die übrigen ſtürzten

ſich mit denſelben in die Flammen. Die Männer gaben ſich mit ihren Schwertern ſelbſt den Tod. Sogar die wenigen Gefangenen nahmen ſich freywillig das Leben. So ging die ganze Jugend der Metullier im Gefechte, der größte Theil der unſtreitbaren Menge im Feuer zu Grunde. Die Stadt verbrannte ſammt ihren Einwohnern, ſo daß von ihr, ſo groß ſie ehemahls geweſen, keine Spur übrig blieb. (App. d r. i. 21. C.) Nach Metullums Einnahme unterwarfen ſich die ſo verwegenen als tapferen Japydier Roms Herrſchaft, und auch die Carnier und Taurisker entrichteten von jetzt an ihren jährlichen Tribut. — Doch die Poſener rebellirten, als Octavian (34) nach Rom abgereiſt war. M. Helvius zog gegen ſie, und bezwang ſie, ließ die Rädelsführer hinrichten, die übrigen als Sclaven verkaufen. (App. d. r. i. 21. C.). —

In die Gegend von Segeſte ſollen die Römer in frühern Zeiten zwey Mahl Einfälle gemacht haben. Aber ſie mußten beyde Mahle abziehen, ohne einen feſten Fuß dort gefaßt, oder ſonſt etwas Bedeutendes ausgerichtet zu haben. (App. d. r. i. 22. C.) (3). Die Segeſtaner waren dadurch ſehr hochmüthig geworden. Octavian drang gegen ſie längs den Gränzen der Pannonier vor, welche damahls noch nicht unter der Römer Herrſchaft gekommen waren. Die Pannonier nennt Appian ein großes Volk, das längs dem Iſter, von den Wohnſitzen der Japydier an bis hin zu den Dardaniern, wohnte. Die Griechen nannten ſie Päonier. Die Römer rechneten die Pannonier zu den Illyriern. In den Zeiten von Macedoniens Flor thaten ſich die Agrianer in Philipps und Alexanders Heeren hervor. Dieſe waren ein illyriſcher Stamm in dem untern Päonien. Nachdem Cornelius jenen unglücklichen (weiter in der Geſchichte nicht bekannten) Zug gegen die Pannonier unternommen, hatte eine ſolche Furcht vor dieſem Volke die Italiener

---

(3) Uns iſt nur der Streifzug der Conſuln Metellus und Cotta im Jahre 119 bekannt. (Siehe I. Band. VI. Abſchnitt, S. 452.)

ergriffen, daß es keiner der folgenden Conſuln wagte, gegen dieſelben ein Kriegsheer zu führen. (App. d. r. i. 14. C.) — Nach Dio Caſſius hatten die Pannonier den Octavian nie beleidigt, noch eine andere Urſache zum Kriege gegeben. Er wollte nur ſein Heer in kriegeriſcher Uebung erhalten, es auf fremde Koſten nähren. »Wer die Macht habe,« meinte er, »dem ſey Alles gegen die Schwächeren erlaubt.« — Er nennt die Pannonier Gränznachbarn der Dalmaten, und ſagt, daß ihre Wohnſitze ſich am Iſter von Noricum bis nach Möſien erſtreckten. Sie führten ein mühevolles Leben. Boden und Klima waren rauh; ſtrenge Kälte herrſchte den größten Theil des Jahres hindurch; Oehl und Wein wuchs dort entweder gar nicht, oder wenig und ſchlecht. Gerſte und Hirſe dienten zur Speiſe, und auch ihr Getränke bereiteten ſie daraus. Man hielt ſie zu jener Zeit für das tapferſte Volk der Erde. Da ſie ſelbſt jede Lebensfreude entbehren mußten, waren ſie mordſüchtige Menſchenfeinde geworden. — Ihr Nahme ſoll von dem Gebrauche herkommen, daß ſie ſich ihre Röcke aus den Stücken Tuchs (lateiniſch: Pannus) von alten Kleidern zuſammen flickten. Irrig gaben ihnen einige Griechen den Nahmen Päonier, welcher ganz andern, am Gebirge Rhodope, von Macedoniens Gränzen bis ans Meer hin, wohnenden Völkern eigen ſey. Dio verſichert, er habe ſeine Nachrichten weder aus Erzählungen, noch fremden Schriften, ſondern nur aus eigener Erfahrung geſammelt, da er ſelbſt Dalmatien und das obere Pannonien als Statthalter verwaltet habe. (Dio Caſſ. 49. B. 36. C.) — Nach Florus wurden die Pannonier von zwey Wäldern und drey Flüſſen (der Drave, Save und Donau), gleich wie mit einem Walle umgeben. Wenn ſie angränzende Länder verwüſtet hatten, zogen ſie ſich immer wieder nach deren Ufern zurück. (Flor. 4. B. 12. C.) — Pannonien war damahls durchaus mit Wäldern bedeckt. Es gab dort noch keine Städte. Das Volk wohnte entweder in Flecken zuſammen, oder die Wohnungen waren einzeln über die

Aecker zerſtreuet. Die Pannonier hatten keine allgemeine Regierung, keine gemeinſchaftlichen Obrigkeiten. Nach eigener Laune handelte jeder Stamm, jede Familie. Die Zahl ihrer Waffenfähigen wurde auf ein Mahl hundert tauſend Mann geſchätzt, welche aber niemahls zuſammenwirkten, weil bey ihnen keine Oberleitung beſtand. (App. d. r. i. 22. C.) —

Als Octavian nach Illyriens Beſiegung gegen Pannonien anrückte (35), verbargen ſich die Einwohner in ihre Wälder, und brachen aus denſelben oft hervor, um die römiſchen Soldaten, welche ſich von dem Heere entfernten, niederzumachen. Octavian hegte die Hoffnung, daß die Barbaren ihm mit ihrer Unterwerfung entgegen kommen würden. Er verhinderte daher Anfangs jede Gewaltthätigkeit gegen ihre Felder und Wohnungen. Da ſich aber Keiner zeigte, ließ er acht Tage lang Alles weit und breit mit Feuer verheeren, bis er die Save und der Segeſtaner Gebieth, welches zu Pannonien gehörte, erreicht hatte. Zwiſchen der Save und der Culpa lag ihre Stadt, welche ſehr wohl befeſtiget, und von dieſen Flüſſen gleich als von einem ſehr breiten Graben umgeben war. Aus dieſer Urſache trachtete Octavian ſehr nach ihrem Beſitze; denn ſie war ihm zu einem Waffenplatz und Haupt-Magazin für die Kriege wohl gelegen, welche er nächſtens gegen die jenſeits der Donau wohnenden Dacier und Baſtarnen zu führen gedachte. Octavian forderte von den an der Donau wohnenden römiſchen Bundesgenoſſen Schiffe, die dann auch vom Iſter in die Save, von dieſer in die Culpa geführt wurden, und den Octavian in den Stand ſetzten, die Pannonier zu Waſſer und zu Lande zugleich anzugreifen. (App. d. r. i. 22. C.) —

Die Segeſtaner ſchickten dem Octavian Abgeordnete entgegen, und ließen ihn fragen: »was er von ihnen wolle?« — Seine Antwort war: »Er wolle eine Beſatzung in ihre Stadt legen, und hundert Geißeln ausheben, damit er mit größerer Sicherheit ſich der Stadt als Hauptwaffenplatz des Krieges gegen die Dacier und Baſtarnen bedienen könne. Auch

ſollten die Segeſtaner ſo viel Getreide liefern, als ſie im Stande wären.« — Die Häupter der Stadt wollten dieß Alles bewilligen. Der aufgebrachte Pöbel hielt ſich nicht ſehr über die Forderung der Geißeln auf, weil er wohl wußte, daß dieſe nicht aus ſeiner Claſſe, ſondern aus den Kindern der Höheren genommen werden würden. Aber die ſchon im Anmarſche begriffene römiſche Beſatzung wollte das Volk nicht einmahl ſehen; ſondern, wie von Raſerey ergriffen, verſchloſſen ſie die Thore wieder, und beſtiegen die Mauern. Daher befahl Octavian, des Fluſſes Ufer durch eine Brücke zu verbinden, und die Stadt mit Wällen und Gräben zu umgeben. Kaum waren dieſe Arbeiten vollendet, ſo ließ er zwey Angriffsdämme aufwerfen. Die Segeſtaner bemühten ſich vergeblich, dieſe Dämme durch öftere Ausfälle zu zerſtören. Dann ſuchten ſie, dieſelben mit darauf geſchleuderten brennenden Fackeln und andern Feuerwerkskörpern zu zernichten. — Obwohl ſie des Octavians Schiffen nur aus einem Stücke verfertigte Kähne entgegen ſtellen konnten, ſo wagten ſie dieß doch, vertheidigten ſich auf dem Fluſſe eben ſo tapfer als zu Lande, und erfochten ſogar manche Vortheile über die römiſche Flotille. — Ein Corps der Pannonier und anderer befreundeten Nachbarſtämme nahte der Stadt zum Entſatz, und wurde von Octavian aus einem Hinterhalte überfallen, ein großer Theil niedergemacht, der Ueberreſt in die Flucht gejagt. Seitdem wagten es die Pannonier nicht mehr, den Belagerten Hülfe zu bringen. (App. d. r. i. 23, C.) —

Nachdem die Segeſtaner alle Beſchwerden einer Belagerung ausgeſtanden, wurden ſie am dreyßigſten Tage dennoch mit Sturm überwunden. Nun verlegten ſie ſich endlich aufs Bitten. Octavian war von ihrer Tapferkeit, und von Mitleiden über ihr Elend, gerührt, ließ Keinen hinrichten, oder des Landes verweiſen, ſondern ſtrafte die Schuldigſten um Geld. Einen gewiſſen Theil der Stadt ließ er von den übrigen Häuſern durch eine Mauer abſchneiden, und legte dahin

den Vibius Geminus mit fünf und zwanzig Cohorten in Beſatzung. Als Octavian alles dieſes ausgeführt, kehrte er nach Rom zurück. Aber bald mußte er ſich wieder nach Illyrien wenden. Es verbreitete ſich nähmlich in Italien das Gerücht, daß die Segeſtaner ihre römiſche Beſatzung aufgerieben hätten. Auguſt eilte mitten im Winter (35—34) dahin. Nach Dio Caſſius (49. B. 38. C.) hatte Octavian eine Unternehmung nach Brittanien für dieſes Jahr im Plane, um ſeinen Oheim J. Cäſar nachzuahmen. Er hatte auch ſchon den Marſch angetreten, und bis nach Gallien fortgeſetzt, von wo ihn die Nachricht der Empörung zurück rief. — Er fand, daß zwar das Unglück nicht ſo groß, als der Lärmen, aber dieſer doch nicht ohne Grund geweſen. Denn die Cohorten waren wirklich in großer Noth, und durch einen plötzlichen Angriff der Segeſtaner in die Enge getrieben. Da ſie vollkommen überraſcht worden, ſo hatten ſie Mehrere der Ihrigen verloren, und hatten Segeſte räumen müſſen. Aber am Tage nach Octavians Ankunft rückte Vibius gegen die Rebellen, und beſiegte ſie. — Nach Florus (4. B. 12. C.) ſchlug Vibius die Pannonier an der Save und Drave in die Flucht. Die Waffen der Beſiegten ließ er nicht, wie es ſonſt römiſcher Kriegsgebrauch war, verbrennen, ſondern in die beyden Flüſſe werfen, damit ſie in weite Fernen ſchwämmen, und den gegen Rom feindlich geſinnten Völkern der Römer Siege verkündeten. — Jetzt führten nun Octavian und Agrippa die Truppen gegen die Dalmater, ein anderes illyriſches Volk, welches an die Taulantier gränzt. (App. d. r. i. 24. C.) —

Seit die Dalmaten des Gabinius fünfzehn, des Vattinius fünf Cohorten aufgerieben, und deren Feldzeichen erobert, hatten ſie volle zehn Jahre die Waffen nicht niedergelegt. Als Octavian gegen ihr Land marſchirte, verbanden ſie ſich zur wechſelſeitigen Hülfe. Sie ſtellten mehr als 12,000 Mann auserleſener junger Mannſchaft ins Feld, und ernannten den Verſus zu deren Anführer. Dieſer nahm die liburni-

ſche Stadt Promona wieder ein, und befeſtigte ſie, obwohl ſie ohnehin ſchon durch ihre Lage ſtark war; denn dieſer Ort lag im Gebirge, und Hügel umgaben ihn gleich Schanzen. Der größte Theil der Dalmaten warf ſich in die Stadt; die Hügel ließ ihr Feldherr beſetzen, und ſo erwarteten ſie auf den Höhen die Römer. Octavian nahte ſich ganz offen, und nahm den Schein an, als wolle er ihre ganze Stellung mit einer Mauer umziehen. Insgeheim aber ſchickte er ein ſtarkes Corps ab, um den Weg nach dem höchſten Puncte derſelben auszuforſchen. Dieſe Truppen beſchlichen bey einbrechender Nacht, von den Bäumen gedeckt, die feindlichen Wachen, tödteten die vom Schlafe Trunkenen, und machten den gelungenen Ueberfall, da eben noch kaum der Morgen zu dämmern begann, dem Feldherrn abgeredeter Weiſe durch Zeichen bekannt. Dieſer führte nun den größeren Theil des Heeres dahin, um die Gefahr der Stadt zu vermehren, und ließ Truppen über Truppen nach dem genommenen Hügel marſchiren, welche von da zur Eroberung der niederer gelegenen Höhen vorſchritten. — Als die Barbaren ſahen, daß ſie von allen Seiten angegriffen und umgeben waren, geriethen ſie in Beſtürzung. Die noch auf den Hügeln ſtanden, fürchteten beſonders, am Waſſer Mangel zu leiden, und von demſelben abgeſchnitten zu werden. Sie flüchteten daher größten Theils in die Stadt. (App. d. r. i. 25. C.) —

Octavian ließ Promona ſelbſt, und zwey noch immer vom Feinde beſetzte Höhen, mit einer ununterbrochenen Mauer von 5000 römiſchen Schritten (einer deutſchen Meile) umziehen. Während an dieſer gearbeitet wurde, ging er dem Teſtimus entgegen, der mit einem andern dalmatiſchen Corps, den Belagerten zur Hülfe, anrückte. Er ſchlug ihn, und warf ihn ins Gebirge. Bald darauf nahm er unter den Augen des Teſtimus Promona ein, obwohl die Einſchließungsmauer noch nicht vollendet war. Denn als die Bürger einen Ausfall wagten, und lebhaft zurückgeſchlagen wurden, drangen die Rö-

mer mit den Fliehenden in die Stadt. Nachdem faſt der dritte Theil der Feinde niedergemacht war, flüchteten die Uebrigen in das Schloß, an deſſen Thor gleich eine römiſche Cohorte als Wache aufgeſtellt wurde. Auf dieſe Truppe machten die Dalmaten in der vierten darauf folgenden Nacht einen Ausfall, und dieſe verließ in der Beſtürzung ihren Poſten. Doch Octavian ſchlug den feindlichen Angriff bald zurück, und am folgenden Tage ergaben ſich die Eingeſchloſſenen. Von der Cohorte, die ihren Poſten ſo ſchändlich verlaſſen, ließ Octavian den zehnten Mann nach dem Looſe, und überdieß noch zwey Centurionen hinrichten; den übrigen aber befahl er, den ganzen Feldzug hindurch, ſtatt des Weitzens, Gerſte zur Nahrung zu reichen. (App. d. r. i. 26. C.; Suet. in Oct. 24. C.) —

Nach der Einnahme Promonas ließ Teſtimus ſein Heer auseinander gehen, und Jeder floh nach einer andern Seite. Daher konnten die Römer die Dalmaten auch nicht weit verfolgen. Da ſie die Wege nicht kannten, und die Flüchtigen ſich auf vielen Pfaden verloren hatten, hielten ſie es nicht für rathſam, ſich in ſo viele Theile aufzulöſen. Aber ſie nahmen die Stadt Synodion ein, welche am Eingange des Waldes lag, in dem die Dalmaten einſt den Truppen des Gabinius einen Hinterhalt gelegt, — in einem langen und tiefen Thale, welches ſich zwiſchen zwey fortlaufenden Gebirgszweigen erſtreckt. — Auch gegen Octavian hatten die Barbaren dort einen Verſteck angelegt. — Nachdem Synodion in die Aſche gelegt war, ließ Cäſar einen Theil des Heeres über die Gebirgshöhen marſchiren, und mit ihm, der ſelbſt ſeinen Marſch im Thale fortſetzte, in gleicher Höhe vorrücken. Bey dieſem Vormarſche wurden die Wälder niedergehauen, die Ortſchaften eingenommen, und Alles mit Feuer verheert. Die Römer belagerten ſodann die Stadt Setovia. Da kam ein friſches Heer der Barbaren zum Entſatz. Octavian ging ihnen entgegen, wehrte ihnen den Eingang in die Stadt, wurde aber im Gefechte durch einen Steinwurf am Knie verwundet, an

welcher Wunde er mehrere Tage danieder lag. (Suet. im Oct. 20. C.; Dio Caſſ. 49. B. 38 C.; App. de r. i. 27. C.) Sobald er geneſen, kehrte er nach Rom zurück, um das Conſulat zugleich mit dem Volcatius Tullus anzutreten. Den Statilius Taurus ließ er zurück, um dieſen Krieg zu Ende zu führen. —

Octavian hatte kaum im Januar (33) die Conſuls-Würde angetreten, als er die Beſorgung der Regierungsgeſchäfte dem Autronius Pätus übergab, und wieder nach Dalmatien eilte. Die von Hunger gepeinigten und von auswärtiger Zufuhr abgeſchnittenen Dalmaten kamen ihm freywillig entgegen, ergaben ſich als Bittende, und überlieferten die geforderten ſiebenhundert Knaben als Geißeln, ſo wie auch die römiſchen Feldzeichen, welche ſie einſt dem Gabinius abgenommen. Sie verſprachen zugleich, den Tribut, welchen ſie noch von Cäſars Zeiten her ſchuldig waren, nachzutragen. Jene Feldzeichen ließ Octavian in dem Hafen, welcher der octaviſche genannt wird, aufhängen. — Dem Vibius trug Octavian auf, die Dalmaten zu bändigen. Er zwang das wilde Volk, in den Goldbergwerken zu arbeiten. Dieſe ſonſt ſo raubgierigen Leute wendeten bey dieſem Geſchäfte einen ſolchen Fleiß an, daß es ſchien, als wenn ſie das Gold für ſich ſelbſt aus der Erde hohlten (Flor. 4. B. 12. C.). — Nach der Unterwerfung der Dalmaten kamen auch die Derbenter den vorrückenden Römern entgegen, und flehten um Vergebung. Sie lieferten Geißeln, und verſprachen, die ſchuldigen Steuern zu berichtigen. So wurden auch die übrigen Völker, zu denen Octavian drang, nach geſtellten Geißeln in Pflicht genommen. Aber jene, zu welchen er Krankheitshalber nicht ſelbſt kommen konnte, gaben weder Geißeln, noch dachten ſie daran, ein Bündniß einzugehen. Es ſcheint aber doch, daß ſie in der Folge unterworfen wurden. — »So hatte alſo Octavian,« endet Appianus das 28. Capitel ſeines Buches vom illyriſchen Kriege, »das ganze, Illyrien genannte Land, welches ſich entweder der römiſchen Herrſchaft

entzogen, oder bis dahin noch ſeine Freyheit und eigenen Geſetze beſeſſen hatte, dem Reich zugefüget. Daher bewilligte ihm der Senat den illyriſchen Triumph, welchen er in der Folge (im Jahre 29) zugleich mit den übrigen hielt, die ihm wegen der gegen Antonius erfochtenen Siege zuerkannt wurden.« —

Die Salaſſer bewohnten die Alpenthäler über dem Po nächſt den Taurinern, unter den penniniſchen und cremoneſiſchen Gebirgen. Ihre Berge waren damahls faſt unzugänglich. Ein einziger ſchmaler und beſchwerlicher Uebergang führte durch dieſelben. Von der Beſchaffenheit ihres Landes unterſtützt, erhielten ſie nicht nur ihre Freyheit, ſondern erpreßten auch einen Zoll von den Durchreiſenden. In der Duria, die ihr Land durchſtrömte, wuſchen ſie Gold. Die Römer ſollen dadurch gereitzt worden ſeyn, ſie aus dem untern Theile dieſes Thales zu verdrängen. Aber die Salaſſer waren im Beſitze der Höhen geblieben, ſchnitten nach Gefallen den römiſchen Goldwäſchereyen das Waſſer ab, oder forderten für deſſen Zulaſſung anſehnliche Summen. Dieß gab Gelegenheit zu immerwährenden Streitigkeiten, und endlich zum Kriege. Antiſtius Veter hatte ſie (36) unvermuthet angegriffen, durch Liſt ſich der Waldpäſſe bemächtigt, und hielt ſie nun ſchon im zweyten Jahre blockirt. Durch den Mangel des Salzes, das die Salaſſer in großer Menge zu verbrauchen pflegten, aufs Aeußerſte gebracht, ließen ſie ſich endlich eine Beſatzung gefallen. Aber ſobald Veter abgezogen war (35), warfen ſie ſogleich die römiſchen Soldaten aus dem Lande. Sie beſetzten die Gebirgsſchlünde, trieben nur ihr Geſpötte mit den Truppen, welche Octavian gegen ſie ſendete, und gaben denſelben zu verſtehen, daß alle ihre Anſtrengungen gegen ſie vergeblich bleiben würden. Da der Krieg gegen den Antonius vor der Thüre war, ſchloß Octavian mit dieſem Volke einen Vertrag, erlaubte ihnen, nach ihren eigenen Geſetzen zu leben, und ſicherte ihnen die Strafloſigkeit ihrer gegen Veter verüb-

ten Vergehungen zu. Aber die Salaſſer trauten dem Frieden nicht recht. Sie häuften einen großen Vorrath von Salz auf, und ſetzten auch ihre Streifereyen ins römiſche Gebieth fort, bis Octavian (im Jahre 34) den Meſſala Corvinus gegen ſie ſendete, der ſie durch Hunger bezwungen haben ſoll. Er bezog wenigſtens in ihren Gegenden die Winter-Quartiere. (App. d. r. i. 17. C.; Dio Caſſ. 49. B. 34. 38. C.) —

Der Faden der Erzählung führt uns jetzt zu einem denkwürdigen geſchichtlichen Moment. Octavian vernichtet Antonius, den einzigen noch übrigen Nebenbuhler um die höchſte Macht. Er eignet ſich die unumſchränkte Herrſchaft des größten Reiches aller Zeiten zu. — Antonius hatte ſich im Jahre 34 durch Verrätherey der Perſon des Königs von Armenien, und ſeines Reiches bemächtigt. Ganz in den Netzen der buhleriſchen Cleopatra befangen, verſtieß er damahls Octavia, ſeine edle Gattinn, und vermählte ſich mit jener berüchtigten Königinn. Dieſe beyden ſchändlichen Handlungen machten die Herzen aller Römer von ihm abwendig. Der in ſeiner Schweſter tief beleidigte Octavian ſann auf Rache. Kein Theil hoffte mehr auf eine friedliche Ausſöhnung; beyde rüſteten ſich zum Kampfe, der über ihr und der Welt Schickſal entſcheiden mußte. Antonius verſäumte den günſtigen Augenblick, wo er den noch unvorbereiteten Gegner mit Vortheil hätte angreifen können. Viele ſeiner Anhänger, müde, den Launen eines ſo verächtlichen Weichlings zu fröhnen, gingen zu Octavian über. Der Senat, des Letztern demüthiges Werkzeug, entſetzte (32) durch ein feyerliches Decret den Antonius der Würden des Conſuls und Triumvirs, und erklärte, doch Anfangs nur Cleopatren, den Krieg. Als Antonius vernahm, was zu Rom gegen ſeine Geliebte angeordnet worden, ſchwor er dem Octavian ewige Fehde. Aber dieſem legte ganz Italien einen feyerlichen Eid ab, ihm in dem bevorſtehenden Kampfe nach Kräften beyzuſtehen. — Das Jahr verging mit beyderſeitigen Rüſtungen. Endlich im Herbſte entriß ſich Antonius Cleopatrens Armen, und kam auf der

Inſel Corcyra an. Kaum aber erſchienen einige Spähſchiffe des Octavian in jenen Gegenden, um des Antonius Stärke und Stellung auszuforſchen, ſo zog er ſich in den Pelopones zurück, und vertheilte ſeine Truppen in die Winter-Quartiere. Er ſelbſt nahm ſein Haupt-Quartier in Patras. —

Die Armee, mit welcher Antonius im Jahre 31 den großen Kampf um die Herrſchaft der Welt begann, zählte 100,000 Mann zu Fuß, und 12000 Reiter, ohne die Hülfs-Truppen, welche ihm die verbündeten Könige Aſiens und Afrika's, dann in Europa der König Abdallas von Thracien, und die Dacier gegeben hatten. Seine Flotte beſtand aus 500 Kriegsſchiffen. Octavian konnte ihm nur 80,000 Soldaten der Legionen, 12000 Reiter, und 250 Schiffe entgegen ſetzen; doch waren die letztern von leichterer und lenkſamerer Bauart, und beſſer bemannt. In dem Augenblicke, als der Krieg ausbrach, beherrſchte Antonius Aſien, Egypten, Griechenland, Macedonien, und die Inſeln im joniſchen Meere. Italien, Spanien, Gallien, Illyrien, Sicilien und Sardinien, und der Europa gegenüber liegende Theil Afrika's ſtanden unter Octavians Befehlen. —

Octavian verſammelte ſeine Kriegsmacht im Frühlinge (31) um Brunduſium. Der Admiral Aggrippa ſegelte zuerſt mit einem Geſchwader nach Griechenland, und beunruhigte durch kühne und vom Glück begünſtigte Unternehmungen deſſen Küſten. Endlich ſchiffte ſich Octavian ſelbſt mit der Hauptmacht ein, nahm im Vorbeygehen die Inſel Corcyra (Corfu) in Beſitz, und erſchien an Griechenlands Geſtaden. Antonius verhinderte die Landung nicht, die an der nördlichen Seite des Meerbuſens von Ambracia (Golfo di Larta) vor ſich ging. Octavian errichtete ein feſtes Lager an dem Orte, wo er ſpäter die Stadt Nicopolis (jetzt Prevezza) erbaute. Antonius hatte ſein Lager in der Ebene unter Actium genommen. Der Meerbuſen trennte die Lager der beyden Gegner. — Häufige Scharmützel füllten eine geraume Zeit aus. Antonius hüthete

ſich wohl, die Schlacht, welche ihm Octavian mehrere Mahle anboth, anzunehmen, ehe er nicht alle erwarteten Truppen auch wirklich an ſich gezogen. Dann aber näherte er ſich mit einem Theile ſeines Heeres der Stellung des Octavians, ſchlug ihm gegen über ſein Lager, ließ jedoch ſeine Hauptmacht noch immer bey Actium ſtehen. Jetzt war es Octavian, der die entſcheidende Schlacht noch zu vermeiden ſuchte. Aber er ſendete ſtarke Detaſchements nach Macedonien und Theſſalien, um des Gegners Macht zu theilen. Aggrippa bemächtigte ſich unterdeſſen mehrerer Inſeln und Seeſtädte, und ſchlug zwey Mahl des Antonius Flotten. Die Deſertion begann in deſſen Armee einzureiſſen. Selbſt mehrere verbündete Fürſten gingen mit ihren Truppen zu Octavian über. Des Antonius Reiterey erlitt unter ſeiner eigenen Anführung eine Niederlage. Da zog ſich Antonius wieder in ſein erſtes Lager bey Actium zurück. — Vergebens riethen dem Antonius ſeine Feldherrn zum Marſche nach Macedonien, wo Dicomes, der König der Geten, mit einer großen Armee zu ihm ſtoßen wollte. — Eine Seeſchlacht entſchied nun das Schickſal der Nebenbuhler um die Weltherrſchaft. Das hartnäckige Gefecht lenkte Octavian zum günſtigen Ausgang, indem er Feuer in die feindlichen Schiffe werfen ließ. Sobald die Schlacht eine üble Wendung zu nehmen drohte, entfloh Cleopatra, und Antonius, gleichſam durch magiſche Bande an dieſe Frau geknüpft, ließ ſeine getreuen Krieger ihrem Schickſale über, und folgte der Königinn. Dieſe ſchändliche Flucht machte dem Kampfe ein Ende. Die von ihrem Feldherrn verlaſſene Flotte ergab ſich. — Die beyden Heere waren an den entgegengeſetzten Ufern des Meerbuſens aufmarſchirt, und Zeugen des Kampfes geweſen. Am ſiebenten Tage nach der Schlacht unterwarf ſich die feindliche Armee dem Octavian. Des Antonius letzter Anordnung gemäß, hätte ſie nach Aſien zurückeilen ſollen. Aber der Befehl eines Feldherrn, der ſein Heer im Stiche gelaſſen, wurde nicht geachtet. Die Legaten und Tribunen ahmten das

Beyſpiel des Antonius nach, und entflohen. Die Soldaten, ihrer Führer beraubt, ſuchten ihr Heil in der Gnade des Siegers. Octavian entließ dieſe Krieger zum Theil nach Hauſe, zum Theil ſteckte er ſie unter ſeine eigenen Legionen. — Griechenland wurde in wenigen Tagen von den feindlichen Beſatzungen gereinigt, die nach Aſien flüchteten, ſo bald die Kunde von dem Schickſale des Antonius ihre Ohren erreicht hatte. —

Im Winter des Jahres 30 entſtanden in Italien unruhige Bewegungen der Veteranen. Sie forderten die verſprochenen Belohnungen mit aufrühreriſchem Ungeſtüme. Die Sache wurde ſo ernſthaft, daß Octavian ſelbſt von der Inſel Samos, wo er ſein Winter-Quartier genommen, nach Italien reiſen mußte. Er ſtellte die Ruhe dadurch wieder her, daß er die Ungeduldigen mit Aufopferung ſeines Privat-Vermögens befriedigte. Dann folgte er ſeinem Heere nach Aſien, und führte daſſelbe gleich darauf nach Egypten. Aller Orten überlieferten die Feldherrn des Antonius dem Sieger die ihnen zur Vertheidigung anvertrauten Länder und die ihren Befehlen untergeordneten Corps, ohne einen Widerſtand zu verſuchen. Antonius und Cleopatra bereiteten Alexandria's Vertheidigung. Die treuloſe Königinn knüpfte aber zu gleicher Zeit mit Octavian geheime Unterhandlungen an. Ja, als dieſer an Egyptens Gränzen eintraf, wurden ihm auf ihren Befehl die Gränzfeſtungen übergeben. So kam dann Octavian faſt ohne ein Gefecht vor Alexandria's Mauern an. — Hier verſuchte es Antonius nochmahls, mit ſeinem Geſchicke zu ringen. Eine Hauptſchlacht ſollte ihm den Sieg, oder einen ehrenvollen Tod geben. Aber größten Theils den verrätheriſchen Anſtalten Cleopatrens zu Folge, gingen ſeine Flotte und die Reiterey zu Octavian über, wurde ſein Fußvolk geſchlagen. Auch der Tod, den er im Gefechte geſucht, ſchien ihn zu fliehen. Er ſelbſt mußte ſich ihn mit ſeinem eigenen Schwerte geben. — Octavian zog als Sieger in Alexandria ein. Cleopatra, die

ſich in ihrer Hoffnung, den jungen Helden mit ihren verwelkten Reitzen zu feſſeln, getäuſcht ſah, folgte dem von ihr ſo ſchändlich hintergangenen Gatten durch einen freywilligen Tod ins Grab. — Nachdem Octavian Egypten zur Provinz gemacht, und die Verwaltung derſelben organiſirt hatte, kehrte er nach Aſien zurück, wo er den Winter zubrachte. —

Als Octavian im Sommer des Jahres 29 vor Ch. G. in Rom eintraf, feyerte er einen dreyfachen Triumph: den erſten wegen der Ueberwindung der Illyrier, Pannonier und Dalmaten, — den zweyten wegen des Sieges bey Actium, — den dritten wegen der Eroberung Egyptens. —

Vierter Abſchnitt.

Geſchichte der öſtreichiſchen Länder unter der Regierung des römiſchen Kaiſers Auguſtus.

Inhalt.

Der Imperator Auguſtus. — Kriege der Römer mit den Daciern, Baſtarnen, Möſiern, Thraciern u. ſ. w. (in den Jahren 30 — 28 v. Chr. G.). Einrichtung der Provinzen Dalmatien, Illyrien, Pannonien und Möſien. — Fehden in Gallien und Germanien (33 — 15). — Beſiegung der Salaſſer und Ligurier (25. 14.). — Die Pannonier, Noriker, Rhätier und Vindelicier erheben ſich gegen Rom (16). Unterjochung dieſer Völker (15 — 14). Noricum, Rhätien und Vindelicien werden Provinzen des Reiches. — Aufſtände in Dalmatien und Pannonien, dann Kriege der Römer mit den Sarmaten, Daciern und Thraciern (16 — 9). Thracien wird eine römiſche Provinz. — Des Druſus Feldzüge in Germanien (13 — 9). Tibers Krieg mit den Deutſchen 8 — 7). — Weitere Kriegsereigniſſe zwiſchen den Römern und Deutſchen (vom Jahre 6 vor Chriſti Geburt bis 5 nach Chriſti Geburt). — Marbod ſtiftet das marcomaniſche Reich in Bojohemum. Rüſtungen der Römer gegen Marbod (6 n. Chr. G.) — Ausbruch einer allgemeinen Empörung in Pannonien und Dalmatien. Kriegszüge der Römer in dieſen Ländern (6 — 9 n. Ch. G.). — Die Germanen vernichten Varus und ſeine Armee (9 n. Ch. G.). — Tibers Feldzüge gegen die Germanen (10 — 11). — Tod des Imperators Auguſtus (14). — Schilderung ſeiner Regierung, ſeines Charakters, und ſeiner Zeit. —

Cajus Julius Cäſar Octavianus war nun unumſchränkter Gebiether des römiſchen Staates. Ueberblickt man den Weg, auf welchem er bis zum höchſten Gipfel menſchlicher Hoheit fortgeſchritten, ſo wird es ſchwer, zu entſcheiden, ob die Gräuelthaten, die ihn dahin führten, jene tyranniſche, kein Mittel verſchmähende Klugheit, mit der er alle ſeine Gegner vernichtete, tiefere Verabſcheuung verdiene, als die wahrhaft väter-

liche, weiſe, die Völker beglückende Verwaltungsart Bewunderung erregt, welche er von dem Augenblicke an, als er das hohe Ziel erreicht, und keinen Nebenbuhler mehr neben ſich hatte, unveränderlich bis an ſeinen Tod befolgte. So wie es kein Laſter gab, das er nicht angewendet hätte, die Alleinherrſchaft an ſich zu reiſſen, ſo gibt es auch keine Regententugend, in welcher er nicht als Herrſcher geglänzt, und ſich den Dank ſeiner Zeitgenoſſen, die Achtung der Nachwelt erworben hätte. Die Geſchichte zeigt uns kein zweytes Beyſpiel eines Mannes, deſſen Leben in zwey durch ſeine Handlungen ſo beſtimmt geſchiedene Hälften zerfiel, und der, nachdem er als Jüngling den Fluch von Millionen verdienet, als Greis von drey Welttheilen angebethet und beweint ſein Leben beſchloß. — Die Kraft ſeines Geiſtes und die Gewalt der Waffen hatten Octavian zum Herrn der Römer gemacht. Von nun an wollte er ſich auch ein ſanfteres Recht zu Herrſchen in der geſetzlichen Form der Staatsverfaſſung, und in den Herzen ſeiner Völker begründen. —

Zwey Männer waren vor Octavian auf eine gleiche Höhe geſtiegen. Sehr verſchieden war ihr Geſchick geweſen: Sylla, nachdem er das Reich als grauſamer Tyrann beherrſcht, hatte ſeine Würde freywillig niedergelegt, und als Privat-Mann, obwohl der Menſchheit verhaßt, dennoch im Frieden geendet; — Cäſar, groß als Menſch, Held und Regent, geliebt von Armee und Volk, war, im wirklichen Beſitze der höchſten Gewalt, von ſeinen Freunden meuchlings ermordet worden. Octavian mochte in Beyder Schickſalen Stoff zum ſchweren Nachdenken gefunden haben. Er ſchien unentſchloſſen, welchen aus Beyden er nachahmen ſolle. Das Ende des Erſtern widerſtand ſeiner Neigung; das Schickſal des Andern erfüllte ihn mit Furcht. — Endlich nahm er den Schein an, als ob er der höchſten Gewalt zu entſagen entſchloſſen ſey. Er erbath ſich ſeiner Freunde Rath, der aber eben ſo verſchieden ausfiel, als ihre eigenen Geſinnungen unter ſich ungleich waren. Octavian erklärte ſich

für die Meinung derjenigen, welche zur Beybehaltung der Herrſchaft riethen, weil er dieſen Entſchluß ſchon im Voraus bey ſich ſelbſt gefaßt haben mochte. Da er der Krieger, die unter ihm geſiegt, und einer ſtarken Partey des Senats, die in ſeinen Talenten die erhaltende Stütze des ungeheuren Staates erkannte, gewiß war, ſuchte er nun auch, das Volk der Hauptſtadt durch herablaſſendes Benehmen, durch Spiele, Geldgeſchenke, Austheilungen von Lebensmitteln, u. dgl. zu gewinnen. Seine erſten Handlungen als Regent trugen das Gepräge der Kraft, des allumfaſſenden Scharfblickes, der weiſen Vorſicht, der Gerechtigkeit, der Güte. Die allgemeine Zuneigung folgte ihnen. Man lernte Octavians Herrſchaft lieben. Man ſah, welche Vortheile die monarchiſche Verfaſſung für ein ſo großes Reich habe. Nun konnte er es wagen, dem Senat zu erklären, daß er die höchſte Gewalt niederlegen wolle. Er wußte wohl, daß man ihm dieſen Rücktritt nie zugeben würde. Die Senatoren beſchworen ihn, einen dem Staate ſo gefährlichen Schritt aufzugeben, und Octavian — ließ ſich bereden. Er willigte, wie er ſagte, aus Liebe zum Vaterlande ein, noch ferners die ſchwere Bürde der Regierung zu tragen. Jedoch forderte er, dieſe Laſt mit dem Senate und dem Volke zu theilen, indem er einige Provinzen ganz unter ſeiner eigenen Regierung behielt, die übrigen aber dem Senat zur Verwaltung übergab. Dieſe Theilung der Provinzen geſchah im Jahre 27. — Er übernahm die Regierung zum Scheine nur auf zehn Jahre, ließ ſie aber dann, wenn der Termin zu Ende lief, immer wieder auf eine beſtimmte Zeit verlängern. Im nähmlichen Jahre erhielt Octavian vom Senate den Beynahmen Auguſtus (der Geheiligte). Von nun an nennt ihn die Geſchichte nur mehr unter dieſem Nahmen. Theils zu derſelben Zeit, theils in den nächſtfolgenden Jahren, ließ er ſich mit den wichtigſten Würden des Staates, oder wenigſtens mit der denſelben anklebenden Macht, bekleiden. Als Imperator wurde er Herr über Land- und Seemacht, Krieg und Frieden, Leben

und Tod. Der Titel Auguſtus begründete die Heiligkeit und Unverletzlichkeit ſeiner Perſon. Als Princeps Senatus konnte er die Beſchlüſſe des Senats nach ſeinem Willen lenken. Als immerwährender Proconſul hatte er unbeſchränkte Macht über die Provinzen und deren Statthalter. Mit der Gewalt eines Volks-Tribunen erhielt er entſcheidenden Einfluß auf alle Magiſtrats-Perſonen, und auf die Volksverſammlungen. Als Präfectus Morum wurde ihm die oberſte Aufſicht über die Polizey, als Pontifex Maximus über die Religion und die Prieſter übertragen. Durch einen Senatsbeſchluß wurde er von der Beobachtung der Geſetze losgeſprochen, und dadurch über alle Grundlagen, auf welchen bisher die Verwaltung des Staates beruhet hatte, erhoben. Der Titel Vater des Vaterlandes milderte durch den ſanften, damit verbundenen Begriff das Drückende, was die Zuſammenhäufung ſo ungeheurer Macht in einer einzigen Perſon für die der Monarchie noch nicht gewohnten Römer nothwendig haben mußte. Dieſer ſchönſte Titel ging auch auf ſeine Nachfolger über, die, wie wir ſehen werden, oft nichts weniger als väterlich gegen ihre Unterthanen handelten. — Die äußere Form der Staatsverwaltung wurde größten Theils ſo beybehalten, wie ſie zur Zeit der Republik beſtanden. Die Benennungen der obrigkeitlichen Perſonen, die Verſammlungen des Senates und Volkes blieben dem Anſcheine nach dieſelben; aber ſie entbehrten die Kraft und die Rechte, welche ihnen die republikaniſche Verfaſſung geſetzlich gegeben hatte. —

Das römiſche Volk hatte nun ſeine Freyheit auf immer verloren. Aber da es ſeine Rechte ſo vielfältig mißbraucht, durch Bürgerkriege ſo oft das Vaterland zerriſſen, ſich der Befriedigung zügelloſer Leidenſchaften, der Partey-Wuth ergeben, auf Tugenden, Sitten, und auf das Staatswohl ganz vergeſſen, war es der Freyheit ſchon längſt unwerth geworden. Die Römer wurden für dieſen Verluſt reichlich durch den blü-

henden innern Zuſtand, durch die Kraft und das äußere Anſehen des Staates entſchädigt, welche ſie der eben ſo weiſen und milden, als gerechten und kraftvollen Regierung Auguſts allein zu danken hatten. Unter ihm kehrte die öffentliche Ruhe wieder; die Geſetze erhielten ihre Würde, die Obrigkeiten ihr Anſehen, die Religion die gebührende Achtung. Der Ackerbau, die Künſte und Wiſſenſchaften, verfallen in der unglücklichen Zeit der Bürgerkriege, erhoben ſich mit neuem Glanze. Der Landmann, der Bürger, der Grundeigenthümer, war jetzt in ſeinem Beſitze geſichert. Der Handel erblühte, und erhöhte den allgemeinen Wohlſtand, den Reichthum des Staates, den Lebensgenuß des Volkes. — Dieſer glückliche Zuſtand beſchränkte ſich nicht auf Rom und Italien allein. Auch die entfernteſten Provinzen, die ſo lange der Schauplatz kämpfender Parteyen, und der Raub habſüchtiger Statthalter geweſen waren, erhohlten ſich nun. Ihre Wunden heilten durch die überall hinwirkende Fürſorge des Imperators, der eben ſo ſehr die äußeren Feinde, als die innern Rebellen zu bekämpfen und zu beſiegen wußte, die Geſetze von den Statthaltern und den ihrer Verwaltung Anvertrauten gleich ſtrenge beobachten machte, und auch dem Geringſten ſeiner Unterthanen die ſüßen Früchte des Friedens, und die wohlthätigen Segnungen einer gerechten Herrſchaft zu genießen vergönnte. —

Die Dankbarkeit des Senats und des Volkes hatte nach den Siegen bey Actium und Alexandria, und als Vorbereitung zu Auguſts Triumphen, Ehrenbogen zu Brunduſium, und auf dem Forum zu Rom errichtet. Der Tag von Auguſts Geburt, und jener an dem die Siegesnachrichten zu Rom eingetroffen, waren zu Feſttagen erhoben worden. Dankfeſte in allen Tempeln, goldene Kronen, Siegerkränze, Bildſäulen, wurden ihm zuerkannt. Oeffentliche Spiele ſollten ihm zu Ehren alle fünf Jahre gegeben werden. Die Prieſter ſollten von nun an Gebethe für ihn, mit jenen für das Heil des Senates und Volkes üblichen, verrichten. Sein Nahme wurde in den

religiöſen Hymnen den Nahmen der Götter beygeſellt. Dem im Triumphe Einziehenden gingen die Veſtallinnen, der Senat und das Volk mit Weib und Kind entgegen. — Die innige Anerkennung der Verdienſte Auguſts ſprach ſich gleich in den erſten Jahren ſeiner Imperators-Würde in den ſchon erwähnten Machtvervollkommnungen, und in neuen Ehren aus, die ihm freygebig und einſtimmig von Senat und Volk bewilligt wurden. Eine zahlreiche Leibwache, die prätorianiſchen Cohorten, wurde zum Schutze des Imperators errichtet. Ueber dem Hauptthore vor Auguſts Pallaſte wurden ein Lorberzweig und eine Bürgerkrone, der erſte als Preis des Beſiegers ſo vieler Feinde, die zweyte dem Erhalter aller Staatsbürger zu Ehren, aufgehangen. Eine Tribus gab ſich ſeinen Geſchlechtsnahmen der Juliſchen. Den Lorberkranz durfte er bey allen öffentlichen Spielen tragen. Der Monath Sextilis erhielt nach ihm den Nahmen Auguſtus. Endlich war nach Unterwerfung Egyptens der Janus-Tempel, ſeit Numa erſt das dritte Mahl, geſchloſſen, und dadurch der Friede gleichſam verſichert worden, den Octavians Siege der Welt gegeben. (Dio Caſſ. 51. B. 20. C.; Au. Vic. Geſch. der Kaiſer 1. C.). —

Indeſſen Auguſtus ſich der Sorge weihte, die Völker zu beglücken, welche er zu regieren übernommen, wurden die Gränzen des Reiches an mehreren Orten durch die Anfälle der benachbarten Völker beunruhiget. — Seitdem Boerebiſtas im Aufruhre von den Händen ſeiner eigenen Unterthanen gefallen, war auch das getiſche oder daciſche Reich in mehrere Theile zerſtückelt worden. So war dann deſſen Kraft gebrochen; ſo blieben nun der Dacier Unternehmungen kraftlos, vereinzelnt, in keinen großen Plan paſſend, ſich auf Raubzüge und verheerende Anfälle der römiſchen und thraciſchen Gränzen beſchränkend. Kaum 20,000 Mann ſollen die Dacier damahls unter den Waffen gehabt haben. Aber doch gelang den Römern ihre Unterjochung nicht; denn die Kriegs-Operationen ſcheiterten an den rauhen Gebirgen, an den undurchdringlichen

Wäldern, an dem mächtigen Donauſtrom, die Dacien ſchirmten; an der Tapferkeit ihrer Krieger; an den klugen und wohlgeſicherten Rückzügen in die unendlichen Wildniſſe, wohin die Römer ſie nicht zu verfolgen wagten. Auch ſtanden die Dacier mit den doch ſo weit entfernten Germanen in freundlicher Verbindung, und wechſelſeitig rechneten die Völker auf Hülfe durch gleichzeitige Angriffe gegen den gemeinſchaftlichen Feind. (Strabo Geogr. 7. B. a. m. O.) — Dieſe in ihren Raubzügen unermüdeten Dacier waren im Jahre 30 von Statilius Taurus an der Donau geſchlagen worden. — Im folgenden Jahre (29) gerieth der römiſche Proconſul Macedoniens und Griechenlands, Marcus Craſſus, in Fehde mit den Möſiern und Baſtarnen. Die Letzteren waren über die Donau nach Möſien gegangen, und hatten die Triballier und Dardanier unterjocht. Dann rückten ſie über den Hämus in das Gebieth der Dentheleten. Dieſer thraciſche Stamm war mit den Römern verbündet. Sowohl um ihrem blinden Könige Sitas die ſchuldige Hülfe zu leiſten, als um Macedonien zu ſichern, ging Craſſus auf die Baſtarnen los. Sie flohen der Donau zu, ſo bald ſie ſeine Annäherung erfuhren. Craſſus verfolgte ſie, verwüſtete Möſien, und belagerte eine der feſten Städte dieſes Landes. Sein Vortrab gerieth an die Hauptmacht der Möſier, erlitt bedeutende Nachtheile, wurde aber noch durch die ſchnelle Ankunft des Haupt-Corps gerettet; das feindliche Heer wurde zurückgeſchlagen, und jene Stadt erobert. — Die Baſtarnen hatten ſich unterdeſſen am Fluſſe Hebrus geſammelt, wo ſie von Craſſus angegriffen, und mit großem Verluſte beſieget wurden. Die Wälder, in die ſich ihre Ueberreſte geflüchtet, ließ Craſſus in Brand ſtecken; die Städte, wohin ſich Baſtarnen geworfen, eroberte er; viele Feinde ertranken in der Donau; andere, die fliehend im Lande umher irrten, wurden von den römiſchen Streif-Corps niedergemacht. Ihren König Deldo hatte Craſſus mit eigener Hand erlegt. — Einer ihrer Haufen warf ſich in einen feſten

Ort, den Craſſus mehrere Tage vergebens belagerte, bis Droles, König eines daciſchen Stammes, ihm zu Hülfe kam, und dafür zu Roms Bundesgenoſſen aufgenommen wurde. — Der Möſier Unterwerfung zu vollenden, wendete Craſſus ſowohl Ueberredungen und Drohungen, als Waffengewalt an. Als der Winter nahte, zog er durch Thracien, wo ihm die Einwohner manchen Schaden zufügten, nach dem Lande der befreundeten Dentheleten. —

Die Baſtarnen wollten die erlittenen Niederlagen an den Dentheleten rächen, fielen mitten im Winter in deren Gebieth, und zwangen alſo auch den Craſſus, die Truppen aus den Quartieren dahin zu führen. Er ſchlug (28) die Baſtarnen, und nöthigte ſie, alle ihm beliebige Bedingungen anzunehmen. Dann züchtigte er die Thracier, doch erſt nach blutigen Gefechten, — ließ den unter den Waffen Gefangenen die Hände abhauen, und ihre Ländereyen verwüſten. Nur die Odryſſier und Beſſier wurden verſchont. — Endlich eilte er ſeinem Bundesgenoſſen Oroles gegen einen andern daciſchen König Dapir zu Hülfe. Er warf die feindliche Reiterey auf ihr Fußvolk, und beyde ſuchten ihr Heil in der Flucht. Dapir wurde in ſeiner feſten Burg belagert, und dieſe von einem Verräther den Römern in die Hände geſpielt. Die daciſchen Truppen wendeten nun ihre Waffen gegen einander, und König Dapir fiel unter den Schwertern ſeiner eigenen Leute. Sein Bruder aber wurde gefangen, und von Craſſus großmüthiger Weiſe frey entlaſſen. — Craſſus zog dann vor die Höhle Kira (vielleicht die veteraniſche Höhle), wo der Sage nach die Titanen nach der von den Göttern erlittenen Niederlage Rettung geſucht. Sie war mit Flüchtigen gefüllt. Craſſus ließ ihre Eingänge vermauern, und zwang die Eingeſchloſſenen durch Hunger zur Ergebung. — Die übrigen Dacier hatten zwar dieſes Mahl nicht gegen die Römer geſtritten. Aber Craſſus benützte ſein Waffenglück, und eilte nach Genuclä, einer Stadt im Gebiethe des Fürſten Zyraxes, in welcher die einſt dem Antonius abgenommenen Feld-

zeichen aufbewahret wurden. Zu Lande und auf der Donau begann er den Angriff, und eroberte ſie, zwar in kurzer Zeit, aber nach hartem Kampfe. Zyraxes war zu den Scythen geflohen, um deren Beyſtand mit ſchwerem Gelde zu erkaufen; aber er kam zur Hülfe zu ſpät zurück. — Unterdeſſen hatten ſich die Möſier nochmahls empört. Craſſus und ſeine Unter-Feldherrn bändigten dieſe wilden Völker mit Mühe, und zwangen ſie aufs neue zur Unterwerfung. — So wurden die Länder der Möſier, Dardanier und Triballier (27) in die römiſche Provinz Möſien verwandelt. (Dio Caſſ. 51. B. 23. — 27. C.; Liv. 134. 135. B.)

Die Baſtarnen waren zwar über die Donau zurück gegangen. Aber ſo oft ein harter Winter den Fluß mit einer Eisdecke belegte, kamen ſie aufs rechte Ufer herüber, und durchſtreiften weit und breit das römiſche Gebieth. — In den folgenden Jahren ſendeten die Scythen, Sarmaten und Dacier, obwohl nicht bezwungen, dem Auguſt Geſchenke (Aur. Vic. 1. B. 79. C.) — Wir fügen hier noch die Schilderung bey, welche Florus (4. B. 12. C.) von den Völkern macht, gegen die Craſſus ſo eben gekämpfet: »Wie wild und grauſam die Myſier (Möſier) geweſen, kann man daraus abnehmen, daß ſie ſelbſt von ihren barbariſchen Nachbarn mit dem Nahmen Barbaren belegt wurden. Als Craſſus einſt ihrem Heere gegen über in Schlachtordnung ſtand, trat der möſiſche Feldherr vor, rief um Stillſchweigen, und fragte: »»Wer ſeyd ihr?«« — Die Antwort ſchallte hinüber: »»Römer! Beſieger der Völker!«« — Da erwiederte Jener: »»Die werdet Ihr ſeyn, ſo bald Ihr uns beſiegt haben werdet.«« — Dann that die möſiſche Armee bey dem feyerlichen Opfer eines Pferdes das Gelübde, die Eingeweide des römiſchen Generals theils zu opfern, theils zu verzehren. Aber dieſe Großſprecher erbebten beym Schalle der Poſaunen, die den Römern das Zeichen zum Angriff gaben. — Ein Hauptmann, Domitius, jagte den Barbaren beſonders großen Schreck ein, indem er

auf ſeinem Helme glühende Kohlen trug, welche durch die Bewegung in helle Flammen aufloderten.« —

In dieſen Jahren wurden die Länder Dalmatien, Illyrien, Pannonien und Möſien, in Hinſicht ihrer Verwaltung, Obrigkeiten, Geſetze, Abgaben, Truppen-Stellungen u. ſ. w., ganz auf römiſchen Fuß eingerichtet, und vermehrten von nun als eigene Provinzen die Ausdehnung und die Kraft des Staates. —

Die von den Ubiern am rechten Ufer des Rheines geräumten Landſtriche hatte das deutſche Volk der Sueven in Beſitz genommen. Als Auguſt ſich zum Kriege gegen Antonius rüſtete, glaubten mehrere belgiſche Stämme, der erwünſchte Zeitpunct ſey gekommen, das römiſche Joch abzuſchütteln. Die Sueven ließen ſich leicht zum Kriege gegen die Römer bewegen, und ſetzten über den Rhein. Aber der Statthalter Carinas erſtickte den belgiſchen Aufſtand in wenig Zeit, ſchlug dann auch die Sueven, und trieb ſie über den Rhein zurück. Seine Siege müſſen dennoch von Wichtigkeit geweſen ſeyn; denn Auguſt ließ ihn an ſeinem eigenen Triumphe Theil nehmen. Um den Bewohnern Roms ein angenehmes Schauſpiel zu geben, mußten bey dieſem Feſte gefangene Dacier und Sueven gegen einander kämpfen. (Dio Caſſ. 51. B. 21. 22. C.) — Im Jahre 29 erregten die Trevirer Unruhen, von den Sueven thätig unterſtützt. Sie wurden aber von dem Statthalter Galliens, Nonius Gallus, ohne viele Mühe im Zaume gehalten. (Dio Caſſ. 51. B. 20. C.) —

Mit den Brittaniern hatte Auguſt damahls Unterhandlungen angeknüpft. Da aber der beabſichtigte Vergleich nicht zu Stande gebracht werden konnte, beſchloß der Imperator einen Kriegszug nach dieſer Inſel. Da empörten ſich (25) die Cantabrier und Aſturier in Hiſpanien, und die liguriſchen Salaſſer in Ober-Italien. Die Letzteren hatten eine kaiſerliche Caſſe geplündert, die römiſchen Soldaten, welche ſie zum Bau von Straßen und Brücken zwingen wollten, geſtei-

nigt, die fruchtreichen Landſtriche an den Füßen ihrer Alpen verwüſtet, und ſogar die Saaten aus den Aeckern geriſſen. — Auguſt gab nun den fernen Zug auf. Er ſelbſt übernahm die Führung des Krieges in der pyrenäiſchen Halbinſel. Dem Terentius Varro Murena übertrug er die Bezwingung der Alpenbewohner. Dieſer drang von mehreren Seiten in die Gebirge, ſchlug die Schaaren, die ſich ihm einzeln entgegen ſetzten, und zwang ſie zum Frieden. Die Salaſſer verpflichteten ſich zu einem Tribut, und geſtanden den Römern das Recht zu, die Steuern ſelbſt einzuſammeln. Römiſche Truppen vertheilten ſich nun im Lande, und beſetzten alle Päſſe und Zugänge. Dann fielen ſie wortbrüchig über die Bewohner her, fingen bey 40,000 Menſchen, worunter 8,000 Waffenfähige, zuſammen, und verkauften ſie zu Eporedia als Sclaven. Die Käufer mußten ſich verbinden, zwanzig Jahre hindurch Keinem die Freyheit zu ſchenken. In der Salaſſer Lande wurde nun die römiſche Colonie Auguſta Prätoria mit Soldaten der kaiſerlichen Leibwache angelegt. (Dio Caſſ. 53. B. 25. C.; Liv. 135. B.) — Im Jahre 14 wurden auch die Liguri Comati, die in den See-Alpen wohnten, und bis nun noch frey geblieben waren, unterjocht. (Dio Caſſ. 54. B. 24. C.) —

Im ſüdlichen Gallien nächſt den Pyrenäen waren im Jahre 27 Unruhen entſtanden, die Meſſala dämpfte. Dann war Auguſt ſelbſt in dieſe Provinz gekommen, ihre Verwaltung einzurichten. — Im Jahre 25 machten die Sigambrer unter ihrem Fürſten Melo Einfälle nach Gallien. Auch hatten ſie mehrere Römer, welche in Handelsgeſchäften durch Germanien reiſten, aufgefangen und ermordet. Der Prätor Marcus Vinicius ging nach Germanien hinüber, und rächte durch Verheerung der überrheiniſchen Gegenden den Tod ſeiner Landsleute. — Damahls ließ Auguſt den Janus-Tempel, der, wie erwähnt, im Jahre 29 geſchloſſen, während der letzten Feldzüge aber wieder geöffnet worden war, zum zweyten Mahle ver-

ſchließen. (Dio Caſſ. 53. B. 26. C.) — In den Jahren 20 und 19 ſendete Auguſt den Agrippa als Statthalter nach Gallien, welches Land ſowohl durch die inneren Fehden der Einwohner, als durch die Einfälle der Germanen, ſchon wieder in die größte Verwirrung gerathen war. Doch Agrippa's Klugheit ſtellte in kurzer Zeit die Ruhe her, und dieſer Feldherr eilte nach Spanien, einen Aufſtand der Cantabrier zu bekämpfen. (Dio Caſſ. 54. B. 11. C.) —

Im Jahre 16 hatten die Bewohner des rechten Rheinufers beſonders die Sigambrer, Uſipeter und Tencterer, alle in ihren Gebiethen befindliche römiſche Handelsleute, ſo wie auch die zur Einhebung der Auflagen geſendeten Zöllner, gekreuzigt. Dann gingen ſie über den Fluß, plünderten große Strecken Galliens, und beſiegten aus Hinterhalten mehrere gegen ſie gerückte römiſche Corps. Ja ſie überfielen ſogar den Statthalter Galliens, Lollius, in ſeinem Haupt-Quartiere, und ſchlugen ihn nach einem mehr für ihn ſchimpflichen, als bedeutenden Gefechte in die Flucht. Dieſer Legat Lollius war, nach Vell. Pat. 2. B. 97. C., »ein Mann, der, wenn er die Wahl zwiſchen Gewinn und dem Ruhm der Rechtſchaffenheit hatte, immer dem Erſteren den Vorzug gab, und alle Laſter unter dem Mantel der tiefſten Verſtellung trieb. Bey ſeiner Niederlage ging der Adler der fünften Legion verloren.« — Auguſtus führte ſelbſt friſche Truppen aus Italien an den Rhein, vereinigte ſich mit dem Lollius, und rückte gegen die Deutſchen. Die Sigambrer fanden es für rathſam, ſich ſchleunigſt über den Fluß zurück zu ziehen, bathen Auguſt um Frieden, und verbürgten deſſen Haltung durch Stellung von Geißeln. (Dio Caſſ. 54. B. 20. C.; Suet. im Oct. 23. C.) — Auguſt blieb auch im Jahre 15 noch in Gallien, gab der Regierung dieſer Provinz eine feſte Einrichtung, und legte längs dem Rheine mehrere Colonien an, um dieſe militäriſche Linie zu verſtärken. —

Im Oſten ſcheint die Ruhe einige Jahre hindurch wenig geſtört worden zu ſeyn. Nur hatte 23 Jahre v. Chr. G.

der macedoniſche Statthalter Marcus Primus die thraciſchen Odryſſier bekriegt, ohne hierzu von Auguſt einen Befehl erhalten zu haben, und war dieſes Vergehens wegen zu Rom vor Gericht gezogen worden. (Dio Caſſ. 54. B. 3. C.) — Im Jahre 16 hatten die in den rhätiſchen Alpen wohnenden Cammunier und Vennoner Feindſeligkeiten begonnen, wurden aber ſehr bald von Cisalpiniens Statthalter, Publius Silius, bezwungen. — Gleichzeitig wagten auch die Pannonier einen neuen Verſuch, ihre Freyheit zu erringen. Die Noriker, obwohl damahls noch frey, doch von der Römer gefährlichen Nachbarſchaft Böſes befürchtend, leiſteten ihnen Hülfe. Die Verbündeten fielen in Iſtrien ein. Von des Silius Legaten geſchlagen, bathen die Empörer um Gnade. Den Pannoniern wurde das vorige Joch wieder aufgeladen. »Die Noriker, von ihnen zum Aufſtande verleitet, mußten ſich nun zu gleicher Unterwürfigkeit bequemen.« (Dio Caſſ. 54. B. 20. C.) Wahrſcheinlich zu dieſer Zeit alſo wurde Noricum eine römiſche Provinz. —

Den Rhätiern war es ſeit langer Zeit zur Gewohnheit geworden, von ihren Gebirgen aus die nächſtgelegenen Landſtriche Italiens und Galliens mit häufigen Raubzügen zu verheeren. Ihre Grauſamkeit ging ſo weit, nicht nur die gefangenen Krieger, ſondern ſogar die Knaben im Mutterleibe, die ſie durch eine Art von Wahrſagerey zu erkennen wähnten, erbarmunglos zu morden. Sie, und ihre ſanfteren Nachbarn, die Vindelicier und Noriker, hatten mit den Pannoniern bey dem eben erwähnten Aufſtande gegen die Römer gemeine Sache gemacht. Dieſe drey Völker ſahen ſich bereits von mehreren Seiten von den Römern umgeben. Das Schickſal, welches die Nachbarländer getroffen, harrte auch ihrer. Dieſes möglichſt lange zu entfernen, benützten ſie eifrigſt jede Gelegenheit, die Roms Macht ſchwächen, deſſen drohende Stellungen von ihren Gränzen zurückweiſen konnte. Der Aufſtand der Pannonier war ihnen daher ſehr willkommen, und ſie unterſtützten dieſe Nachbarn mit allen ihren Streitkräften. — Es iſt

zu bedauern, daß von dieſem Kampfe gegen die Unterjochung ſo wenige Nachrichten auf uns gekommen. Appian († um das Jahr 150 nach Chr. G.), im Buche von dem illyriſchen Kriege (29. C.) geſteht ſchon, daß zu ſeiner Zeit die Kunde von den Umſtänden desſelben größten Theils verloren gegangen war: »Noch ſind von den Völkern, welche die Römer zu den illyriſchen rechneten, die Rhätier und Noriker zu erwähnen, welche vor den Pannoniern wohnten, ſo wie jenſeits der Letzteren die Möſier, welche ſich bis zum Pontus Euxinus ausdehnten. Ich glaube, daß die Rhätier und Noriker entweder von Julius Cäſar, während der Zeit, als er mit den Galliern Krieg führte, oder von Auguſt, während des pannoniſchen Krieges, unterjocht worden ſeyen; denn ſie liegen in der Mitte zwiſchen den Galliern und Pannoniern. Ich fand bey den Schriftſtellern nicht die geringſte Meldung von einem Kriege, der eigens gegen die Rhätier und Noriker geführt worden ſey. Daher iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe zugleich mit andern angränzenden Völkern zum römiſchen Reiche gekommen ſind.« — Wir ſind hierin weit glücklicher als Appian; denn wir finden von dem Kriege gegen die Rhätier und Vindelicier in mehreren Claſſikern doch einige Nachrichten, und von der Unterjochung der Noriker enthält doch Dio (54. B. 20. C.) die oben wörtlich angeführte Stelle. — Ferner ſagt Florus (4. B. 12. C.): »den Einwohnern Noricums flößten die mit Schnee bedeckten Alpen Muth ein; denn ſie dachten, kein Heer könne dieſe überſteigen. Doch aber brachte Auguſt alle Völker dieſer Gegend: die Brennen, Senonen und Vindelicier, durch ſeinen Stiefſohn Claudius Druſus zum Gehorſam. Wie wild dieſe Völker geweſen, bewieſen ihre Weiber, die, wenn ſie keine Pfeile mehr hatten, ihre Kinder am Boden zerſchmetterten, und ſie den feindlichen Soldaten ins Geſicht ſchleuderten.« —

Die Rhätier bewegten ſich zwar gleichzeitig mit den Norikern und Pannoniern. Es ſcheint aber, daß der Mangel an

übereinſtimmender Zuſammenwirkung das Mißlingen ihrer Operationen nach ſich zog. Auguſts Stiefſohn, Druſus, gab bey dieſer Gelegenheit die erſten Beweiſe jener glänzenden Feldherrntalente, die ihn ſein kurzes Leben hindurch ſo ſehr auszeichneten. Er beſiegte die durch die Alpen in die Ebenen der Lombardie vordringenden Rhätier bey Tridentum. Eine Niederlage reichte aber nicht hin, den kühnen Muth dieſes Volkes zu brechen. Es rief ſeine Nachbarn, die Vindelicier, zu Hülfe. Beyde Völker wendeten ſich nun auf die Seite gegen Gallien, wo ſie um ſo ſicherer Vortheile zu erkämpfen hofften, da die Römer in jenem Lande ohnehin durch endloſe Unruhen und Empörungen beſchäftigt waren. Auguſt, der eben damahls, wie ſchon erwähnt, in Gallien eingetroffen war, fand die Bewegungen dieſer Völker wichtig genug, um auch ſeinen zweyten Stiefſohn, Tiberius, gegen ſie zu ſenden. Dieſer rückte aus Gallien mit ſeinen Truppen gegen den Ober-Rhein und das Land der Vindelicier. Dem Druſus befahl der Kaiſer, von der Seite Italiens die Operationen gegen Rhätien nachdrücklichſt fortzuſetzen. Beyde Prinzen ſollten nicht eher ruhen, als bis ſie die Rhätier und Vindelicier dem Reiche unterworfen hätten. —

Tiberius und ſeine Legaten ſchlugen die vereinzelnten Corps der Vindelicier am Rheine in mehreren Gefechten. Dann ließ Tiber auf dem Fluſſe eine Flotte bauen, ging mit derſelben über den Bodenſee, und erſchien unvermuthet in der Mitte des Landes. Zu gleicher Zeit drang Druſus durch die Alpenpäſſe in Rhätien ein. Nachdem die beyden Feldherrn mehrere Städte und Feſtungen durch Belagerungen erobert, wurden dieſe Völker, welche auf die Unzugänglichkeit ihrer von der Natur befeſtigten Wohnplätze, auf die Zahl und Wildheit ihrer Kämpfer trotzten, bezwungen. Die Römer hatten in dieſem Kriege mehr Gefahren ausgeſtanden, als Verluſte erlitten; aber unter den ſich mit Verzweiflung vertheidigenden Feinden hatten ſie ein gewaltiges Blutvergießen

angerichtet. — So wurden die Alpen, welche durch die wilde Rohheit ihrer Bewohner bekannt waren, bezwungen; ſo wurden die Länder Rhätien und Vindelicien in Provinzen des großen Reiches verwandelt. — Rhätien war ſehr ſtark bevölkert. Um die Kraft der ihre Freyheit mit ganzer Seele liebenden Gebirgsbewohner auf immer zu brechen, ließen die Römer alle waffenfähigen Männer ausheben, und ſteckten ſie theils als Soldaten unter die Legionen, theils vertheilten ſie dieſelben als Coloniſten in die entfernteſten Provinzen des Reichs. Nur ſo viele der älteren Eingeborenen ließen ſie im Lande zurück, als zu deſſen nothdürftigem Anbau unentbehrlich nöthig waren. Dieſe mußten ihre Schlupfwinkel in den Gebirgen verlaſſen, in den Ebenen wohnen, und die Felder bearbeiten. (Dio Caſſ. 54. B. 22. C.; Vell. Pat. 2. B. 90. 95. C.; Liv. 136. B.; Eut. 7. B. 5. C.; Sext. Ruf. 7. C.; Aur. Vict. 2. B. 1. C.; 3. B. 1. C.) —

Zur ewigen Gedächtniß der Siege, welche von Auguſts Heeren über die Bewohner der Alpen erfochten worden, wurde damahls jenes Triumph-Denkmahl, welches die alten Schriftſteller unter dem Nahmen des Tropäum Alpium erwähnen, auf den See-Alpen bey Torbia, unweit Monaco, errichtet, und mit den Nahmen von vier und vierzig in den letzten Feldzügen bezwungenen Völkern beſchrieben. (Dio Caſſ. 53. B. 26. C.; Plin. Nat. G. 3. B. 20. C. — Siehe den I. Abſchnitt dieſes Bandes, Seite 28.) —

Während dieſer Ereigniſſe (16) hatten auch in Dalmatien Unruhen begonnen, die jedoch ſehr bald beygelegt wurden. — Die Dentheleten, vor kurzem von den Römern gegen die Baſtarnen geſchützt, verheerten nun ſelbſt, mit den Scordiskern vereint, Macedonien. — Der thraciſche Fürſt, Rhymetalces, Oheim und Vormund der Söhne des Königs Cotys, hatte den Claudius Marcellus um Hülfe gegen die Beſſier gebethen, und dieſe waren bezwungen worden. — Auch ſchlug Cajus Junius Silanus die Sarmaten, welche Thracien feindlich

heimgeſucht hatten, über die Donau zurück. (Dio Caſſ. 54. B. 20. C.) — Im Jahre 14 hatten ſich die Pannonier aufs neue empört, waren aber bald zur Ruhe gebracht worden. (Dio C. 54. B. 24. C.) — Der Conſul Cnejus Cornelius Lentulus trieb die Dacier über die Donau, und beſetzte das rechte Ufer mit einer Reihe ſtarker Poſten. »Alſo wurden die Dacier nicht überwunden,« ſagt Florus im 4. B. 12. C., »ſondern nur abgehalten, und ihre Beſiegung aufgeſchoben. — Die Sarmaten ritten auf weit gedehnten Feldern umher. Auch dieſe begnügte ſich Auguſt durch den Lentulus von der Donau abhalten zu laſſen. Bey dieſem Volke ſieht man nichts als Schnee und lichte Wälder. Ihre Barbarey iſt ſo groß, daß ſie gar nicht wiſſen, was Friede iſt.« — Faſt jedes Jahr wurde an der Donau die Ruhe des Reiches durch neue Stürme erſchüttert. Im Herbſte 13 drohten weit verbreitete Unruhen in Pannonien den Ausbruch. Auguſt trug dem Agrippa auf, dieſe zu beſchwichtigen, und bekleidete ihn mit ſo ausgedehnten Vollmachen, als noch nie ein Feldherr außer Italien beſeſſen. Schon der Schrecken ſeines Nahmens zähmte den Aufſtand. Ohne ein Gefecht geliefert zu haben, kehrte Agrippa nach Italien zurück. Auf der Reiſe ſtarb dieſe treueſte Stütze von Auguſts Thron. (Dio C. 54. B. 28. C.) — Die Pannonier glaubten wahrſcheinlich, daß die Siege der Römer, das Glück ihrer Feldzüge, von Agrippa's ausgezeichneten Talenten allein abgehangen habe; daß ihnen ſein Tod die lang erſehnte Freyheit wieder gäbe. Sie benützten ſchnell den für günſtig gehaltenen Augenblick zu neuer Empörung. »Bedeutend und gefährlich bedrohte der Aufſtand das nahe Italien.« (Vell. Pat. 2. B. 96. C.) Doch Tiber demüthigte (im Jahre 12) die Pannonier theils durch Verheerung ihres Landes, theils durch die härteſte Behandlung. Die Scordisker, ſo wie die Pannonier gerüſtet, und mit ihrer Fechtart wohl bekannt, leiſteten den Römern in dieſem Kriege gute Dienſte. Die beſiegten Pannonier wurden entwaff-

net, und ihre Jugend als Sclaven nach fernen Landen verkauft. — Tiber zog triumphirend, aber zu Fuß, in Rom ein. (Vell. Pat. 2. B. 96. C.; Dio Caſſ. 54. B. 31. C.) —

Kaum hatte ſich Tiber mit dem größeren Theil der Armee aus den öſtlichen Ländern entfernet, als die Dalmaten, mit denen ſich auch die Pannonier vereinigten, ſchon wieder unter den Waffen ſtanden. Tiber bändigte (11) die Rebellen, und durchzog in eilendem Sieges-Marſche beyde Länder. Dalmatien wurde nun eine imperatoriſche Provinz, weil die Ungezämtheit ihrer Bewohner und die Nachbarſchaft Pannoniens es nöthig machten, dort immer eine Armee in Bereitſchaft zu halten. »So war dann Dalmatien, das zweyhundert und zwanzig Jahre widerſpänſtig geweſen, dem Reiche völlig unterworfen.« (Vell. Pat. 2. B. 90. C.) — Vologeſus, ein Prieſter des Bacchus, aus dem thraciſchen Volke der Beſſier ſtammend, hatte durch vorgebliche Begeiſterung ſeine Landsleute zum Aufſtande gegen ihre Fürſten aufgeregt. Bald nahmen alle thraciſchen Völker an dieſem fürchterlichen Kriege Antheil. Einige Thracier fielen zu gleicher Zeit in Macedonien ein. Der muthvolle Lucius Piſo, damahls Statthalter von Pamphilien, erhielt Befehl, gegen die Thracier anzurücken. Drey Jahre dauerte der Krieg. Anfangs beſiegt, dann aber Sieger, verwüſtete Lucius die Länder der Aufrührer, und ſtellte unter dieſen rauhen Nationen, nachdem er ihnen in Schlachten und Belagerungen großen Verluſt zugefügt, die Ruhe wieder her. Theils freywillig, theils aus Furcht vor den Römern, theils durch Niederlagen gedemüthigt, ergaben ſich alle, und ſo wurde ganz Thracien unterjocht, und in eine römiſche Provinz verwandelt. Einige Stämme, welche ſich bald darauf nochmahls empörten, zwang Piſo ſchnell zur neuen Unterwerfung. Seine Siege hatten auch die Ruhe in Macedonien, wo das Volk zum Aufſtande bereit geweſen, befeſtiget. Er erhielt die Triumph-Inſignien, und ein Dankfeſt wurde ihm zu Ehren in Rom gefeyert. (Dio Caſſ. 54. B. 34. C.; Vell. Pat.

4. B. 98. C.; Livius 138. 139. B.) — Florus (4. B. 12. C.) nennt die Beſſier das größte und ſtärkſte Volk Thraciens. »Die von Piſo gemachten Gefangenen zeigten ihre Wuth, indem ſie in ihre Ketten biſſen. So ſtraften ſie ſich ſelbſt für ihre eigene Unbändigkeit.« — Jetzt hielt es Auguſt für Zeit, den Janustempel nochmals zu ſchließen, da er den Frieden des Reiches auf allen Seiten hergeſtellt glaubte. Aber es kam nicht dazu: denn im Winter (11 — 10) gingen die Dacier über die mit Eis bedeckte Donau, und plünderten in Pannonien. Die Dalmaten aber empörten ſich, als der gewöhnliche Tribut von ihnen eingetrieben wurde. Auguſt ſchickte den Tiber aus Gallien, wo ſich Beyde damals befanden, der das eine Land von den fremden Plünderern reinigte, in dem andern die Rebellen bezwang. (Dio Caſſ. 54. B. 36. C.) — Im Jahre 9 dämpfte Tiber die aufs neue in Dalmatien und Pannonien entſtandenen Unruhen, erhielt die Ehre des kleinen Triumphes, oder der Ovation, und zog zu Pferde in Rom ein. (Dio Caſſ. 55. B. 2. C.) —

Als Auguſt im Jahre 13 aus Gallien nach Rom zurück kehrte, blieb Druſus in jener Provinz als Statthalter und Oberbefehlshaber der Truppen zurück. Die germaniſchen Rhein-Anwohner, eingeladen von galliſchen Fürſten, die ſich zu einer Empörung verſchworen hatten, brachen zwar über den Fluß. Aber des Druſus kluges Benehmen erhielt den größten Theil Galliens im Gehorſam, und der Aufſtand beſchränkte ſich faſt ganz auf das linke Ufer des Rheins. Daher wurden die Deutſchen mit leichter Mühe über den Strom zurück geſchlagen, und bis zum Herbſte war die Ruhe auch in den aufgeregten Gegenden hergeſtellt. —

Druſus beſchloß nun, die nie ruhenden Germanen in ihrer Heimath aufzuſuchen, und ſie ſo zu demüthigen, daß ſie auf immer die Luſt verlören, das römiſche Gebieth zu verletzen. Er verſicherte ſich zuerſt der Gallier, indem er die vornehmſten Männer des Landes, unter dem Vorwande eines Volksfeſtes, an ſich lockte, und ſie als Geißeln feſt hielt. Eben woll-

ten die Deutſchen (im Jahre 12) über den Rhein ſetzen, und einen ihrer gewöhnlichen Plünderungszüge ausführen. Druſus ſchlug ſie zurück, und trat dann ſogleich ſeinen Marſch gegen die Inſel der Batacer an. Von dort wendete er ſich rechts nach Germanien, und durchzog die Länder der Uſipeter, Tencterer und Sigambrer. Dieſer Marſch wurde mit großer Eile fortgeſetzt. Die Deutſchen ſcheinen nirgends den Feind erwartet, ſondern ſich nach allen Seiten in Gebirge und Wälder zurückgezogen zu haben, wohin ihnen die Römer nicht folgen konnten. Das Land wurde verwüſtet. »Die dieſſeits und jenſeits des Rheines gelegenen germaniſchen Städte (?) wurden von Druſus belagert,« ſagt Livius im 137. B. Ohne eine Schlacht, erreichte Druſus ſeinen Zweck, den Deutſchen Schrecken und Furcht vor der römiſchen Macht einzuflößen. — Zu der Haupt-Operation hatte Druſus einen Plan entworfen, der von ſeinem unternehmenden Geiſte, ſo wie von ſeinen Feldherrn-Talenten zeugt. Er wollte nähmlich zur See in das nördliche Germanien, und an die Ufer der Ems und der Weſer gelangen, ohne ſeine Truppen durch die in den deutſchen Wildniſſen ſo beſchwerlichen Landmärſche vorher zu entkräften. Er hatte zu dieſem Ende mit einer Arbeit von zwey Jahren einen Canal graben laſſen, der den Rhein und die Yſſel verband. Dadurch hatte er ſich eine ſichere Waſſerſtraße nach den norddeutſchen Küſten geöffnet. (Suet. im Claudius 1. C.) Auf dem Rheine ließ er eine Kriegsflotte erbauen, und verſammelte dort die Transportsſchiffe. Sobald die Rüſtungen vollendet, ſchiffte er die Armee ein, und fuhr den Rhein hinab, durch den erwähnten Canal in die Yſſel, und durch deren Ausmündung in die deutſche See. Er unterwarf, oder gewann zuerſt die zwiſchen den Mündungen des Rheins und der Ems wohnenden Frieſen, und nahm ſie zu römiſchen Bundesgenoſſen auf. Dann bemächtigte er ſich der in der Mündung der Ems gelegenen Inſel Burchana (Borcum), fuhr weiter in dieſem Fluſſe hinauf, und ſchlug die Flottille der Bructerer. Endlich ſchiffte Dru-

ſus längs der Seeküſte bis an die Mündung der Weſer, indeß die frieſiſchen Hülfs-Truppen zu Lande in das Gebieth der kleinen Chauzen vordrangen. Zunächſt an dem Ausfluſſe der Ems, dort, wo jetzt Emden oder Delfzyl liegen, erbaute der Feldherr einen feſten Poſten. — Im Lande der Chauzen wollte er mit ſeiner Flotte über einen See (den Dollart) ſetzen; da geriethen ſeine Schiffe bey der plötzlich eintretenden Ebbe auf den Grund. Aus dieſer großen Gefahr retteten ihn die frieſiſchen Hülfs-Truppen. — Bey Annäherung des Winters führte Druſus ſeine Truppen an den Rhein zurück, und begab ſich ſelbſt nach Rom. (Dio Caſſ. 54. B. 32. C.; Florus 4. B. 12. C.)

Die Operationen wurden im Jahre 11 damit eröffnet, daß Druſus die Armee wieder über den unteren Rhein führte. Er unterwarf die Uſipeter der römiſchen Herrſchaft, ging über die Lippe, und drang durch das Land der Sigambrer bis an die Weſer vor, über welchen Fluß zu gehen, er theils durch den tapfern Widerſtand der Cherusker, theils durch den Mangel an Lebensmitteln, und die Annäherung des Winters gehindert wurde. Er trat daher den Rückmarſch nach dem Rheine an, auf welchem er von den Deutſchen verfolgt wurde. Dieſe erreichten die römiſche Armee in den beſchwerlichſten Defileen, vermuthlich im Paderborniſchen. Doch die übereilte und planloſe Art ihres Angriffs erleichterte es den wohl disciplinirten Legionen, die Feinde mit Verluſt zurück zu ſchlagen, und ſich den Weg nach der Lippe hin zu öffnen, bis an welchen Fluß die Deutſchen den Römern zwar nachfolgten, aber nichts Bedeutendes mehr zu unternehmen wagten. — An der Lippe machte Druſus Halt, und vergönnte ſeiner Armee einige Erhohlung. Auch ſuchte er dort für die Zukunft feſten Fuß zu faſſen, indem er an dem Zuſammenfluſſe der Lippe und des Aliſo (der Alme), bey Lisborn im Münſterlande, eine Feſtung anlegen ließ, die ebenfalls den Nahmen Aliſo erhielt. — Von hier aus wurde zugleich eine Unternehmung gegen die Catten

ausgeführt. Dieſe unterwarfen ſich zum Scheine. Druſus überließ ihnen einen Landſtrich am Rheine, den ehemahls die Ubier bewohnt hatten. Um ſich ihrer Treue noch beſſer zu verſichern, erbaute er auch in dieſer Gegend, am Rheine ſelbſt, eine Feſtung, vermuthlich in der Gegend von Cöln. (Dio C. 54. B. 33. C.; Flor. 4. B. 12. C.; Liv. 138. B.)

Schon im folgenden Jahre (10) warfen die Catten die Maske ab, und vereinigten ſich mit ihren Nachbarn, den Sigambrern, gegen die Römer. Auguſt, der ſich damahls eben im ſüdlichen Gallien befand, ſandte den Druſus gegen ſie. Die Catten wurden theils aufgerieben, theils wieder unter das Joch gebracht. — Deutſche Hülfs-Truppen begleiteten den Druſus in dieſem Feldzuge; beſonders zeichneten ſich die Führer der Nervier, Anectius und Senectius, durch Tapferkeit aus. Druſus ging dann mit Auguſt nach Rom. (Dio Caſſ. 54. B. 36. C.; Liv. 139. B.)

Kaum war der Feldherr entfernt, als die Catten ſich aufs neue empörten. Druſus kam aber (9) eilends von Rom zurück, und ſchlug und bezwang die Aufrührer nach mehreren blutigen Gefechten. Dann führte er die Armee in das Land der Sueven und Marcomanen. Dort mußte er jeden Schritt des Bodens durch Kämpfe erobern, und jeden Sieg mit Römerblut erkaufen. Die außerordentliche Tapferkeit dieſer, auch von den Cheruskern und Sigambrern unterſtützten Völker, und die endloſen Wälder, die ihr Gebieth bedeckten, hielten der Römer Vordringen auf. Florus erzählt: »Druſus hätte aus der reichen, den Marcomanen abgenommenen, Beute einen hohen Hügel als Siegeszeichen errichtet. Dann griff er die mächtigen Nationen der Cherusker, Sueven und Sigambrer an, die ſich zum Kriege gegen die Römer verbunden, und ihren Vertrag dadurch beſiegelt hatten, daß ſie zwanzig gefangene römiſche Centurionen lebendig verbrannten. Des Sieges, ihrer Meinung nach, völlig gewiß, hatten ſie ſich auch ſchon im Voraus in Hinſicht der Beute verglichen, und zwar hatten

ſich die Cherusker die Pferde, die Sueven das Gold und Silber, die Sigambrer die Gefangenen vorbehalten. Aber der Ausgang entſprach ihrer Erwartung nicht. Denn Druſus ſiegte, und vertheilte ihre Pferde, Herdenvieh und Halsketten, ja ſie ſelbſt, als ſeine Beute, oder verkaufte die Gefangenen als Sclaven.« (4. B. 12. C.) — Druſus wendete ſich dann gegen Norden, drang über die Weſer, und durch das Land der Cherusker bis an das linke Ufer der Elbe vor. (Eut. 7. B. 5. C.) Auf dieſem Zuge fand er nirgends bedeutenden Widerſtand. Die Deutſchen begnügten ſich, jede Gegend, der ſich die Römer nahten, mit Weib und Kind, mit Herden und Lebensmitteln, zu verlaſſen. Druſus traf alſo überall auf menſchenleere und nahrungsloſe Einöden. Was ſich noch hier und da an Lebensmitteln fand, wurde beym Vorrücken von ſeinen Soldaten verzehrt, geplündert und verwüſtet. —

So ſtand dann Druſus endlich am Ufer der Elbe, in der mißlichſten Lage, ohne Proviant, von zahlloſen erbitterten Feinden umgeben, und durch eine weite Wüſte vom Rheine getrennt. Der Uebergang über die Elbe war wegen der Breite des Fluſſes, wegen der ernſtlichen Gefechte, welche den Römern mit den am jenſeitigen Ufer zum nachdrücklichſten Widerſtande verſammelten Deutſchen bevorſtanden, und wegen der großen Entfernung von ihren Hülfsquellen, unausführbar. Faſt eben ſo gefährlich war der Rückzug durch das ganz verödete Land bis an den Rhein. Doch mußte ſich Druſus zum Letztern entſchließen. Man glaubt, daß er ſich die Marſch-Straße durch einige an den gefährlichſten Defileen und an den Flußübergängen errichtete feſte Puncte zu ſichern bedacht geweſen ſey. Um ſeine Anweſenheit künftigen Geſchlechtern zu verkünden, ließ Druſus am Ufer der Elbe einige Siegeszeichen errichten, und trat dann den Rückmarſch mit großer Eile an, um den Deutſchen, deren Verfolgung er befürchtete, zu entwiſchen. — Auf dieſem Wege ſtürzte Druſus vom Pferde, und brach ſich das Schienbein. Bey dem Abgange geſchickter Aerzte,

und weil Druſus dem Gewalt-Marſche der Armee, ohne irgend einen Ruheplatz zu finden, folgen mußte, ſtarb er am dreyßigſten Tage darauf, zwiſchen dem Rheine und der Sala, in einem Marſchlager, welches daher den Nahmen des »Verwünſchten« erhielt (Suet. im Claud. 1. C.), — in den Armen ſeines Bruders Tiberius, der auf die Nachricht von ſeiner Krankheit mit unglaublicher Schnelligkeit über Pavia, wohin Auguſt ſelbſt ihn begleitete, an den Rhein geeilet war. — Die römiſchen Soldaten errichteten dieſem geliebten Anführer in der Nähe von Mainz ein Monument, bey welchem jährlich ein Trauerfeſt gehalten wurde; vermuthlich der Eichelſtein in der Nachbarſchaft jener Stadt. Seine Leiche aber wurde nach Rom gebracht, wo ihm in der appiſchen Straße ein Triumphbogen erbauet wurde. Auguſt ſelbſt verfertigte ihm die Grabſchrift, und ſchrieb die Geſchichte ſeines thatenreichen Lebens. Der Senat gab dem tief betrauerten Helden den Ehrennahmen Germanicus, der auch auf ſeinen älteſten Sohn überging. In ſeinen Kriegszügen ſoll Druſus viermahlhunderttauſend Gefangene aus Germanien geführt, und ſie in Gallien am linken Ufer des Rheines angeſiedelt haben. (Eut. 7. B. 5. C.) Aurelius Victor erwähnt der Ueberſetzung der Sigambrer nach Gallien im 3. B. 1. C. — Da war dann in Deutſchland ein ſo tiefer Friede, »daß die Bewohner ganz umgewandelt, das Land verändert, und ſelbſt der Himmel gelinder und ſanfter als vormahls zu ſeyn ſchien?!« (Flor. im 4. B. 12. C.) — Zum Schutze der eroberten Länder hatte Druſus überall, beſonders an der Maas, Elbe (?) und Weſer, feſte Poſten angelegt, und den Rhein-Cordon mit vieler Umſicht angeordnet. Längs dieſem Fluſſe wurden acht Legionen als Beſatzungen vertheilt, und bey fünfzig Caſtelle angelegt, aus denen in der Folge anſehnliche, und größten Theils noch jetzt blühende Städte erwuchſen. Bonna (Bonn) und Geſonia, welches mit dem ſpäteren Moguntiacum (Mainz) für ein und dasſelbe gehalten wird, wurden mit Brücken verſehen, und zu Haupt-

Waffenplätzen eingerichtet. Auch unterhielt Druſus eine Kriegs-Flotille auf dem Fluſſe, welche deſſen Vertheidigungs-Syſtem verſtärkte, die Verbindungen der Beſatzungen erleichterte, und die Zufuhren ſicherte. (Dio C. 55. B. 1. 2. C.; Liv. 140. B.; Suet. im Claud. 1.; Vell. Pat. 2. B. 97. C.; Florus 4. B. 12. C.) —

Der Tod des Druſus, der von den Deutſchen ſo geachtet, als gefürchtet worden war, ermuthigte ſie zu neuen Unruhen. Auguſt kam im Jahre 8 ſelbſt nach Gallien, und ſchickte den Tiber über den Rhein. Die Nähe des Imperators ſcheint die Germanen in Furcht geſetzt zu haben. Mehrere Völker ſendeten Abgeordnete, und bathen um Frieden. Weil die Sigambrer anfangs ſich nicht ſo nachgiebig zeigten, wollte Auguſt keinen Vertrag mit den übrigen Deutſchen eingehen. Als nun aber auch Jene ſich zum Ziele legten, und den Frieden ſuchten, ſchlug Auguſt nicht nur ihr Geſuch ab, ſondern behielt ihre Geſandten gefangen zurück, und vertheilte ſie in verſchiedene Städte, wo ſie ſich, des Lebens überdrüſſig, ſelbſt ermordeten. Den Tiber erhob der Kaiſer zum oberſten Feldherrn, und bewilligte ihm die Ehre des Triumphes. (Dio C. 55. B. 6. C.) — Mehrere zwiſchen dem Rheine, Maine und der Elbe wohnende Völker, verließen damahls aus Furcht vor den Römern ihre bisherigen Wohnländer, und zogen, unter Führung des marcomaniſchen Fürſten Marbod, weit von der gefährlichen Nachbarſchaft, in die damahls noch von den celtiſchen Bojern bewohnten Gegenden. — Im folgenden Jahre (7) riefen neue in Germanien ausgebrochene Unruhen den Tiber von Rom nach dem Rheine. (Dio Caſſ. 55. B. 8. C.) »Siegreich« ſagt Vellejus Paterculus im 2. B. 97. C., »durchzog Tiber faſt alle Theile Germaniens, ohne mindeſten Verluſt der ihm anvertrauten Armee, und bezwang dieſes Land ſo vollkommen, daß er es beynahe in eine zinnsbare Provinz verwandelt hätte. Da erhielt er den zweyten Triumph zugleich mit dem zweyten Conſulate.« — Vierzigtauſend Deutſche

(Sigambrer), die ſich ihm ergeben hatten, führte er nach Gallien, und wies ihnen am Ufer des Rheines Wohnplätze an. (Suet. im Tiber 9. C.) —

Große Hoffnungen hatte Druſus ſeinem Stiefvater gegeben. Groß war auch deſſen Schmerz, als der Tod ihm den edlen, liebenswürdigen Verwandten raubte, welchen er wahrſcheinlich zum Erben des Reiches beſtimmt hatte. Tiberius, zwar berühmt als Feldherr, konnte ſich jedoch, bey ſeinem böſen Gemüthe, weder Zutrauen noch Liebe gewinnen. Auguſt hatte ſeine beyden Enkel, den Cajus und Lucius Cäſar, als Söhne angenommen. Seine Staatsklugheit, und das Mißtrauen, welches er nicht ohne Grund in Tibers Rechtlichkeit und in deſſen Herz ſetzte, riethen ihm, ſich dieſer Prinzen als eines Gegengewichtes gegen die Anſchläge zu bedienen, die Tiber vielleicht ſogar gegen ſeinen Stiefvater und Kaiſer im Sinne führte. Auch hatte Auguſt den Erben ſeines Reiches noch nicht beſtimmt. Jeder der drey Prinzen war alſo gleichſam ein Bittwerber um dieſe Ernennung, und Einer dem Andern dabey als Nebenbuhler gefährlich. — Auguſts Abneigung gegen Tiber ſchien ſeit deſſen letzten Feldzügen in Germanien bedeutend zugenommen zu haben. Der Imperator ſchickte den Prinzen nach Armenien, einen dort entſtandenen Aufruhr zu dämpfen. Tiber glaubte ſich durch die Entfernung vom Mittelpuncte der Regierung gekränkt, und dem Cajus Cäſar nachgeſetzt. Er verbath ſich jenen Auftrag gänzlich, und zog ſich unter dem Vorwande, daß er des Geſchäftslebens und der Ehrenſtellen überdrüſſig ſey, und der Ruhe bedürfe, nach der Inſel Rhodus zurück. Auguſt willigte höchſt ungern in einen Schritt, welcher, indem er ſeinen Stolz kränkte, und ihn in der Meinung von Tibers bösartigem Charakter beſtärkte, ihm zugleich eine Stütze raubte, die er, bey der Jugend ſeiner angenommenen Söhne, und bey ſeinem eigenen weit vorgeſchrittenen Alter, ſo ſehr bedurfte. — Tibers Entfernung währte volle ſieben Jahre. Auguſts Pflegeſöhne wuchſen unterdeſſen

zu Männern heran, und wurden die Hoffnung des Staates, welche Tiber nicht mehr erfüllen zu wollen ſchien. — Doch der Sturm entblätterte ſchnell dieſe viel verſprechenden Blüthen. Cajus Cäſar, der ſeine erſte Waffenprobe als Heerführer gegen die Parther und Armenier abgelegt, ſtarb an den Folgen einer erhaltenen Wunde im Jahre 4 nach Chriſti Geburt. Noch ein Jahr früher ging ihm ſein Bruder Lucius, der, von dem Imperator mit einer politiſchen Sendung nach Spanien beauftragt, zu Maſſilia (Marſeille) erkrankte, in die Ewigkeit voraus. — Tiber befand ſich zur Zeit des Todes dieſer Prinzen ſchon wieder in Rom. Verſchiedene Aeußerungen der alten Schriftſteller drücken den Verdacht aus, daß Tiber zum Tode der beyden Nebenbuhler um den Kaiſerthron mitgewirkt habe. Die bekannte Zweydeutigkeit ſeines Charakters ſcheint dieſe Vermuthungen zu beſtätigen. Der Aufenthalt zu Rhodus war ihm nach fünf Jahren ſchon ſehr zur Laſt geworden. Er erbath ſich die Erlaubniß zur Rückkehr, erhielt ſie aber nicht, und blieb daher noch zwey Jahre auf dieſer Inſel. Endlich im Jahre 3 erlaubte ihm Auguſt, wieder in Rom zu erſcheinen, wo er aber Anfangs, zurückgezogen von allen Staatsgeſchäften, als Privat-Mann lebte. Nach Cajus Cäſars Tode nahm Auguſt den Tiber an Sohnes Statt an, da er alle ſeine übrigen Verwandten, auf welche er ſeine und des Reiches Hoffnungen begründet, außer des Druſus Sohn, Germanicus, bereits verloren hatte. Dieſer Letztere aber war damahls nur erſt ein Jüngling von 19 Jahren, und Tiber hatte nach dem nähern Grade der Verwandtſchaft, ſo wie durch die wichtigen Dienſte, welche er dem Kaiſer und Reiche bereits geleiſtet, weit größere Anſprüche. Tiber hatte ſeine Feldherrntalente, ſeine Geſchicklichkeit in der Kunſt, Krieg zu führen, und die Kriegszucht zu erhalten, ſeinen Scharfblick, ſeine Menſchenkenntniß, ſchon bewieſen, und ſchien daher ganz geeignet, als Monarch einen ſo großen Staat zu regieren. Dabey aber war ſeine Lebensweiſe hart

und rauh. Die kalte Bedächtlichkeit in ſeinem Benehmen, und eine tiefe Verſtellungskunſt ſetzten ſeine guten Eigenſchaften in Schatten. Tiberius nahm ſeinen Neffen Germanicus auf Auguſts Befehl zum Sohne an. Er ſelbſt wurde nun mit der Macht und den Ehrenſtellen bekleidet, welche dem Thronerben des größten Reiches der Welt zuſtanden. —

Die Entfernung Tibers von der Leitung des Heeres hatte die kaum beruhigten Germanen mit neuen Hoffnungen auf Rache und Freyheit erfüllt. »Germanien empörte ſich, weil deſſen Bezwinger die Augen von dieſem Lande gewendet.« (Vell. Pat. 2. B. 100. C.) Mit Blitzesſchnelle drang der Ruf »zu den Waffen« vom Rheine zur Elbe. Lucius Domitius Ahenobarbus führte vom Jahre 6 bis 1 vor Chr. G. den Oberbefehl in Deutſchland. Er ſchlug die Aufrührer, ging über die Elbe, drang tiefer in Germanien ein, als je Einer ſeiner Vorgänger, und verdiente ſich die Ehrenzeichen des Triumphes. (Tac. Annal. 4. B. 44. C.; Suet. im Nero 4. C.) Aber die Nord-Deutſchen müſſen wohl in einer ſehr furchtbaren Stellung die Römer empfangen haben; denn Auguſt, zufrieden, Germanien vom Rheine bis zur Elbe unterjocht zu haben, erklärte ſeine Abneigung, die Eroberungen über die Elbe auszudehnen. Er verboth es ſeinen Feldherrn, dieſen Fluß jemahls mehr zu überſetzen, damit die jenſeitigen Völker nicht aufgeregt würden. (Strabo 7. B. 1. C. 4.) —

Schon in den Jahren 1 bis 3 nach Chr. Geb. hatten in Germanien wieder unruhige Bewegungen Statt gefunden. Sie ſcheinen nicht ſehr bedeutend geweſen zu ſeyn, da der Statthalter Marcus Vinicius mit den gewöhnlichen Beſatzungen ſeiner Provinz hinreichte, ſie zu beſchwichtigen. Doch erzählt Vellejus, »dieß ſey ein ungeheurer Krieg geweſen. Vinicius habe ihn bald angriffsweiſe, bald ſich vertheidigend, doch überall mit Glücke, geführt. Er habe deßwegen eine Triumphſäule mit einer ſeine Thaten aufzählenden Inſchrift erhalten.« (2. B. 104 C.) — Aber im Jahre 4 erregten die Deutſchen

und Gallier einen weit um ſich greifenden Aufſtand, welchen Vinicius vergeblich zu dämpfen ſuchte. Tiber ſelbſt mußte bald, nachdem er von Auguſt zum Sohne angenommen worden, zu der in Gallien ſtehenden Armee eilen. Er führte dieſelbe nach Belgien, und unterwarf zuerſt die Caninefater, welche nördlich von der bataviſchen Inſel wohnten. Dann ging er über die Yſſel, bezwang die Chatuarier, Bructerer und Cherusker, und drang über die Weſer bis gegen die Elbe vor. Der eingetretene Winter (es war bereits December) hinderte die Fortſetzung der Operationen. Tiber begnügte ſich mit den erkämpften Vortheilen, verlegte ſeine Armee in die Winter-Quartiere am Urſprunge der Lippe, und ging mitten im Winter nach Rom. (Vell. Pat. 2. B. 105. C.) — In dem Feldzuge des Jahres 4 hatten die Römer keine großen Schlachten zu liefern gebraucht, indem die Deutſchen ſich immer ausweichend zurückzogen. Tiberius war noch größer in der Politik als im Felde. Er entwaffnete durch Unterhandlungen mehrere germaniſche Völker, die zu unterjochen, bis dahin den Römern noch nicht gelungen war, und verband ſie zur Anerkennung der römiſchen Obergewalt. Einige deutſche Fürſten, z. B. die Cherusker Segimer und Segeſtes, ſchloſſen Freundſchaftsbündniſſe mit Rom, welche ihnen zwar den ruhigen Beſitz ihrer Gebiethe verbürgten, aber auch den tödtlichen Haß ihrer Unterthanen und Landsleute zuzogen. Des Erſteren Söhne, Arminius, der ſpäter ſo berühmte Beſieger der Römer, und Flavius, nahmen ſogar Dienſte im römiſchen Heere, machten mit demſelben mehrere Feldzüge, und wurden mit dem Bürgerrechte, dem Adel, und mit militäriſchen Würden belohnt. (Tac. Ann. 2. B. 9. u. 10. C.; Vell. Pat. 2. B. 118. C. — Siehe dieſes Bandes I. Abſchn., S. 120, 121.) —

Im Jahre 5 eröffnete Tiber den Feldzug mit einer Unternehmung gegen die an der Seeküſte zwiſchen den Mündungen der Ems und der Elbe wohnenden Chauzen. Ganz Ger-

manien« ſagt Vellejus Paterculus im 2. B. 106. C., »wurde durchzogen. Völker wurden beſiegt, deren Nahmen man noch nie gehört. Die Stämme der Chauzen wurden unterjocht; ihre ganze, unglaublich zahlreiche Jugend, Leute von rieſenmäßiger Statur, der ſie begünſtigenden Lage des Landes ungeachtet, genöthigt, die Waffen zu ſtrecken, und ſammt ihren Oberhäuptern, von den glänzenden Waffen unſers Heeres umringt, vor dem Tribunal des Feldherrn um Gnade zu bitten. Die Longobarden, ein ſelbſt unter den Deutſchen noch wegen ſeiner Wildheit bekanntes Volk, wurden bezwungen. Endlich, was nie gehofft, noch verſucht worden, das Heer pflanzte an der Elbe, dort wo ſie längs den Gränzen der Senonen und Hermunduren fließt (in Sachſen), ſeine Adler auf. Dort vereinigte ſich die Flotte, durch die Fürſorge und das Glück des Feldherrn recht zur abgemeſſenen Zeit, mit der Armee. Sie hatte den Buſen des Oceans durchſegelt, fuhr aus einem bisher ganz unbekannten Meere die Elbe hinauf, nachdem ſie mehrere Völker beſiegt, und Bedürfniſſe aller Art für die Truppen eingenommen hatte.« — »Glücklich ging dieſer Feldzug zu Ende. Alle Völker und Länder, die Tiber betrat, wurden beſiegt, und die Armee zog in den beſten Umſtänden in die Winter-Quartiere ein. Nur ein einziges Mahl war ſie liſtiger Weiſe vom Feinde angegriffen worden, der aber mit großem Verluſte zurückgeſchlagen wurde. — Tiber eilte, ſo wie im vorigen Jahre, nach beendigtem Feldzuge nach Rom.« (Vell. Pat. 2. B. 107. C.) — »Nun gab es in Deutſchland keine Feinde mehr zu überwinden, als die Marcomanen, welche, von Marbod aus ihrer Heimath geführt, nach dem innerſten Deutſchland geflüchtet waren, und jetzt die von dem hercyniſchen Walde umſchloſſenen Länder bewohnten.« (Vell. Pat. 2. B. 108. C.) — Tiberius wurde mit dem Titel Imperator beehrt, und Cajus Sentius Saturninus, der als des Kaiſers Legat unter Tiber gedient hatte, nun aber als Statthalter den eroberten Theil Germaniens verwaltete, er-

hielt die Inſignien des Triumphes. Die Germanen bathen jetzt, aus Furcht vor dieſen beyden Feldherren, zum zweyten Mahle um Frieden. Dem Volke, das frühere Verträge immer ſo ſchnell gebrochen, wurde ihre Bitte dieſes Mahl gerne bewilligt, weil ſo eben unter den Dalmaten und Pannoniern eine gefährliche Empörung ausbrach, die alle Streitkräfte des Reiches zu ihrer Unterdrückung erforderte. (Dio Caſſ. 55. B. 28. C.) —

Der Marcomanenkönig Marbod hatte in dem kurzen Zeitraume von zwölf Jahren ſein neues Reich Bojohemum auf eine Stufe der Macht erhoben, welche die Aufmerkſamkeit und die Beſorgniſſe der Römer erregte; denn in Pannonien und im Noricum gränzten ſie als Nachbarn mit ihm, und durch die in den beyden letzten Feldzügen in Germanien gemachten Eroberungen, waren ſie ihm auch an der Elbe nahe gekommen. — Dieſer Monarch hatte weniger durch ſeinen Muth, als durch die Mittel, die ihm ſein Geiſt und ſeine einſichtsvolle Politik eingaben, das hohe Ziel erreicht, das ſich ſein Ehrgeitz vorgeſetzt, und nach welchem alle ſeine Handlungen ſtrebten. Aus einer adelichen marcomaniſchen Familie, die an den Ufern des Mains wohnte, geboren, durch körperliche und geiſtige Anlagen ausgezeichnet, von erhabenen Geſinnungen belebt, war er ganz zu der großen Beſtimmung geeigenſchaftet, der Stifter eines mächtigen Reiches zu werden. In ſeiner rohen Nation fand er keinen Nebenbuhler, der an natürlichen Anlagen, aber auch keinen, der an Kenntniſſen ihm gleich gekommen wäre; denn Marbod hatte ſeine Jugend zu Rom verlebt, wo er ſeinen Geiſt bildete, und von Auguſt mit allen Arten von Auszeichnungen überhäuft wurde. Die Ueberlegenheit ſeines Verſtandes, und die in die Augen fallenden großen Fähigkeiten Marbods bewogen die Marcomanen, ihn bey ſeiner Rückkunft aus Italien zu ihrem Könige zu erwählen. — In Marbods Herzen wogten zwey mächtige Leidenſchaften: Begierde nach Größe, und Haß gegen die Rö-

mer. Die Siege des Druſus hatten Deutſchland erſchüttert. Die Römer bedrohten deſſen Freyheit; neben ihnen konnte kein Deutſcher mehr groß ſeyn, noch weniger aber ein neues Reich gründen, was Marbods feurigſter Wunſch war. Er beſchloß daher, ſich weit von den verhaßten und gefürchteten Nachbarn hinweg zu ziehen, und ſeine ſiegende Beredſamkeit bewog die Marcomanen, Quaden, und andere ſueviſche Völker, mit ihm ein Vaterland zu verlaſſen, das auf dem Puncte ſtand, ſeine Selbſtſtändigkeit zu verlieren. Er wendete ſich gegen Oſten, und ſetzte ſich durch Waffengewalt in den Beſitz Bojohemums. »Marbod, von edlem Stamme, kraftvollem Körper, kühnem Geiſte, mehr ſeiner Herkunft, als ſeiner Bildung nach ein Barbar, erhielt die Herrſchaft über ſein Volk nicht durch eine Revolution, nicht durch blinden Zufall, nicht durch den veränderlichen Sinn des Volkes, oder durch den Willen ſeiner Verwandten. Aber um ſeine Herrſchaft und die königliche Gewalt für immer zu befeſtigen, beſchloß er, ſein Volk weit von den Römern hinweg zu führen, und ſich in Gegenden niederzulaſſen, wo er, der zwar den noch mächtigeren Römerwaffen wich, ſeine eigene Waffenmacht über alle Nachbarn erheben könnte.« (Vell. Pat. 2. B. 108. C.) —

Marbod beherrſchte Bojohemum als König, und breitete ſeine Eroberungen nach allen Seiten aus. In den wenigen Jahren, ſeitdem er das neue Reich gegründet, hatte er die Bojer mit den Marcomanen zu einem Volke vereinigt, mehrer Nachbarvölker ſich unterworfen, die übrigen, z. B. die Longobarden, Senonen, Hermunduren und Nariſker, zu einem Schutz- und Trutzbündniſſe vereinigt. Gegen Weſten war ſein Reich durch den, den Römern bisher unzugänglichen, bis an den Rhein ſich erſtreckenden hercyniſchen Wald, gegen Norden durch alle zwiſchen der Elbe, der Weichſel und der Nordſee wohnenden deutſchen Völkern gedeckt. — Er war unumſchränkter Monarch. Seine Beſchlüſſe, die keinem langweiligen Volksrathe, wie bey den übrigen deutſchen Nationen,

vorgelegt zu werden brauchten, gewannen dadurch an Schnelligkeit und Kraft der Ausführung. Er hielt eine Leibwache, und ein ſtehendes Heer von 70,000 Fußgehern und 4,000 Reitern (Vell. Pat. 2. B. 109. C.), welche ganz nach römiſcher Art disciplinirt, und unaufhörlich in den Waffen geübt wurden, auch durch die ſteten Kämpfe mit den Nachbarvölkern im Kriege wohl erfahren waren. Sein Reich both Jedem eine Freyſtätte, der ein von Rom unterjochtes Vaterland verlaſſen hatte, oder ſonſt, von Haß und Rache gegen dieſe Eroberer angetrieben, deren verderbliche Nähe vermied. — Marbods Benehmen gegen die Römer, und die Aeußerungen ſeiner Geſandten, die er bey verſchiedenen Gelegenheiten in das römiſche Haupt-Quartier ſchickte, beleidigten den Stolz und den Eigendünkel der Weltbeherrſcher. Entſchloſſen forderte Marbod von der römiſchen Regierung die nähmliche Achtung und ehrende politiſche Behandlung, welche Rom von allen Nationen der bekannten Erde beſtimmt erwartete, von ſeiner Seite aber, im übermüthigen Gefühle ſeiner Macht, keinem andern Staate zugeſtehen wollte. »In jeder politiſchen Verhandlung mit Rom zeigte er, daß er zwar die Römer nicht vorſetzlich zu kränken ſuche. Aber er ließ es deutlich merken, daß es ihm für den Fall, wenn er angegriffen würde, weder an Muth, noch Kraft gebreche. Marbods Geſandten führten gegen Auguſt bald die Sprache der Unterwürfigkeit; bald behandelten ſie ihn als ihres Königs Gleichen. Was Marbod auch thun mochte, ſeine inneren feindſeligen Geſinnungen zu verhehlen: ſie leuchteten überall hervor.« (Vell. Pat. 2. B. 109. C.) — Rom, das nun bereits ſeine Herrſchaft in Nord-Deutſchland bis an die Elbe ausgedehnt hatte, durfte keinen mächtigen Staat, der ſeinen künftigen Eroberungsplanen in den Weg treten konnte, neben ſich dulden. »Augenſcheinlich wollte Marbod mit den vorbereiteten Streitkräften ganz andere Entwürfe ausführen, als er bisher verrieth. Seine Stellung erweckte Rom Beſorgniſſe. Ein Theil Germaniens lag Bojohemum zur Lin-

ken; ein Theil vor ihm; Pannonien zur Rechten; im Rücken Noricum. Alle dieſe Provinzen bedrohte Marbod; allen war er gleich fürchterlich. Selbſt Italien zitterte vor dem Anwachſen ſeiner Macht; denn von Bojohemums Gränzen bis zu den äußerſten, Italien begränzenden Alpen betrug die Entfernung nur zweyhundert römiſche Meilen.« (Vell. Pat. 2. B. 109. C.) — Tiber hatte ſchon lange den Entſchluß genährt, dieſen König, der es wagte, ſich einem römiſchen Herrſcher gleich zu achten, und in welchem Rom ein mit jedem Tage fürchterlicherer Feind erwuchs, zu demüthigen. Jetzt, im Jahre 6 nach Chriſti Geburt, glaubte er, der Zeitpunct ſey gekommen, dieſen Plan auszuführen. —

Tiberius commandirte damahls die in Illyrien und Pannonien ſtehende Armee. Das römiſche Heer in Germanien wurde von dem Statthalter Sentius Saturninus befehligt. Tiber entwarf den Plan, den Marbod von zwey Seiten zu gleicher Zeit anzugreifen. Sentius ſollte dieſem gemäß durch den hercyniſchen Wald Straßen hauen laſſen, und mit ſeinen Legionen von Weſten gegen Bojohemum vorrücken. Tiber verlegte ſein Haupt-Quartier nach Carnuntum, einer römiſchen Gränzfeſtung gegen die Marcomanen in Ober-Pannonien. Alles, was von römiſchen Truppen im Illyricum und Noricum nur immer entbehrlich ſchien, ſammelte ſich dort in ein Lager. Tiber ließ Vorbereitungen zur Ueberſetzung der Donau treffen, und wollte alſo den Marbod von Süden her angreifen. — Schon ſtand Tiber nur fünf Märſche von den feindlichen Vor-Truppen entfernt. Schon hatte ſich Sentius von der andern Seite Bojohemums Gränzen genähert, und ein faſt gleich großer Zwiſchenraum trennte ihn von dem feindlichen Heere. Er hatte bereits den Befehl erhalten, vorzurücken, ſo daß die Vereinigung beyder Armeen in wenigen Tagen vollzogen, und dann der Hauptſchlag gegen den Marbod ausgeführt werden konnte. Da brach der fürchterlichſte Aufſtand in Pannonien und Dalmatien aus. Die dringende Ge-

fahr des unbeſchützten, von den nahen Feinden aufs äußerſte bedrohten Italien rief die Armee nach dem Süden zurück, und die Unternehmung gegen Marbod und Bojohemum mußte augenblicklich aufgegeben werden. (Vell. Pat. 2. B. 108. — 110. C.) —

Die Dalmaten und Pannonier hatten den Druck des ihnen auferlegten Tributs ſtets ſchwer empfunden, und ergriffen mit Sehnſucht jede Gelegenheit, das verhaßte Joch abzuwerfen. Seit einer Reihe von Jahren hatten ſich die Aufſtände in dieſen Ländern oft wiederhohlt. Der Römer Siege hatten ſie zwar immer ſchnell unterdrückt, und der Freyheitskampf war von kurzen Augenblicken ſcheinbarer Ruhe unterbrochen worden. Doch nach jeder Niederlage, nach jedem von der Uebermacht ihnen abgezwungenen Stillſtande der Waffen, fanden dieſe Völker in ihrer glühenden Freyheitsliebe die Stärke zur neuen Erhebung. Das ſeit hundert und fünfzig Jahren oft gedemüthigte Dalmatien wurde von den Römern für ſo erſchöpft gehalten, daß ſie es aller ferneren Kraftäußerungen völlig unfähig hielten. Als Auguſt die Verwaltung der Provinzen mit dem Senate theilte, war daher Dalmatien nicht unter die militäriſchen oder imperatoriſchen, ſondern in die Reihe der bürgerlichen oder ſenatoriſchen Provinzen geſetzt worden. Aber dieſes Vertrauen wurde durch die Aufſtände in den Jahren 16 — 9 v. Chr. G. geſtört. Sobald die Ruhe in Dalmatien wieder hergeſtellt worden, nahm der Imperator dieſe Provinz unter ſeine eigene Verwaltung. Die Urſachen der allgemeinen Unzufriedenheit, die unerſchwinglichen Auflagen und die Erpreſſungen der Verwaltungsbeamten, wurden aber nicht gehoben, und ſo lebte der glühendſte Haß gegen die Römer in der Bruſt jedes Dalmaten fort. —

Dalmaten und Pannonier hatten in den letzten Jahren des Friedens ſich von den erlittenen Niederlagen bereits erhohlt, und waren zum Gefühl ihrer wieder erwachten Kraft gelangt. Valerius Meſſalinus, der Statthalter dieſer beyden

Provinzen, zog im Jahre 6 mit dem größten Theile der in jenen Ländern aufgeſtellten Truppen an die Donau, und vereinigte ſich bey Carnuntum mit Tiber. In den Provinzen hatte er eine bedeutende Zahl Recruten zu ſtellen angeordnet, die der Armee nachgeſchickt werden ſollten. Da erhoben ſich die Bewohner zum Aufruhr, und beſchloſſen, noch ein Mahl den Kampf für die Freyheit zu wagen. Mit Blitzesſchnelle verbreitete ſich die Empörung über einen Landſtrich, der 800,000 Männer zählte. Ein Heer von 200,000 Fußgängern und 9000 Reitern ſtand in wenig Tagen unter den Waffen. Dieſes ſollte in drey Armeen vertheilt operiren, und zwar das eine Corps über Nauportus und Tergeſte nach Italien einfallen; ein anderes Macedonien überſchwemmen; das dritte Corps endlich die eigenen Gränzen decken. Die drey Hauptanführer waren ein dalmatiſcher Fürſt Bato, ein pannoniſcher Feldherr gleiches Nahmens, und ein zweyter Pannonier Pinnes. Die Aufrührer glaubten die Römer bereits mit Marbod im Kampfe verwickelt. Sie hofften, daß die Germanen von ihrer Seite ebenfalls mit größter Anſtrengung die gemeinſchaftlichen Feinde angreifen würden. (Suet. im Tiber 17. C.) Vermuthlich waren auch gleichzeitige Unternehmungen verabredet worden. Wären die Römer von beyden Seiten zugleich angefallen, und dadurch ihre Lage bedenklich geworden, ſo hätten gewiß auch die Gallier im Weſten, die Alpenvölker im Süden ſich erhoben, und dann ſtand Rom am Rande des Verderbens! — Doch übereilter Eifer verführte die Pannonier und Dalmaten zum vorſchnellen Ausbruch. Die Germanen blieben unthätig, und Marbod ließ den Tiber in Ruhe von ſeinen Gränzen hinweg ziehen. Ein Vertrag wurde zwiſchen Tiber und Marbod abgeſchloſſen, und ſicherte den Römern den Rücken, in welchen dieſer König mit ſeinem vortrefflichen, 80,000 Mann ſtarken Heere vernichtend hätte vordringen können. (Tac. Ann. 2. B. 46. C.) —

Die Dalmaten ſahen in ihrer eigenen, zum römiſchen

Kriegsdienſte ausgehobenen Jugend die Kraft ihres Landes verſammelt: denn dieſe Recruten waren in den Garniſonen zurückgeblieben, um die Waffenübungen fortzuſetzen, indeß die Legionen ſchon zum Heere an die Donau eilten. Fürſt Bato entflammte den Muth des Volkes, und die jungen Soldaten wendeten ihre Waffen kühn gegen die im Lande gebliebenen Römer. Kaum hatten die Dalmaten die Fahne der Empörung erhoben, ſo zögerten die Pannonier nicht, ihrem Beyſpiele zu folgen. »Die Pannonier« ſagt Paterculus (im 2. B. 110. C.), »waren mit der Kriegszucht und der Sprache der Römer wohl bekannt. Viele aus dieſem Volke waren mit den Wiſſenſchaften vertraut, und hatten ihren Geiſt gebildet. Darum hatte auch nie ein Volk ſo ſchnell den Krieg ſelbſt auf den Entſchluß zum Kriege folgen laſſen, ſo eilig die Ausführung betrieben.« — In beyden Provinzen wurden die römiſchen Bürger überfallen, die Kaufleute ermordet, und in den vom römiſchen Heere entfernten Gegenden die Poſten angegriffen, und die Beſatzungen niedergehauen. Macedonien war ſchnell erobert, und dieſes Land mit Feuer und Schwert verheeret. Die erſten römiſchen Abtheilungen, die gegen die Rebellen zogen, wurden geſchlagen. Der pannoniſche Bato ſuchte Sirmium zu überfallen, wurde aber von dem Statthalter Möſiens, Cäcina Severus, der mit einigen zuſammen gerafften Truppen nach Pannonien geeilet war, in ſeinem Lager an der Drave überraſcht, und, obwohl auch mit großem Verluſte der Römer, beſieget. Bato zog ſich unverfolgt zurück, und verſtärkte ſein Heer durch neue Werbungen. — Der dalmatiſche Bato griff Salona an. Durch einen Steinwurf verwundet, konnte er ſelbſt zwar für den Augenblick nichts Bedeutendes mehr ausführen; aber ſeine Unter-Befehlshaber verwüſteten die Seeküſte bis Apollonia, und ſchlugen ein römiſches Corps. —

Ungemeinen Schrecken verbreitete dieſer Krieg unter den Römern. Auguſt ſelbſt war von Beſorgniß und Kummer ergriffen. Er ſeufzte im Senate: »in zehn Tagen könne der

Feind vor Rom ſtehen, wenn nicht jede Kraft aufgebothen würde!« — Mit größter Eile wurden die Werbungen betrieben; die Veteranen wurden aus den nächſten Provinzen zu den Waffen gerufen; die wohlhabenden Römer mußten ihre Sclaven zum Kriegsdienſte freylaſſen, Senatoren und Ritter durch freywillige Steuern die Kriegs-Caſſe füllen. Indeß konnten alle dieſe Zurüſtungen nicht ſo ſchnell ausgeführt, und angewendet werden, als die dringende Gefahr wohl gefordert hätte. Tiber wurde der Oberbefehl anvertraut, der den Meſſalinus mit einem ſtarken Corps eilends nach Dalmatien vorausſchickte, und mit der Hauptmacht ohne Zögern folgte. Der dalmatiſche Bato ging dem Meſſalinus, mit dem ſich auch Cäcina vereinigt hatte, entgegen. Kaum waren ſich die Armeen im Geſichte, als die Gefechte mit unbeſchreiblicher Wuth und Erbitterung begannen. Bato erfocht anfangs bedeutende Vortheile, wurde aber bald darauf in einen Hinterhalt gelockt, und geſchlagen. — Kurz darauf ſah ſich Meſſalinus mit der zwanzigſten Legion, die nur zur Hälfte vollzählig war, von zwanzigtauſend Dalmaten umringt, zerſtreute aber dieß feindliche Heer. Wegen dieſer Heldenthat erhielt er die Ehrenzeichen des Triumphes. —

Jetzt war nun auch Tiber auf dem Schauplatze des Krieges eingetroffen, und hatte die Leitung der Operationen übernommen. Er bemühte ſich, die Feinde mehr durch kunſtvolle Bewegungen, als durch Schlachten zu beſiegen. Hunger, erregte Zwiſte, Beſtechungen der Anführer kannte er als die wirkſamſten Mittel, Volksaufſtände zu beſchwichtigen, und wußte, ſie mit kluger Wahl anzuwenden. Seine Armee beſtand aus fünfzehn Legionen, außer vielen Truppen der Bundesgenoſſen. Aber dieſe Streitkräfte mußte er auf eine lange Linie vertheilen, um einen großen Theil des empörten Landes in ſeiner Gewalt zu behalten, und die rückwärts gelegenen Provinzen zu decken. Er war auch nicht geneigt, wagend das Blut ſeiner Krieger zu verſchwenden, oder folgenloſe Vortheile

mit großen Opfern zu erkaufen Er ſuchte ſeinen Ruhm in der Sicherheit ſeiner Unternehmungen. Die Kampfluſt der Truppen konnte ihn nie bewegen, das Schickſal des Reiches dem Zufalle Preis zu geben. — Tiber wendete ſich gegen das Heer des pannoniſchen Bato, rieb es durch kleine Gefechte auf, und umſchloß die Pannonier durch künſtliche Stellungen ſo enge, daß ſie vom Mangel aufs Aeußerſte gebracht wurden. Doch nahm Bato die angebothene Schlacht nicht an, ſondern zog ſich auf den Berg Almus (Claudius) zurück, wo er ſich mit dem dalmatiſchen Bato vereinigte. — Cäcina Severus, allein mit ſeinen Legionen, nahte dieſer Stellung. Der Thracier König, Rhymetalces, führte den Vortrab, und ſiegte in einem Scharmützel. Aber gegen Cäcina vertheidigten ſich die Verbündeten mit größter Entſchloſſenheit. — Dacier und Sarmaten waren indeß in Möſien eingefallen. Cäcina mußte zum Schutze der eigenen Provinz zurück eilen. — Tiber und Meſſalinus ſtanden bey Segeſte (Siscia), und bothen den Feinden vergeblich die Schlacht. Dieſe zogen es vor, die Länder jener römiſchen Bundesgenoſſen plündernd heimzuſuchen, die nicht mit ihnen gemeine Sache machen wollten. Der Gegend kundig, leicht bewaffnet, im kleinen Kriege wohl erfahren, trugen ſie ihre Verheerungen überall hin, ohne daß die Römer die ſo behenden Feinde zu verfolgen und zu erreichen vermochten. Noch ein Mahl drangen ſie in Macedonien ein, wurden aber von dem Könige Rhymetalces und deſſen Bruder Rhascyporis geſchlagen. — Tiber legte die Winter-Quartiere mit großer Vorſicht an, ſo daß der Feind nicht über die Linien herausbrechen, noch aus den Ländern im Rücken der römiſchen Armee Verſtärkungen oder Zufuhren erhalten konnte. (Dio C. 55. B. 28. — 30. C.; Vell. Pat. 2. B. 110. — 112. C.) —

Tibers anſcheinende Unthätigkeit in dieſem Feldzuge hatte weder im Heere, noch zu Rom Beyfall gefunden. Auguſt ſelbſt gerieth auf den Argwohn, daß der Prinz den Krieg mit Vorbedacht durch deſſen ſchläfrige Führung in die Länge zu

ziehen ſuche, um auch deſto länger die Kriegsmacht unter ſeinen Befehlen zu behalten. Der Kaiſer ſchickte daher im Jahre 7 den Germanicus mit den in Italien aufgebrachten Verſtärkungen nach Pannonien. Die Thätigkeit des jungen feurigen Prinzen, ſo wie die offene Rechtlichkeit ſeines Gemüthes, die ſich in jeder ſeiner Handlungen ausſprach, war dem Kaiſer eben ſo für den Eifer, den er in die Ausführung ſeiner Aufträge legen würde, als für ſeine Treue Bürge: Dem Jünglinge war ein Antheil an dem Oberbefehle des Heeres übertragen, das außer zehn ganzen Legionen, noch 70 Cohorten, vierzehn Flügel Reiterey, 10,000 Veteranen, die leichten Reiter des thraciſchen Königs, und eine Menge Freywilliger begriff. — Tiber ließ den neu angelangten Truppen einige Tage zur Erhohlung. Dann ſetzte er ſich mit der ganzen Armee in Bewegung, und machte einen weiten, mit vielen Beſchwerlichkeiten verbundenen Marſch, deſſen Richtung und Zweck wir aber nicht kennen. Nur erzählt Paterculus, der Feind hätte es nicht gewagt, das vereinigte Heer anzugreifen. Als in der Folge Tiber die Armee zu groß, und daher zu ſchwer zu leiten und zu verpflegen fand, und ſie in mehrere Corps zertheilte, hätte die Furcht für ihr eigenes Land jede Nation abgehalten, den Tiber mit ihrer ganzen Macht anzufallen. — Durch die weiſe geleiteten Bewegungen ſchnitt Tiber den Heeren der Verbündeten alle Zufuhren ab, verdrängte ſie aus ihren vorzüglichſten Poſten, brachte ſie durch Hunger aufs Aeußerſte, hatte ihnen aber auch bereits eine ſolche Ehrfurcht vor den römiſchen Waffen eingeflößt, daß ſie entſcheidende Schlachten ſorgſam vermieden. Sie wurden allmählich aus den Ebenen in die nahrungsloſen Gebirge gedrängt, wo ſie ſich verſchanzten. —

Die übrigen römiſchen Feldherren durchſtreiften mit ihren Corps das Land, ohne etwas Bedeutendes zu unternehmen. Nur Germanicus ſchlug den dalmatiſchen Stamm der Mazäer, und verheerte deſſen Gebieth. — Im Spätherbſte führte Tiber die große Armee in die Cantonirungen, und nahm ſein Haupt-

Quartier in Segeſte. — Die Macedonien verwüſtenden Feinde zu entfernen, wurde von den in jener Provinz aufgeſtellten römiſchen Truppen ein Verheerungszug nach Dalmatien ausgeführt. Die feindlichen Streif-Corps wichen nun zwar aus dem flachen Lande in die Gebirge, wiederhohlten aber, ſo oft ſich eine gute Gelegenheit zeigte, ihre Einfälle in die macedoniſchen Ebenen. — Cäcina Severus, nachdem er ſeine Provinz Möſien gegen Dacier und Sarmaten geſichert, kehrte mit fünf Legionen und vielen Bundes-Truppen im Sommer zur Hauptmacht nach Pannonien zurück. Die beyden Feldherren Bato legten ſich auf ſeiner Marſch-Straße in Hinterhalt. Ohne die gewöhnlichen Vorſichtsmaßregeln getroffen, ohne des Feindes Bewegungen erkundet zu haben, bezog das Römerheer ein Lager bey den volcäiſchen Sümpfen, und ſah ſich unvermuthet auf allen Seiten von Feinden umrungen. Die thraciſche Reiterey war bereits zerſtreut; die Hülfs-Truppen der Bundesgenoſſen waren geſchlagen; die Cohorten zurück gedrückt; die Adler in Gefahr; der Lager-Präfect, mehrere Tribunen und Centurionen gefallen. Da belebte ſich die Tapferkeit der anfangs beſtürzten Legionen aufs neue. Unwiderſtehlich brachen ſie durch den Kreis der Feinde, zerſprengten ſie gänzlich, und gewannen einen vollſtändigen Sieg. (Dio C. 55. B. 30. — 32. C.; Vell. Pat. 2. B. 112. 113. 114. C.) —

Die Mehrzahl des Volkes in Pannonien und Dalmatien zeigte ſich im Jahre 8 zum Frieden geneigt. Den Winter hindurch hatte der Mangel an Lebensmitteln eine drückende Hungersnoth hervorgebracht. Der Genuß von ungeſunden Kräutern und Wurzeln zog anſteckende Krankheiten nach ſich. Das Volk war durch Elend jeder Art entmuthigt und erſchöpft. Doch die Häupter der Empörung, die von den Römern keine Gnade hoffen durften, ſetzten ſich gegen die allgemeinen Wünſche, und verhinderten es, daß Unterhandlungen angefangen würden. Wir kennen die Ereigniſſe nicht, welche im Laufe dieſes Feldzugs die Trennung der Pannonier von den Dalmaten zur

Folge hatten. Wir wiſſen nur, daß die Pannonier zur Ergebung gezwungen wurden. Am Fluſſe Bathinus legte das zahlreiche Heer, das vor Kurzem noch Italien mit Knechtſchaft bedrohte, die Waffen nieder. — Germanicus zog dann gegen die Dalmaten. Er belagerte eine ihrer feſten Städte. Ein deutſcher Ritter, Pullio, warf einen Stein aus einem Wurfgeſchütze ſo glücklich, daß eine Mauerzinne mit der darauf geſtellten Schildwache herabſtürzte. Dieſer Zufall ſetzte die Belagerten in eine ſolche Furcht, daß ſie die Stadt räumten, ſich in das Schloß zurückzogen, und auch dieſes bald darauf übergaben. — Der dalmatiſche Bato erſchien nun, den Frieden zu unterhandeln, vor Tibers Richterſtuhle. Dieſer fragte ihn: »wie es ſeiner Nation habe in den Sinn kommen können, ſich zu empören, und den Krieg ſo hartnäckig fortzuſetzen.« — Des Bato Antwort lautete: »Dieß iſt der Römer eigene Schuld. Ihre Herden zu hüthen, ſollten ſie Hunde und Hirten ſchicken; uns aber ſchickte man Wölfe.« — Unterdeſſen hatte der panoniſche Bato den Fürſten Pinnes den Römern ausgeliefert. Er erhielt zum Lohne die Herrſchaft über ſeinen Stamm, die Breuker. Der Verräther war durch dieſe ſchändliche Handlung ſeinen Unterthanen ſo verhaßt geworden, daß er in den feſten Plätzen ſeine Sicherheit ſuchen mußte, und überall Geißeln von den Einwohnern aushob. Der dalmatiſche Bato lauerte ihm auf, und ſchlug ihn. Der Beſiegte warf ſich in eine kleine Feſtung, deren Einwohner ihn an die Dalmaten auslieferten. Bato ließ ihn ſeiner Armee vorſtellen, die den Feind ſeines Vaterlandes zum Tode verdammte, und ihn auch ſogleich niedermachte. Da empörten ſich viele Pannonier von Neuem gegen die Römer. Silvanus Plautius rückte gegen ſie, beſiegte Einige in Gefechten; Andere überredete er zum Frieden. Bato zog ſich in die aus Dalmatien herüber führenden Päſſe, und machte häufige Plünderungszüge nach Pannonien. Doch dieſe Provinz wurde nach und nach durch Silvan ganz beruhigt. Einzelne Räubereyen, die bey den Pannoniern beſonders ge-

wöhnliche Sitte waren, ereigneten ſich wohl noch längere Zeit hindurch. Aber auch dieſe Räuberbanden wurden durch die gegen ſie ausgeſchickten Truppen allmählich vertilgt. — Im Herbſte führte Tiber ſeine Armee in die Winter-Quartiere, und übergab den Oberbefehl dem M. Lepidus. (Dio Caſſ. 55. B. 33. 34. C.; Vell. Pat. 2. B. 114. C.) —

Germanicus ſetzte den Krieg in Dalmatien im Jahre 9 fort. Er belagerte Rhätinum. Die Beſatzung fühlte, daß ſie der Uebermacht der Römer nicht widerſtehen konnte. Um die Belagerer zu verderben, erſannen die Dalmaten eine Kriegsliſt. Sie legten nähmlich in den rings an dem Walle liegenden Häuſern Feuer an, welches erſt eine gute Weile darauf ausbrechen ſollte. Dann zogen ſie ſich in das Schloß zurück. Die Römer folgten ihnen ſchnell und unvorſichtig nach, und umlagerten die Feſte. Da brach plötzlich die Flamme an allen Orten hervor. Die Römer ſahen ſich zu gleicher Zeit aus dem Schloſſe mit einem Pfeilregen überſchüttet, und ihren Rückzug durch die Flammen abgeſchnitten. Faſt Alle, die in die Stadt gedrungen, gingen auf eine elende Art zu Grunde. — Seretium, das Tiber ſchon früher einmahl vergebens belagert hatte, und mehrere andere Plätze, wurden damahls von den Römern erobert. Aber viele feſte Orte leiſteten noch hartnäckigen Widerſtand; der Krieg zog ſich in die Länge; in Italien entſtand eine Hungersnoth; Auguſt mußte den Tiber nochmahls zur Armee ſchicken. —

Im Anfange des Sommers hatte M. Lepidus die Haupt-Armee aus den Winter-Quartieren gegen verſchiedene dalmatiſche Völkerſchaften geführt, die noch nichts von dieſem Kriege empfunden hatten, und daher deſto wilder und trotziger waren. Bey den beſchwerlichſten Märſchen, unabläſſig von den Feinden angegriffen, wurde er dennoch Herr aller Schwierigkeiten, ſchlug ſich durch die Feinde, verheerte ihre Ländereyen, verbrannte die Wohnungen, tödtete eine Menge derſelben, und kehrte mit Beute beladen, in das Lager zurück, in welchem

indeß Tiber eingetroffen war. — Die Armee war des ſo mü-hevollen, und beſonders keine große Beute verſprechenden Krieges längſt müde, und Tiber befürchtete eine Empörung, wenn er die Truppen beyſammen ließe. Daher theilte er das Heer in drey Corps: das erſte befehligte Silvan, das zweyte Marcus Lepidus; das dritte endlich führten Tiber und Germanicus ſelbſt. — Die beyden erſten Colonnen ſchlugen die ihnen entgegen kommenden Feinde. Mit der dritten ſuchten die Feldherrn den Bato auf. Sie verfolgten den von einem Orte zum andern Flüchtenden durch das ganze Land. Endlich warf er ſich in die nahe bey Salona liegende Feſtung Andetrium. Dieſer Platz war ſtark durch ſein Lage auf unzugänglichen Felſen, wohl verſchanzt, von tiefen Klüften und reiſſenden Bächen umgeben. Er hatte eine zahlreiche Beſatzung, die mit allen Bedürfniſſen wohl verſehen war, und der in ihrem Rücken durch das Gebirge die Zufuhr offen ſtand. Die Dalmaten umgaben überdieß das römiſche Belagerungs-Corps mit Hinterhalten, und ſchnitten demſelben die Lebensmittel ab, ſo daß Tiber bald die größte Noth litt, und ſich in einer viel übleren Lage befand, als die Belagerten. »Tiber mußte den Krieg fortſetzen. Er konnte ſich nicht zurück ziehen, weil der nahe und mächtige Feind ihm auf dem Fuße gefolgt wäre.« (Suet. im Tiber 16. C.) — Schon verbreitete ſich der Aufruhr unter Tibers Heere. — Da zog ſich Bato, der das Land größten Theils von den Römern beſetzt ſah, und ſeine Macht der Ihrigen keineswegs mehr gewachſen glaubte, in ſeine Heimath zurück, und weigerte ſich auf das dringende Begehren der übrigen dalmatiſchen Fürſten, länger an dem Kriege Theil zu nehmen. — Tiber hoffte nun, Andetrium deſto leichter zu erobern. Mit ungeheurer Anſtrengung klimmten die Römer die Felſenwände hinan; Reihen und Glieder löſten ſich auf; es ſtrebte jeder Soldat mit Lebensgefahr, ſich zur Höhe zu erſchwingen. — Da kamen die Dalmaten, die ſpät erſt der Römer Unternehmen bemerkt, aus dem Platze hervor, und ſtellten ſich an den Rändern der Fel-

ſen zur Vertheidigung auf. Ein Regen von Steinen, theils aus Kriegs-Maſchinen geſchleudert, theils mit den Händen gewälzt, — Räder, mit Steinen gefüllte Fäſſer und Wägen, zerſchmetterten einen Theil der Stürmenden, riſſen andere in die Tiefe; Pfeile und Wurfſpieße tödteten die übrigen. Immer friſche Truppen jagte Tiber die Wände hinan, und hielt mit Gewalt die Weichenden auf. Nach langem vergeblichen Bemühen, nachdem die Römer ungeheuren Verluſt erlitten, ließ Tiber endlich einige Abtheilungen durch Umwege die Höhen erſteigen, welche ſich dann plötzlich zwiſchen die Stadt und die außerhalb derſelben fechtenden Dalmaten warfen, dieſen den Rückzug abſchnitten, ſie in Verwirrung und zur Flucht brachten, und, mit den nun ohne Hinderniß die Felſen erſteigenden Stürmern vereint, die Fliehenden verfolgten. In den Wäldern und Klüften wurden alle Dalmaten, auf welche die Römer ſtießen, ohne Gnade niedergemacht. — Jetzt übergab die geſchwächte Beſatzung endlich den Platz. —

Germanicus rückte dann vor Arduba, mit geringer Hoffnung, ſich dieſes Platzes zu bemächtigen: denn er war ſehr ſtark verſchanzt, und ein reiſſender Strom wehrte den Zugang. Die Einwohner wollten ſich ergeben; aber Soldaten, die von dem geſchlagenen dalmatiſchen Heere ſich in dieſe Feſte geworfen, und viele römiſche Ausreiſſer, die ſich dahin geflüchtet, beſtanden auf der äußerſten Vertheidigung. Die ſo verſchieden Geſinnten begannen, unter ſich für ihre Meinungen zu kämpfen. Da ergriffen die Weiber Partey gegen ihre Männer; ſie wollten lieber das härteſte Schickſal erfahren, als ſich der Knechtſchaft unterwerfen. Das Gefecht wurde hitzig; die Stadt gerieth in Brand; — die Arduber ſiegten; die fremden Krieger mußten ſich durch die Flucht retten. Aber die Weiber wählten im Tode die Freyheit. Sie warfen ſich mit ihren Kindern in die lodernden Flammen, oder ſtürzten ſich von den Höhen in die reiſſenden Fluthen des Stromes. — Arduba fiel. Die benachbarten Gegenden unterwarfen ſich. Germanicus kehrte

zu Tiber zurück. — Vibius Poſtumius vollendete des Landes Eroberung. —

Bato hatte ſeinen Sohn Scevas an Tiber geſendet, dem Vater Gnade zu erbitten. Sie wurde ihm zugeſagt, und Bato kam bey Nacht ins römiſche Lager. Am Morgen empfing ihn Tiber, auf dem Richterſtuhle ſitzend. So wie das erſte Mahl, fragte ihn der Prinz um die Urſache der Empörung und des langen Widerſtandes. Gleiche Antwort gab der Dalmate: »die Ihr zu Hüthern eurer Herden geſendet, waren nicht Hunde, nicht Hirten; ſie waren Wölfe.« — Dieſer Bato ſtarb in Italien zu Ravenna, welche Stadt ihm zum Wohnſitze angewieſen worden. Tiber überhäufte ihn mit Geſchenken, »aus Dankbarkeit, weil der dalmatiſche Feldherr ihn einſt aus Defileen, in welche ſich Tiber mit dem Heere verwickelt (vermuthlich bey Andetrium), unbeſchädigt hatte entwiſchen laſſen.« (Suet. im Tiber 20. C.) —

Der ſchwere Krieg war nun geendet, welcher Rom ſo große Anſtrengungen gekoſtet, ſo zahlreiche Armeen beſchäftiget hatte; der von den Römern wegen der Menge der zu bekämpfenden Feinde, wegen dem wüthenden Haſſe, der dieſe durchglühte, und wegen ihrer Nähe an dem Herzen des Reiches, für eben ſo gefährlich gehalten wurde, als der zweyte puniſche mit Hannibal. Um ſo wichtiger war die Herſtellung des Friedens für das römiſche Reich, da dieſe gerade mit der Vernichtung des Varus in Germanien zuſammen traf, einer Unternehmung, durch welche die Deutſchen wahrſcheinlich ihren bedrängten ſüdlichen Freunden Luft machen wollten, — die auch gewiß dem Freyheitskampfe einen neuen Aufſchwung gegeben, das römiſche Reich in die mißlichſte Lage verſetzt hätte, wenn ſie nicht zu ſpät geſchehen wäre! — Auguſt und Tiber erhielten den Imperators-Titel, Germanicus und mehrere Feldherrn die Ehrenzeichen des Triumphes. Dem Tiber zum ewigen Ruhme wurden zwey Triumphbögen auf dem erſiegten Boden ſelbſt errichtet, der eine bey Carnuntum, von

wo aus er die Operationen begonnen hatte. — Doch der Dank des geretteten Vaterlandes war den Siegern der ſchönſte Lohn ihrer Thaten. (Dio Caſſ. 56. B. 11. — 17. C.; Vell. Pat. 2. B. 115. 116. C.; Suet. im Tiber 9. 16. 20. C.; Sex. Ruf. 7. C.) —

Kaum war die Ruhe in Pannonien und Dalmatien wieder hergeſtellt; kaum hatte ſich Italien von dem Schreck, den die nahe Empörung in dieſer Halbinſel erreget, in etwas erhohlt; kaum hatte Rom die Zubereitungen jener Feſte begonnen, mit welchen es die Siege ſeiner Helden, und den wiedergeſchenkten Frieden feyern wollte; — da ereignete ſich in Germanien ein neuer ſchrecklicher Unfall, der den Imperator und alle Römer aufs ſchmerzlichſte erſchütterte. Quintilius Varus war dem Sentius Saturninus als Statthalter Germaniens gefolgt: »ein Mann, ſeiner Geldgierde, Vorliebe zur unthätigen Ruhe, und Schwerfälligkeit am Körper und Geiſte wegen allgemein bekannt, als Krieger aber keineswegs berühmt« (Vell. Pat. 2. B. 117. C.). Es war ihm gelungen, das reiche Syrien, welches er früher verwaltete, in ein ſehr armes Land zu verwandeln. Germanien fand er ſchon arm; denn der Luxus und die Weichlichkeit, der Handel und das Geld, waren in dieſem Lande faſt unbekannt, der Wohlſtand gering, und nur deutſcher Mäßigkeit und Lebensweiſe angemeſſen. Varus konnte alſo wohl nicht erwarten, ſeine Reichthümer in Germanien bedeutend zu vermehren; doch er begnügte ſich, den Deutſchen ſo viel zu nehmen, als ſie hatten, und ſie auch noch ihrer unbedeutenden Mittel zu berauben. Aber er brachte ſie dadurch auch zur Verzweiflung. Der beleidigte Nationalſtolz, der ſchwere Druck, die ſchreyende Ungerechtigkeit, Alles vereinigte ſich, die Deutſchen zur Rache zu entflammen, und wirklich nahmen ſie ſich dieſelbe in vollem Maße. — Varus wagte den Verſuch, Völker, die er durch ſeine Erpreſſungen bereits aufs Aeußerſte gebracht, auch noch zur Aufgebung ihrer Volksſitten und Gebräuche zu zwingen.

Mit Uebereilung wollte er römiſche Lebensweiſe, Geſetze, Strafen, Gerichtsſtellen, Zölle u. dgl. in Germaniens Wildniſſen einführen. Unvorſichtig und leichtſinnig, hielt er ſich ſolchem Werke gewachſen, behandelte Germanien als eine ruhige Provinz, und dachte nicht daran, die Waffen ſtets zur Stütze ſeiner Räubereyen und Neuerungen in Bereitſchaft zu halten. Er reiſte oft, nur von ſeinen Lictoren begleitet, im Lande umher, hielt Gerichtstage und Volksverſammlungen, und glaubte, durch das Anſehen der Geſetze und die Beile der Lictoren Völker in Unterwürfigkeit zu erhalten, in deren Bruſt die unauslöſchlichſte Freyheitsliebe, und der bitterſte Haß gegen die Römer glühten; die hinreichende Verſtellungskunſt beſaßen, um geduldig einen günſtigen Augenblick zur Rache zu erwarten; deren bekannte Tapferkeit und Wildheit dieſe Rache ſo gefährlich, als ſchrecklich machen mußten. — Die unkluge Wahl, die Auguſt in dieſem Varus getroffen, bereitete dem römiſchen Reiche den größten Unglücksfall, den es während ſeiner Regierung erlitt. —

Varus verſuchte es alſo, die römiſche Verfaſſung in ihrer ganzen Ausdehnung in Deutſchland einzuführen. Zugleich bemühte er ſich, Mittel zu finden, ſeine gränzenloſe Habſucht zu befriedigen. Er ſchlug den Sitz ſeines Gouvernements mitten unter den jüngſt unterjochten deutſchen Völkern auf, und befahl, alle Rechtsſachen und alle inneren Verwaltungsgegenſtände vor ſeinem eigenen, oder vor dem Richterſtuhle römiſcher Beamten, durch römiſche Rechtsgelehrte, und in der den Deutſchen ſo fremden als verhaßten römiſchen Sprache abzuhandeln. Die germaniſchen Völker waren über dieſe neue Landplage in Verzweiflung, und die Fürſten durch der Römer Eingriffe in ihre Hoheitsrechte ſchwer gekränkt. Arminius (Herrmann), der Sohn des Cheruskerfürſten Segimer, der, wie ſchon erwähnt, in der römiſchen Armee mit Ruhm gedient, und Roms Bügerrecht und den Adel zum Lohne erhalten hatte, » ein Jüngling von großem Muthe, durchdringendem Ver-

ſtande, und einer unter den Barbaren ſeltenen Gegenwart des Geiſtes« (Vell. Pat. 2. B. 118. C.), beſchloß, die Rettung ſeines Vaterlandes zu verſuchen. Er beſaß die Freundſchaft und das volle Vertrauen des kurzſichtigen und ſchläfrigen Varus. Er wußte ihn von ſeiner Anhänglichkeit an Rom, und von der warmen Freundſchaft für ſeine eigene Perſon, zu überzeugen. Er lobte Alles, was der Statthalter anordnete, gab ihm zum Scheine freundſchaftliche Rathſchläge, und verleitete ihn zur Vertheilung ſeiner Truppen in einzelne Poſten, und zu manchen andern Mißgriffen, welche den Haß des Landes zu vermehren geeignet waren. Unterdeſſen Herrmann mit ſchlauer Verſtellung den Varus umſtrickte, arbeitete er eifrigſt an der Verſchwörung, durch die er ſeinen Plan auszuführen hoffte.

Nachdem Herrmann die edelſten und tapferſten Männer Deutſchlands in ſeinen Bund gezogen, ließ er im Jahre 9 zuerſt einige Unruhen in den entlegenen Gegenden zwiſchen der Ems und Weſer beginnen, wo mehrere römiſche Poſten überfallen, und deren Beſatzungen ermordet wurden. Dann rieth er dem Varus, in eigener Perſon dahin zu eilen, um die Aufrührer zu beſtrafen. Der Leichtgläubige folgte dem hinterliſtigen Rathe, und brach mit drey Legionen, drey Flügeln Reiterey, und ſechs Cohorten gegen Norden auf, obwohl ihn ſogar ein den Römern ergebener Fürſt der Cherusker, Segeſtes, vor dem Verrathe gewarnt hatte. Herrmann und mehrere vornehme Deutſche trennten ſich von ihm, unter dem Vorwande, daß ſie ihre Truppen ſammeln, und dieſe ihm zur Unterſtützung nachführen wollten. Varus drang nun mit ſeinen drey Legionen und einem zahlreichen Troſſe auf den ungebahnten, und von den Römern kaum gekannten Wegen des wilden, gebirgigen teutoburgiſchen Waldes (in Weſtphalen, ungefähr in den Gegenden von Lippe, Paderborn, Ravensberg), mit großer Mühe vor. Da ſah er ſich plötzlich auf allen Seiten von deutſchen Schaaren umrungen und an-

gegriffen. Herrmann ſelbſt hatte ihm mit ſeinem Corps den Rückweg abgeſchnitten. — Den erſten Tag vertheidigte ſich Varus noch mit ziemlicher Entſchloſſenheit, und unter beſtändigem Vorrücken, gegen die wüthenden Anfälle, obgleich heftiger Regen und Sturm die Römer an dem Gebrauche ihrer Waffen, und in ihren Bewegungen hinderten. Um ſich zu erleichtern, ließ Varus in der folgenden Nacht ſein ganzes Gepäcke verbrennen und vernichten. — Am zweyten Tage kam er an einem etwas freyen Platze an, wo er die Schlachtordnung auszubreiten, und die regelloſen Angriffe mit römiſcher Kriegskunſt zu beſiegen hoffte. Aber das Schlachtfeld war ſo enge, daß er ſeine Reiterey nicht gebrauchen konnte, und der fortwährende Sturm und Regen lähmten die Kraft der Legionen. — Am dritten Tage hatten die mit allen Schleichwegen und Zugängen der Gegend wohl bekannten Deutſchen das römiſche Heer von allen Seiten umfangen. Von der Wuth gegen ihre Unterdrücker, von der Begierde, ihr Vaterland zu befreyen, begeiſtert, griffen ſie mit einem ſolchen Nachdruck an, daß die Römer bald durchbrochen, getrennt, über den Haufen geworfen waren. Die auf einem Hügel kaum angefangenen Verſchanzungen fielen im Sturme. Der ſchwer verwundete Varus und ſeine vornehmſten Officiere zogen den Tod dem ſchrecklichen Loſe vor, das der Gefangenen harrte, und ſtürzten ſich in ihre Schwerter. Die meiſten Römer warfen, des Lebens überdrüſſig, die Waffen weg, und ließen ſich ohne Widerſtand niedermachen. Die Reiterey hatte ſich zwar durchgeſchlagen, wurde aber auf der Flucht eingehohlt, und aufgerieben. — Von den wenigen Gefangenen wurden die Officiere den Göttern Germaniens geopfert, oder ſonſt hingerichtet; die am meiſten verhaßten Richter, Sachwalter und Zollbeamten zu Tode gemartert, — die Uebrigen als Sclaven unter die Sieger vertheilt. Nur wenige Römer entkamen durch frühe Flucht, und gelangten zu dem Corps des Legaten Aſprena, der mit zwey Legionen dem Heere des Varus

nachzurücken beſtimmt geweſen war, aber damahls glücklicher Weiſe noch in dem Lager ſtand, aus welchem Jener den Marſch begonnen hatte. Aſprena verlor die Faſſung nicht. Er hielt die verfolgenden Deutſchen zurück, und erreichte, obwohl durch wiederhohlte Angriffe beunruhigt, doch in guter Ordnung den Rhein. —

Die Deutſchen hätten nach einem ſo bedeutenden Siege mit leichter Mühe über den Rhein dringen können. Sie durften erwarten, daß ganz Gallien ſich mit ihnen gegen die beſtürzten Römer vereinigen würde. Aber ſie begnügten ſich, die Freyheit ihres Vaterlandes gerettet zu haben, die Römer nun vollends aus ihren Ländern zu verjagen, und alle jene Schanzen und Befeſtigungen zu erobern und zu vernichten, welche dieſe ſeit Druſus in Deutſchland angelegt hatten. Dieſe Belagerungen, beſonders jene des Schloſſes Aliſo, an dem Zuſammenfluſſe der Lippe und Alme, koſteten ihnen, bey ihrer Unbekanntſchaft mit der Kriegskunſt, ungemeine Mühe. Die Römer kamen unterdeſſen wieder zur Beſinnung, und Aſprena, der ſich an den Nieder-Rhein gezogen, gewann dadurch die Zeit, ein Heer zur Deckung Galliens zu ſammeln. (Dio Caſſ. 56. B. 18. — 22. C.; Vell. Pat. 2. B. 117. — 120. C.; Flor. 4. B. 12. C.) —

Der Imperator, der Senat und das Volk wurden von gleicher Beſtürzung und Schmerzen ergriffen, als dieſe ſchreckliche Kunde vom Rheine über die Alpen ſchallte. Auguſt zog Trauerkleider an, und ließ ſich Haare und Bart wachſen. Oft ſtieß er im Uebermaße der Verzweiflung den Kopf gegen die Mauern, und rief: »Varus! gib mir meine Legionen wieder!« Bis an das Ende ſeines Lebens wich der tiefe Eindruck, den dieſes Unglück auf ihn gemacht, nicht aus ſeiner Seele. (Suet. im Oct. 23. C.; Aur. Vic. 3. B. 1. C.) Die Troſtloſigkeit des Herrſchers diente, die Beſtürzung des Volkes noch zu vermehren. Schon glaubte Rom, die Germanen würden über den Rhein nach Gallien vorgedrungen ſeyn; ſie würden

bald Italiens Gränzen überſchreiten, und vor der Hauptſtadt erſcheinen. Alle in Italien wohnenden Deutſchen wurden verjagt, und die germaniſche Leibwache des Imperators abgedankt. — Aber die Gemüther beruhigten ſich, als man erfuhr, daß die Deutſchen von ihrem Siege keinen Nutzen zu ziehen ſuchten. Der Rhein war vertheidigt, Gallien ruhig; die Beſatzung von Aliſo hatte ſich zuletzt, nach einer tapfern Vertheidigung, durchgeſchlagen. (Vell. Pat. 2. B. 120. C.) Der einbrechende Winter hätte ohne dieß, der Feinde weitere Unternehmungen verhindert. Aber wenn auch die Furcht, die Deutſchen vor Roms Mauern zu ſehen, allmählich verſchwand, ſo zeigte ſich doch der tiefe Eindruck, den die Vernichtung des Heeres auf die Gemüther der Römer gemacht, in dem Bemühen des Volkes, ſich bey den raſtlos betriebenen Rüſtungen dem Kriegsdienſte zu entziehen. Auguſt mußte die Widerſpänſtigen mit Verluſt des Vermögens, mit entehrenden Züchtigungen, ja ſelbſt mit dem Tode beſtrafen, um die Legionen vollzählig zu machen, und dem Tiber, von dem das Reich in jeder Gefahr Schutz erwartete, mit dem Oberbefehle auch ein Heer geben zu können. (Dio Caſſ. 56. B. 23. C.) —

Tiber kam im Frühjahre 10 mit den friſchen Truppen nach Gallien. Er ſtellte die Kriegszucht der Armee wieder her. Er vermied ſorgfältigſt die Fehler, welche Varus Unglück bereitet hatten, und verdoppelte die von jeher gewohnte Wachſamkeit und Ueberlegung. Er ſchaffte das überflüſſige Gepäcke der Officiere ab. Die ſcharfe Kriegszucht älterer Zeiten wurde erneuert. Ueberall ſuchte er Mäßigkeit und Abhärtung einzuführen, und ging hierin den Soldaten mit ſeinem Beyſpiele vor. (Suet. im Tiber 18. 19. C.) Endlich, nachdem er Galliens Gränzen geſichert, und alle Feſtungen beſetzt, ging er im Herbſte auf das rechte Ufer des Rheines über. Er glaubte, den Deutſchen nicht gewiſſer die Luſt zu einem Einfalle nach Gallien zu benehmen, als wenn er ihnen mit einem Beſuche zuvorkäme. »Er trug daher ſeine Waffen nochmahls in ein

Land, deſſen Völker nur in ihren Gränzen zu halten, der einzige Wunſch ſeines Vaters und des Vaterlandes war.« (Vell. Pat. 2. B. 120. C.) — »Der Krieg gegen die Germanen wurde jetzt, nicht um das Reich zu erweitern, oder ſonſt würdigen Gewinn zu finden, ſondern nur um die Schmach der varianiſchen Niederlage zu tilgen, geführt.« (Tac. Ann. 1. B. 3. C.) — Die Vorſicht und die gute Ordnung, mit welcher dieſer Zug ausgeführt wurde, ſchützten das Heer zwar gegen alle Unfälle, beſonders da Tiber ſich nicht weit vom Rheine zu entfernen wagte. Die einzigen Früchte desſelben blieben aber auch die Verwüſtung einiger Landſtriche, und die Aufreibung kleiner Abtheilungen, welche die Deutſchen zur Beobachtung des Fluſſes aufgeſtellt hatten. (Dio Caſſ. 56. B. 23. 24. C.) Der ſtets übertreibende Vellejus ſchmückt dieſen Feldzug Tibers mit dichteriſchen Farben. Nach ihm »drang Tiber in das innere Land, durchbrach deſſen Gränzen, verwüſtete die Felder, verbrannte die Häuſer, ſchlug, was er von Deutſchen antraf. Mit Ruhm gekrönt, und mit unverminderter Zahl derjenigen, die er nach Deutſchland geführt (alſo gewiß ohne ein ernſtliches Gefecht geliefert zu haben), kehrte Tiber über den Rhein zurück, und legte die Legionen in die Winter-Quartiere.« (Vell. Pat. 2. B. 120. C.) —

Auch im folgenden Jahre 11 gingen Tiber und Germanicus über den Rhein; aber ſie entfernten ſich eben ſo wenig von dieſem Fluſſe, als ſich die Deutſchen demſelben nahten. Freylich erzählt Vellejus wieder, »daß Muth und Glück den Tiber in dieſem Feldzuge eben ſo ununterbrochen begleitet hätten, als in dem vorhergehenden; daß er die Heere des Feindes in mehreren Gefechten zu Lande und zu Waſſer aufgerieben, — die Unruhen in Gallien, und den Aufſtand der Einwohner Vienna's mehr im Zaume gehalten, als mit Strafen geahndet hätte.« (2. B. 121. C.) Dagegen ſagt der unparteyiſche Dio: »Tiber und Germanicus thaten zwar einen Feldzug nach Deutſchland; aber ſie gewannen keine Schlacht;

denn kein Mann kam ihnen entgegen. Aus Furcht, ein neues Unglück zu erfahren, entfernten ſie ſich nicht weit vom Rheine, blieben bis zum Herbſt unverändert in demſelben Lager ſtehen, feyerten dann Auguſts Geburtsfeſt mit ritterlichen Spielen, welche die Centurionen aufführten, und — gingen nach Gallien zurück.« (56. B. 25. C.) — Germanien blieb frey. Die ſpäteren Züge des Germanicus, reich an kriegeriſchen Ereigniſſen, lehrten den Römern zwar die entfernteren deutſchen Völker kennen, aber nicht ſie beſiegen. Der ernſt ausgeſprochene Wille des Kaiſers Auguſt, den er ſogar auf dem Sterbebette wiederhohlte, ging dahin, daß die Römer nie mehr die Unterjochung Deutſchlands verſuchen ſollten. Gedrungen von dem Gefühl ihrer Schwäche, nahmen ſeine Nachfolger dieſen Entſchluß zur Staats-Maxime an. Der Rhein und die Donau blieben die Schutzwehren Deutſchlands. Zufrieden waren die Römer, wenn dieſe Flüſſe das Reich vor den Deutſchen zu ſchirmen vermochten. —

Im Jahre 12 feyerte Tiber ſeinen Triumph wegen Beſiegung der Pannonier und Illyrier, der durch die Vorgänge in Germanien bis nun aufgeſchoben worden. Er war einer der glänzendſten, die Rom je geſehen. Die gefangenen Oberhäupter der Pannonier und Dalmaten folgten dem Wagen ihres Beſiegers in Ketten. An tauſend Tafeln wurden alle Bürger Roms bewirthet, und Jeder erhielt dreyhundert Seſtertien zum Geſchenke. Von der pannoniſchen Beute errichtete Tiber der Göttinn der Eintracht, Concordia, einen Tempel, — einen zweyten den göttlichen Dioscuren, Caſtor und Pollux, in ſeinem und des verſtorbenen Bruders Druſus Nahmen. — Die ausſchweifende Freude der Römer bey jenen Feſten zeugte von der Größe des Schreckens, den ihnen die Pannonier und Dalmaten verurſacht, und von ihrer lebhaften Erkenntlichkeit gegen die Sieger, welchen ſie ihre Rettung verdankten. —

Das Leben des Imperators ſchwand dahin. Der unglück-

liche Ausgang der Unternehmungen in Deutſchland hatte ihn nachdrücklich an die Wandelbarkeit jedes Erdenglücks erinnert. Schmerz über den ſchimpflichen Verluſt ſeiner braven Legionen, tiefes Gefühl der am Ziele ſeiner ruhmvollen Laufbahn erlittenen Kränkung, vielleicht auch Reue, Germaniens Bewohner in ihren Wäldern und Moräſten beunruhigt, ſie ſelbſt zu jenen Kraftentwicklungen gereitzt zu haben, verbitterten ihm die letzten Tage. Seine körperliche Geſundheit war durch dieſen Schlag des Schickſals erſchüttert worden, und auch ſein Geiſt ſchien jetzt unter der Bürde der Regierung zu ermatten. Auguſt kam nun nicht mehr in den Senat. Ein aus der Senatoren Mitte gewählter geheimer Rath verſammelte ſich um ihn in den innerſten Gemächern ſeines Pallaſtes. Die dort erlaſſenen Beſchlüſſe waren durch ein allgemeines Geſetz eben ſo gültig erklärt worden, als ob ſie der Senat ſelbſt gefaßt hätte. In dieſe letzte Epoche fallen noch mehrere jener weiſen Anordnungen, durch die Auguſt ſeines Reiches Macht, das Glück ſeiner Völker, für lange Zeit unerſchütterlich zu begründen bemüht war. —

Im Jahre 13 ließ ſich der Imperator die abgelaufene Zeit ſeiner unumſchränkten Gewalt noch ein Mahl für weitere zehn Jahre beſtätigen, und dem Tiber eine der ſeinigen gleiche Macht verleihen. Er empfahl dieſen Prinzen feyerlichſt dem Senate und Volke, und übertrug ihm dadurch, im Vorgefühl ſeines nahenden Todes, gleichſam das Erbrecht und die Nachfolge in der Regierung. Seine Lebenskräfte nahmen ſichtlich ab, und Tiber hielt ſich nun gewöhnlich in Rom auf, um in der Nähe zu ſeyn, wenn des Kaiſers Tod ihn zum Throne berief. —

Im Jahre 14 hatte der Imperator den Tiber nach Illyrien geſendet, um die Einrichtung der öſtlichen Provinzen zu vollenden. Germanicus, der Liebling des Volkes, befehligte die römiſchen Truppen am galliſchen Ufer des Rheines. — Den Angaben ſpäterer Schriftſteller zu Folge hätte Auguſt

damahls die lang genährte Rache wegen Varus Niederlage gegen die Deutſchen ausführen wollen. Zwey Armeen, ſagen ſie, ſeyen bereits für dieſen Zweck aufgeſtellt geweſen: die eine in Gallien, mit welcher Germanicus über den Rhein in das große Germanien, eine zweyte in Pannonien, mit der Tiber nach Bojohemum hätte eindringen ſollen. — Wir haben in den Claſſikern keine Beſtätigung dieſer Meinung gefunden. Im Gegentheile ſagt Auguſts Zeitgenoſſe, Vellejus Paterculus, »kurz vor ſeinem Tode habe der Imperator den Germanicus nach (dem galliſchen) Germanien geſendet, die letzten Spuren früherer Kriege zu verwiſchen. Den Tiber habe er nach Illyrien beſtimmt, damit er das durch ſeine Siege bezwungene Land nun auch durch den Frieden beglücke.« (2. B. 123. C.) — Auguſt gab dem Tiber bis nach Benevent, wo dieſer ſich nach Illyrien einſchiffte, das Geleite. Auf der Rückreiſe wurde der Imperator durch ein plötzliches Zunehmen ſeiner Kränklichkeit genöthigt, zu Nola in Campanien anzuhalten. Bald unterlag es keinem Zweifel mehr, daß das Leben, welches die Welt ſo gewaltig bewegt hatte, zum Ende eile. Durch ſchnelle Bothſchaft wurde Tiber, der kaum noch die illyriſche Küſte erreicht hatte, zu dem Sterbenden gerufen. In ſeinen und in der Gattinn Livia Armen beſchloß Auguſt einige Tage ſpäter, mit vollem Bewußtſeyn und ſchmerzlos, ſeine Tage, — am 19. Auguſt im Jahre 14 nach Chriſti Geburt, — im ſechs und ſiebzigſten Jahre ſeines Alters, — im vier und vierzigſten ſeiner unumſchränkten Regierung, von der Schlacht bey Actium an gerechnet. —

Der Römer, der den Werth des Imperators bey deſſen Leben noch verkannt hätte, fühlte doch bald nach ſeinem Tode den unerſetzlichen Verluſt. — Welcher Uebergang von Auguſt zu einem Tiber! — Allgemein wurde die Vermuthung, daß der Imperator dieſen Prinzen, deſſen laſterhaftes Gemüth er ganz durchblickte, zu ſeinem Nachfolger gewählt habe, damit durch den außerordentlichen Abſtand ſeine eigene Regierung

in dem Urtheile der Nachwelt deſto glänzender ſich erhebe. (Dio Caſſ. 56. B. 45. C.) Nährte Auguſt wirklich dieſe Abſicht, ſo gelang ſie in ihrem ganzen Umfange. Aber dann hätte er auch einer Ruhmſucht, die über das Grab hinaus reichte, das Glück ſeiner Völker geopfert. — Die Römer ſagten: Auguſt hätte entweder nie geboren werden, oder nie ſterben ſollen: das Erſte wegen der Gräuel, durch die er ſich den Weg zum Throne gebahnet; das Zweyte wegen dem Glücke, das er vom Throne über ſeine Völker verbreitet. (Aur. Vic. 3. B. 1. C.) — Andere äußerten: Auguſts Glück im Kriege, ſo wie ſeine Milde im Frieden, mache ihn den Göttern gleich. (Eut. 7. B. 5. C.) Wirklich wurde der Hingeſchiedene von den Römern zum Gotte erhoben. Tempel, Prieſter, Opfer und Spiele wurden ihm geweiht. (Dio Caſſ. 56. B. 46. C.; Vell. Pat. 2. B. 124. C.; Aur. Vic. 2. B. 1. C.) —

Es ſey uns vergönnt, noch einige Worte dem Andenken dieſes großen Regenten zu widmen, welcher, der erſte Römer, den größten Theil des dermahligen öſtreichiſchen Kaiſerſtaates unter ſeinem Scepter vereinigt hatte: Ober-Italien (das lombardiſch-venetianiſche Königreich), Carnien (ein Theil von Krain, das Küſtenland und Görz), Iſtrien, Illyrien (ein Theil von Krain, Croatien), Dalmatien, Pannonien (Ungern), Noricum (Oeſtreich, Steyermark, Kärnten, Salzburg), Rhätien und Vindelicien (Tyrol und Vorarlberg). —

Auguſt führte als Gründer der römiſchen Monarchie in ſeiner Perſon die unumſchränkte Herrſchaft eines Einzigen aus, zu welcher ihm ſein Oheim Julius Cäſar das Beyſpiel gegeben. — Er war ein tapferer Soldat, ein talentvoller Heerführer. In den bürgerlichen Kriegen, beſonders aber auf ſeinen Zügen gegen die Illyrier, Pannonier und Dalmaten, gab er Beweiſe ſeines perſönlichen Muthes, ſo wie ſeiner Geſchicklichkeit in Leitung der Operationen. — Obwohl dieſer Imperator das Gebieth ſeines Reiches während ſeiner langen Regierung mit ſo ausgedehnten Länderſtrecken durch

Waffengewalt vergrößert, ſo war er doch kein Eroberer. Der kluge Auguſt ſetzte einen größern Stolz darein, die Völker ſeines Reichs zu beglücken, als ihre ungeheure Zahl mit neuen Unterthanen zu vermehren. Ein Reich, das ſich in drey Welttheilen ausdehnte, das einhundert und zehn Millionen Einwohner zählte, konnte ja wohl der ausſchweifendeſten Herrſchſucht genügen. Schon viel zu groß für die Regierung eines Einzigen, mußte jede weitere Vergrößerung dieſen Länder-Koloß nur ſchwächen. Aber was ſiebenhundertjährige Kämpfe Rom erworben hatten, war Auguſt verbunden, dem Reiche zu erhalten. Die Republik hatte immer nach einem Plane, dem der Unterjochung der Erde, fortgearbeitet. Auguſt führte in die römiſche Politik das Syſtem der Mäßigung ein. Sein Temperament ſelbſt machte ihn zum Frieden geneigt. »Ein guter Fürſt,« pflegte er zu ſagen, »dürfe nicht aus Hunger nach trockenen Blättern (dem Lorber) das Heil des Staates aufs Spiel ſetzen. — Ein Kampf, wobey man Vieles verlieren, Geringes nur gewinnen könne, gleiche dem Fiſchen mit einer goldenen Angel; wenn dieſe einmahl abriſſe, könnten auch viele glückliche Züge ihren Verluſt nicht erſetzen.« (Aur. Vict. 3. B. 1. C.) — Ueber dieß hatte Auguſt in ſeiner Jugend Kriegsruhm in Fülle erworben. Als Regent nahm die Verwaltung des ungeheuren Staates ſeine ganze Thätigkeit in Anſpruch. Er ſelbſt konnte ſich nicht, um die Kriege zu leiten, in weite Entfernungen vom Mittelpuncte der Regierung begeben. Er mußte die Heere ſeinen Feldherren anvertrauen. Die Ehre der erfochtenen Siege, der Ruhm der dem Staate erworbenen Vortheile, wurde alſo Anderen zu Theil. Dieſer Gedanke regte den Neid in Auguſts Seele auf, und machte ihm den Frieden wünſchen, wo Keiner Ruhm erwerben konnte. —

Bey dieſer Friedensliebe war der Imperator dennoch genöthigt, ſich faſt ſein ganzes Leben hindurch mit Kriegen zu beſchäftigen. Um die eigenen Gränzen gegen die verheerenden

Einfälle der Nachbarvölker zu ſichern, blieb den Römern nur der einzige Weg übrig, dieſe zu unterjochen. Kein Vertrag wurde von den noch freyen Barbaren gehalten; keinen Frieden konnte man ſich von den Beſiegten verſprechen, bis ihre Kraft nicht ganz gebrochen, und ihre Länder dem Reiche einverleibt waren. Dieſe Eroberungen mehrten das Reich mit vielen neuen Beſitzungen. Egypten, Ethiopien, Judäa, Galatien, Illyrien, Dalmatien, Pannonien, Möſien, Thracien, Noricum, Rhätien, Vindelicien wurden unter Auguſt römiſche Provinzen. In Spanien und Gallien erfochtene Siege befeſtigten in dieſen Ländern Roms Herrſchaft. Brittanien wollte Auguſt mit Krieg überziehen, um den großen Oheim nachzuahmen. Aber die Empörung der Segeſtaner rief ihn das erſte Mahl im Jahre 34, ein Aufſtand in Spanien zum zweyten Mahle im Jahre 25, von der ſchon vorbereiteten Unternehmung ab. — Dieſe neuen Siege erfüllten auch die Welt mit neuem Ruhme der römiſchen Waffen. Die geſchlagenen Dacier, Baſtarnen und Sarmaten, die unbezwungenen Parther, die kaum gekannten Scythen, Cimbrer, Indier und Serrer, ſuchten Auguſts Freundſchaft, und ihre Geſandten legten reiche Geſchenke an den Stufen des erſten Thrones der Welt nieder. — Schon hatten die glänzenden Heereszüge des Druſus und Tibers auch Germanien bis an die Elbe unterjocht. Doch die Fehlgriffe eines einzigen Mannes, des Varus, vernichteten die Früchte ihrer Siege. Den Deutſchen gelang es, der Römer Joch wieder abzuwerfen. Aber die zahlreichen Empörungsverſuche der übrigen Völker dienten nur dazu, deren Feſſeln zu erſchweren. —

Obwohl der Imperator die Verwaltung der Provinzen mit dem Senate getheilt hatte, ſo war doch ſein Einfluß auf die ſenatoriſchen Provinzen nicht viel von jenem unterſchieden, den er in ſeinen eigenen ausübte. Auguſts Geſetze und Anordnungen galten immer für alle Länder des Reichs. Nur bildete der Senat gegen die ihm überlaſſenen Provinzen gleichſam eine

Zwiſchenſtelle, welche in denſelben den Willen des Kaiſers durch die ſenatoriſchen Statthalter eben ſo vollziehen ließ, wie dieſes in den kaiſerlichen Provinzen unmittelbar durch die Legaten und Feldherrn geſchah, die der Imperator dort aufgeſtellt hatte. Da die meiſten unſerer Länder erſt neu dem Reiche zugewachſen waren; da in denſelben Unzufriedenheit und Empörungen herrſchten, und ſie daher einer militäriſchen Verwaltung bedurften, ſo blieben ſie auch in der Zahl der imperatoriſchen Provinzen. — Die Art ihrer Verwaltung haben wir im zweyten Abſchnitte dargeſtellt. Hier haben wir nur noch von den Wirkungen zu ſprechen, welche dieſe Verwaltung auf die Länder und deren Bewohner äußerte.

Die Zahl der Einwohner dieſer neuen Provinzen hatte durch den Verluſt ihrer kräftigſten Jugend, die in den Schlachten gefallen, in die Sclaverey verkauft, oder in ferne Colonien verpflanzt worden, ſehr abgenommen. Die häufig einwandernden Römer halfen jedoch der Bevölkerung wieder auf. — Die Züge des alten National-Charakters unſerer Voraltern, jene Freyheitsliebe, die den Tod den Sclavenfeſſeln vorzog, jene Anhänglichkeit an die alte rauhe Sitte der Väter, jener Haß gegen alle Neuerungen im politiſchen und häuslichen Leben, verſchwanden mit der Zeit. Die Unterjochung war von einer zu großen Zerſtörung der Volkskräfte begleitet geweſen. Das Edelſte war im Kampfe verſunken. Was von den Völkern übrig blieb, war der ſchwächere kraftloſe Theil: die Greiſe, Weiber und Unmündigen. Die Einführung der römiſchen Geſetze, Sprache und Sitten, die Nothwendigkeit, ſich dieſe anzueignen, wenn man einen Schein von ſtaatsbürgerlicher Exiſtenz behalten wollte, die mannigfachen Verhältniſſe, durch welche die Eingeborenen mit den Eroberern in Verbindung gebracht wurden, verwiſchten allmählich die Spuren des alten Volksthumes. — Mit den römiſchen Colonien verpflanzte ſich auch das römiſche Familienleben in die Provinzen. Die Noriker Pannonier, Carnier u. ſ. w., welche ſich nächſt denſelben anſie-

delten, näherten ſich der Lebensart, die ſie nun ſtets vor Augen hatten, und ſchliffen in dem bald gezwungenen, bald freywilligen Zuſammenleben mit den gebildeten Fremden die rauhen Sitten ab. Als die Colonien ſich dann zu Städten vergrößerten, wurden ſie mit Tempeln, Bädern, Palläſten, Theatern u. dergl. verſchönert, und ſo lernten die Eingeborenen die Religion, die Künſte, die Lebensgenüſſe der Römer kennen. —

Die Cultur des Bodens hatte in den Alpenländern mit den Verwüſtungen, welche die Gebirgswäſſer anrichteten, mit dem rauhen Klima, und dem undankbaren Felſenboden zu kämpfen. In den Ebenen überdeckten undurchdringliche Wälder, oder Moräſte und ſtehende Wäſſer, einen großen Theil der Oberfläche. Der Krieg und der Sclavenhandel, den die Sieger mit den Gefangenen getrieben, hatten den Ländern die Hände zur Arbeit geraubt. Es brauchte Zeit, bis ein neues Geſchlecht von Arbeitern erwuchs, und bis es der unverdroſſenſten Mühe gelang, die Wildniſſe durch Fleiß und Kunſt urbar zu machen. Unterdeſſen hatten die Römer ihre Getreide, ihre Baumfrüchte, ihre Oehlbäume, und den Weinſtock über die Alpen verpflanzt, und ſie überall, wo es die eigenthümliche Beſchaffenheit der Länder erlaubte, angebauet. Auch machten ſie die Eingeborenen mit den Vortheilen der italieniſchen Viehzucht bekannt, und ſuchten überhaupt, ihnen Geſchmack an friedlichen Beſchäftigungen beyzubringen. — Um die in der Heimath gewohnten Bedürfniſſe zu befriedigen, folgten den römiſchen Legionen zahlreiche Handwerker und Künſtler nach den Provinzen, und hatten dort guten Erwerb. Dieſe gebrauchten zu ihren Arbeiten die natürlichen Stoffe, die ſich in unſern Ländern fanden. Der Abſatz derſelben both den Eingeborenen einigen Gewinn, und reitzte ſie zum Handel. Der Bau der Bergwerke, die Benützung der Wälder und Steinbrüche, die Erzeugung von Leder, Tuch, Leinwand u. dergl., beſchäftigten nun viele Hände, und ſo wurde der Grund zum Gewerbsfleiß gelegt. —

Sobald die Bezwungenen an den neuen Lebensgenüſſen Gefallen fanden, ſich dieſe zu verſchaffen wünſchten, das Geld als das Mittel zu deren Erwerb kennen lernten, werden ſie geſucht haben, die Erzeugniſſe ihres Bodens zu vermehren, ſie auch außer Landes zu verhandeln. Die Römer verbanden ihre Pflanzſtädte durch Straßen mit dem Mutterlande. Die ſcheidenden Alpen waren nun kein Hinderniß des Handels mehr. Die Flüſſe wurden mit Brücken verſehen. Die Strom-Schiffahrt kam in Aufnahme. So konnten dann unſere Landsleute ihre Herden, Metalle, Häute, Wolle u. dergl. ſelbſt nach Italien bringen, und ſich die Natur-Producte und Fabrikate des Südens dafür eintauſchen. — Die Hauptſtraßen erhielten ihre Meilenzeiger, welche die Entfernung von tauſend zu tauſend Schritten bezeichneten, — Poſthäuſer (Mutationes), wo Reiſende ihre Pferde oder Maulthiere wechſelten, — Herbergen (Manſiones), in denen ſie ſowohl, als die die Waaren transportirenden Fuhrleute Unterkunft und Lebensmittel fanden. Anfangs einzelne, von der Regierung errichtete Häuſer, wurden dieſe Stationen allmählich in Dörfer verwandelt, als die Eingeborenen des Landes des ſichern Verdienſtes wegen ſich um dieſelben anſiedelten. —

Die römiſchen Handwerker und Künſtler, die ſich in den eroberten Provinzen niedergelaſſen, machten die Eingeborenen mit ihren Arbeiten bekannt. Als Handlanger, Gehülfen oder Lehrlinge erfuhren dieſe die Handgriffe derſelben, ahmten ſie nach, und übten dann ſelbſt als Meiſter das Erlernte aus. — Da ſich unter den römiſchen Beſatzungen und den Verwaltungsbeamten der Länder wohl auch Freunde der Wiſſenſchaften befanden, ſo trieben dieſe ihre Lieblingsbeſchäftigungen in den neuen Stand-Quartieren fort. Als ſich dann die römiſche Sprache in den Provinzen verbreitete, haben gewiß auch viele Eingeborene die Schrift, und in der Folge die Wiſſenſchaften kennen und ſchätzen gelernt. Wenigſtens rühmt dieſes Vellejus Paterculus von den Pannoniern: »Alle Pannonier kannten

(im Jahre 6 nach Chriſti Geburt) nicht nur die Kriegszucht, ſondern auch die Sprache der Römer. Die Meiſten waren mit den Wiſſenſchaften vertraut, und gewohnt, ihren Geiſt zu bilden.« (2. B. 110. C.) — Man wird zugeben, daß dieſes Zeugniß einem Volke viel Ehre macht, daß kaum vierzig Jahre früher zuerſt mit den Römern bekannt, und damahls (im Jahre 35 v. Ch. G.) noch zu den Barbaren gerechnet wurde. —

Auf dieſem Wege begannen die Römer, ſobald ſie ihre Eroberungen an die Donau ausgebreitet hatten, die Civiliſirung der rohen Bewohner, die Umſtaltung der Länder. Sie bothen den Völkern die Vortheile der Cultur und des erweiterten Wiſſens als Erſatz für die geraubte Freyheit. — Weiſe Geſetze beglücken die Länder. Künſte und Wiſſenſchaften erhöhen den Wohlſtand der Völker. Die aufgeſchloſſenen Geiſteskräfte, der mit neuen Kenntniſſen bereicherte Verſtand, die verfeinerten Sitten, die durch die Künſte geweckten Talente, erhöhen den Genuß des Lebens. Aber alle dieſe Vortheile verlieren ihren Werth, wenn ſie einer Nation durch ungerechte Waffengewalt aufgezwungen werden. Das Volk haßt ſie, wie die tyranniſche Hand, von der es die unverlangten Geſchenke erhält. Es würde ſie zurückſtoßen, wäre nicht die Gewalt da, die Umbildung mit der Geißel, dem Schwerte, der Brandfackel zu unterſtützen. — Sollen Kenntniſſe, Künſte und Wiſſenſchaften ein bis nun im Naturzuſtande arm und roh, aber vergnügt und zufrieden lebendes Volk wirklich beglücken, ſo müſſen ihm freundliche Lehren vor Allem einen neuen Geiſt einflößen, und es für das neue Gute empfänglich machen. Die Zeit muß dann den geſäeten Samen langſam zur dauernden Frucht reifen, innere Erkenntniß dem Volke die veränderte Lebensart angenehm machen. Sie muß ihm eine liebe Wahl, kein verhaßtes Müſſen ſeyn. Ein Sclave kann Nichts wahrhaft lieben, ſelbſt das Gute nicht, aus der Hand des Siegers. Er kann nur haſſend ertragen, — dem gebothenen fremden Glücke, das er mit des Lebens höchſtem Gut bezahlt, fluchen,

— das auch wohl mit Blumen geſchmückte Joch abſchütteln, ſobald er es vermag. —

Dieß war der Zuſtand unſerer Länder unter der Römer Herrſchaft, nach dem innern Sinne. — Der äußere Schein hüllte freylich eine glänzende Decke um das Ganze. Städte blühten auf den jüngſt noch wüſten Haiden; die ſchiffbaren Flüſſe trugen reiche Handelsflotten auf ihren Rücken; kunſtreiche Heerſtraßen verbanden über erſtarrte Alpen die fernſten Länder. Die Bevölkerung wuchs raſch. Der aus dem Schlummer geweckte Geiſt der Nationen entfaltete ſich. Die Künſte wurden am Iſter heimiſch. Selbſt in den Wiſſenſchaften eiferte mancher Barbar, es ſeinem römiſchen oder griechiſchen Lehrer zuvorzuthun. — Auf dieſem Wege, ſo rauh er begonnen, hätte die Zeit die Wunden der Unterjochung geheilet; die Sehnſucht der Gemüther nach der verlorenen Freyheit durch den Genuß eines wirklichen Glückes geſtillt; die Provincialen auch ihren Herzen nach in Römer umgewandelt. — Doch bey der Verderbtheit des Staates konnte kein glückliches Loos ſeinen Völkern erblühen. Dieſe Verderbtheit zerſtörte die Kraft der Römer, vernichtete die Kriegszucht, bahnte den Barbaren den Weg in das Herz des Reiches. — Gewalt hatte unſere Länder an Rom gefeſſelt; Gewalt riß ſie von Rom wieder ab. Von einer Sclaverey in die andere geſtürzt, trugen ſie acht Jahrhunderte das wechſelnde Joch, von dem erſt der deutſche Held, mit Recht der Große genannt, ſie befreyte. —

In der Hand des Imperators diente das ſtehende Heer als Werkzeug, jene großen Eroberungen auszuführen. Es wurde die Schutzwehr des Reiches, ſeit dem das Volk die Kraft und den Willen verloren, ſich ſelbſt zu ſchützen. Schon damahls hing alſo das Geſchick des römiſchen Staates von den Legionen ab. Deren Wichtigkeit begreifend, verwendete Auguſt die größte Sorgfalt auf ihre Organiſirung und Disciplin. Die alte Kriegszucht war, beſonders in der Zeit der Bürgerkriege, geſunken. Die Soldaten hatten ſich durch das Gefühl, wie unentbehrlich ſie den

Machthabern geworden, zum Trotze verleiten laſſen. Als Triumvir wußte Auguſt, ihre Empörungen mit Feſtigkeit zu unterdrücken. Als Kaiſer bemühte er ſich, denſelben vorzubeugen, indem er die Verfaſſung, die Zucht, und die Erhaltung des Heeres nach einem feſten Syſteme ordnete. Die Grundlage desſelben war die Errichtung des militäriſchen Staatsſchatzes. — Des Imperators Fürſorge umfaßte das Schickſal des Veteranen, wie des noch dienenden Soldaten. Hingegen hielt er auch auf die genaueſte Pflichterfüllung und Beobachtung der militäriſchen Geſetze. Kein Verbrecher entging der Strafe; aber eben ſo ſicher wurde dem Verdienſte der gebührende Lohn. — So lange der Imperator lebte, erfüllten ſeine vortrefflichen Anordnungen ihren Zweck. Das Heer blieb ſeiner Beſtimmung getreu. Es erhob ſich nicht über ſeine Pflicht. — Doch ſchon unter dem nächſten Regenten arteten die Legionen aus. Ihre oft wiederhohlte Pflichtvergeſſenheit führte endlich den Umſturz des Reiches herbey. —

So weiſe Auguſt die Armee behandelte, eben ſo folgerecht war ſein Benehmen gegen die übrigen Stände. Für den entzogenen Antheil an der Verwaltung des Staates entſchädigte er den Senat und das Volk durch ſeine beglückende Regierung. Auf dem Wege zur Alleinherrſchaft der Unglück bringende Schickſalsengel unzähliger Familien, hatte er kaum die erſehnte Höhe erreicht, als er der Schutzgeiſt der ſeinem Scepter unterſtehenden Millionen wurde. Jeder Zweig der Verwaltung, jede Claſſe des Volkes, wurde ein Gegenſtand gleicher Sorgfalt. Auguſt reinigte den Senat und den Ritterſtand von deren unwürdigen Mitgliedern, und umgab dieſe beyden Stände mit neuem Glanze. Das wetterwendiſche, leicht aufzuregende, ſich jedem Eindrucke hingebende Volk hielt er in den Schranken des Gehorſams, und leitete es zu ſeinen, das Beſte des Staates beabſichtigenden Zwecken. Geldgeſchenke, Getreide-Austheilungen, wohlfeile Preiſe der erſten Lebensbedürfniſſe, Unterſtützung des Ackerbaues, dieſer unver-

ſiegbaren Quelle des National-Reichthumes, — endlich Volksfeſte und Schauſpiele, welche für die Römer ſo mächtige Reize hatten, waren die Mittel, deren ſich Auguſt bediente, um den niederen Claſſen den neuen Zuſtand der Dinge angenehm zu machen. Jeder Bürger konnte ſich mit unbedrohter Sicherheit ſeinen Berufsgeſchäften überlaſſen. Fleiß und Talente führten ihn zum gewiſſen Erwerb. Innere Unruhen trübten nicht mehr den frohen Genuß des Lebens. —

Mit jedem neuen Geſetze trug der Imperator zum Glücke ſeiner Völker bey. Die Staatsverwaltung wurde von vielen eingewurzelten Mißbräuchen gereiniget. Die verſchiedenen Zweige derſelben, die Religion, die Polizey, die öffentliche Sicherheit, der Volksunterricht, die Sitten, wurden durch weiſe Anordnungen geregelt. Aber mit beſonderer Aufmerkſamkeit wachte der Imperator über die Pflege der Gerechtigkeit. — Auch den Provinzen, die in den Bürgerkriegen der Spielball wüthender Parteyen, im Frieden die Beute raubſüchtiger Statthalter geweſen, wendete Auguſt die Wohlthaten ſeiner väterlichen Regierung zu. Doch gelang es dem Blicke des Herrſchers nicht, überall hinzudringen, jede Erpreſſung zu verhüthen, jedem Unrecht zuvorzukommen. Beſonders in den neu eroberten Ländern fanden ſeine Legaten häufige Gelegenheiten, unter dem Vorwande, die unbeugſame Widerſetzlichkeit der Völker zu ſtrafen, ihre unerſättliche Habſucht zu befriedigen. Aber der Imperator ſchützte nach Kräften den Wohlſtand der Länder und der einzelnen Provincialen gegen jede Beeinträchtigung von Seiten der Staatsbeamten. Seine Geſetze nahmen immer den Unterdrückten in Schutz. Er bewilligte den durch unglückliche Naturereigniſſe herabgekommenen Provinzen Nachlaß der Steuern, — oft auch Unterſtützungen aus der Staats-Caſſe. Die durch Treue und Anhänglichkeit ſich auszeichnenden Städte und Landſchaften wurden mit Vorrechten und Freyheiten belohnt. Eines der letzten Geſetze des Kaiſers vereitelte die grauſame Liſt, mit welcher

ſchuldbewußte Statthalter beym Ablaufe ihrer Amtszeit belobende Zeugniſſe einer angeblich gerechten Verwaltung ihren mißhandelten Untergebenen abzupreſſen gewohnt waren. — Die Ausrottung der zahlreichen Räuberbanden, die Anlegung von Heerſtraßen, die Einrichtung der Poſten, eröffneten die Verbindung unter den Provinzen, erleichterten den gegenſeitigen Austauſch ihrer Producte, beförderten den Handel. — Die Hauptſtadt des Reiches hatte ſich der beſondern Fürſorge des Imperators zu erfreuen. Alles, was auf die Geſundheit, den Lebensunterhalt, den Wohlſtand, ſelbſt auf das Vergnügen der Bürger Einfluß hatte, fand er ſeiner Aufmerkſamkeit werth. — Leutſeligkeit bezeichnete dabey ſein Benehmen gegen den mindeſten Bürger. Aber ſeiner Güte lohnte auch die ungeheuchelte Zuneigung des Volkes, und die Herzen der Römer beſtätigten ihm den Titel: Vater des Vaterlandes, den ihm der ſchmeichelnde Senat gegeben. —

Wenn auch die Tugenden, welche Augusts Laufbahn als Regent verherrlichen, nicht in ſeinem Herzen lagen; wenn auch nur ſein Verſtand, geleitet durch den Rath einſichtsvoller Vertrauten, ihm dieſelben als die unfehlbarſten Mittel, ſeine Macht zu befeſtigen und ſeinen Ruhm zu begründen, vorgezeichnet hätte, ſo fand ſich das Reich darum doch nicht minder durch ſeine Regierung beglückt. Die Schriftſteller, welche Auguſt der feinſten Verſtellung beſchuldigen, vergeſſen, daß dieſe wenigſtens nie zum Nachtheile des Volkes merkbar wurde. Die richtige Urtheilskraft, der durchdringende Verſtand, die kluge Benützung ſeiner Freunde, Diener, und politiſchen Mittel, müßten auch dann nur in ſeiner Perſon allein gelegen haben. Er würde, wenn auch eigennützige Ruhmſucht die geheime und einzige Triebfeder ſeines vortrefflichen Benehmens als Herrſcher geweſen wäre, darum doch nicht weniger den Nahmen eines guten und großen Regenten verdienen. —

Auguſts Charakter war ein Gemiſche vieler liebenswürdigen Eigenſchaften und einiger menſchlichen Schwächen. Seine

Sitten waren ſanft und gefällig; ſein Umgang angenehm; ſein Geſpräch von feinem Witze belebt. Obwohl von Natur ungeduldig und jähzornig, war er doch leicht zu verſöhnen. So grauſam, rachedürſtend und habſüchtig er ſich als Triumvir bewieſen, ſo milde und gütig wurde er als Imperator. Nur die Furcht vor perſönlicher Gefahr, vor Cäſars Schickſal, konnte ihn einige Mahle zur Härte verleiten. Die Theilnehmer dreyer gegen den Imperator angeſponnenen Verſchwörungen fanden, ungeachtet vielfältiger Fürſprache, keine Gnade. Bey der vierten Verſchwörung verzieh Auguſt zwar dem Cinna und ſeinen Mitſchuldigen auf die edelſte Art. Aber dieſe Großmuth, einer der ſchönſten Züge in Auguſts Leben, war ihm durch die Beredſamkeit ſeiner Gemahlinn, Livia, abgedrungen, die wohl begriff, wie viele Herzen ein ſolcher Staatsſtreich gewinnen mußte. — Selbſt der Liebe äußerſt ergeben, ſtrafte Auguſt doch den Ovid wegen der Verfaſſung ſeines Buches von der Kunſt zu lieben, mit der Verbannung nach den Küſten des ſchwarzen Meeres. — In den gewöhnlichen Genüſſen des Lebens war Auguſt nüchtern und mäßig; in ſeinem Häuslichen ſparſam. Seine Wohnung in Rom und ſeine Landhäuſer waren enge, einfach, ohne prächtiges Geräthe. Das Tuch zu ſeinen Kleidern mußten die weiblichen Glieder ſeiner Familie eigenhändig verfertigen. — Seine Tafel war ohne Aufwand beſetzt. Er ſelbſt beobachtete die höchſte Mäßigkeit in Speiſe und Trank. Wein aus Rhätien (Tyrol) war ſein Lieblingsgetränke. (Suet. im Oct. 77. C.) — Die Schauſpiele und Feſte aller Art liebte er ungemein, und wenn er ſolche dem Volke gab, übertrafen ſie an Menge, Mannigfaltigkeit und Pracht Alles, was man von dieſer Art je zu Rom geſehen. —

Auguſt liebte ſeine Verwandten aufs zärtlichſte. Aber ſein Leben wurde durch den frühen Tod Einiger derſelben, durch das üble Betragen Anderer, getrübt. Die Geſchichte beſchuldigt die Kaiſerinn Livia der meuchleriſchen Ermordung jener Prinzen ihres Hauſes, welche den Hoffnungen ihres Sohnes

Tiber auf den Thron in dem Wege ſtanden. Selbſt der Imperator ſoll den Tod mit vergifteten Feigen aus der Hand der Gemahlinn empfangen haben. — Das Glück hatte Auguſt Freunde ſeltener Art geſchenkt. Er verdiente ſie aber auch: denn ſo karg er mit ſeiner Freundſchaft war, ſo unerſchütterlich hing er an dem, welchem er ſie herzlich gegeben. Wir nennen hier nur Agrippa, den großen Feldherrn, den tiefblickenden Staatsmann, den Schirmer des Reiches, — und Mäcenas, den Kenner und Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte, der, ſelbſt vertraut mit den reitzenden Genüſſen des Lebens, dieſe auch über die Völker ſeines Kaiſers zu verbreiten bemüht war. — Den vortrefflichen Rathſchlägen dieſer beyden Männer verdankte das Reich ſo manches Gute und Große, was unter dieſer Regierung geſchah. —

Ausgezeichnete Talente waren Auguſt angeboren. Eifrige Studien hatten dieſe gebildet. Der Imperator übte die ſchönen Wiſſenſchaften der Griechen, war ein trefflicher Redner, ſetzte ſeine Staatsſchriften ſelbſt auf, und hatte ſich auch als Dichter verſucht. Er ſchrieb die Geſchichte ſeines Lebens, deren Verluſt uns die wichtigſten Aufſchlüſſe zu den Begebenheiten ſeiner Zeit geraubt hat. Selbſt auf ſeinen Feldzügen ließ er keinen Tag ohne Declamiren, Schreiben, oder Lectüre vorüber gehen. — Den Gelehrten und Dichtern verlieh er gerne ſeinen Schutz, vielleicht aus wahrem Gefühl, vielleicht nur aus ruhmſüchtigem Eigennutze: denn Mäcenas ſoll ihm den Rath gegeben haben, die Federn der Geſchichtſchreiber und Dichter durch Wohlthaten zu ſeinem Lobe zu beſtechen. Auf jeden Fall wirkte das Beyſpiel des Imperators äußerſt wohlthätig auf ſein Volk. Die Vornehmen und Reichen beſchäftigten ſich, um ihn nachzuahmen, mit Künſten und Wiſſenſchaften, und es wurde guter Ton, Gelehrte zu unterſtützen. Bey ſolcher Aufmunterung der Talente wurde Auguſts Regierung das goldene Zeitalter der römiſchen Literatur. —

Von Auguſts Schwächen verdient noch der Glaube an Träu-

me, Vorbedeutungen, Ahnungen und Wunder bemerkt zu werden, welchen er mit mehreren großen Männern des Alterthums gemein hatte. — Der ausgezeichneteſte Zug in Auguſts Charakter war aber jene nie aus ihrer Bahn weichende Klugheit, die ſeine Entwürfe, über alle Hinderniſſe hinweg, mit der größten Gewißheit zu dem gewünſchten Ziele hinleitete. Dieſer höchſt geläuterte Verſtand, dieſer jede Angelegenheit eines ſo thätigen Lebens ſchnell durchdringende und ergründende Scharfblick, war mit einer unerſchütterlichen Feſtigkeit, und mit der richtigſten Wahl der zum Zwecke führenden Mittel verbunden. Mit Sicherheit ſpielte Auguſt, wie er es ſelbſt ſo nannte, ſeine große Rolle auf der Welt-Schaubühne; — mit Sicherheit konnte er im Scheiden die ſein Sterbebette umgebenden Freunde auffordern, zu urtheilen: ob er ſie gut geſpielt habe? —

Unter Auguſts Regierung begann eines der merkwürdigſten und folgenreichſten Weltereigniſſe mit der Geburt des göttlichen Stifters unſerer Religion. Jeſus Chriſtus wurde zu Bethlehem in Judäa, im Jahre 750 nach Erbauung Roms, alſo eigentlich vier Jahre früher, als unſere Zeitrechnung wirklich zu zählen anfängt, geboren. — Das Kind retteten die Aeltern vor der Mordſucht des den Römern zinspflichtigen Königs Herodes nach Egypten. — In dem Knaben entfalteten ſich außerordentliche Anlagen, ſeinem Alter weit voreilende Tugenden, und jene früh reife Vernunft, durch die der Zwölfjährige den Weiſen des hieroſolymitaniſchen Tempels ſtaunende Bewunderung abnöthigte. Das Haus des armen Zimmermanns Joſeph war nicht die Schule, in der ſich dieſer Geiſt gebildet. Die Gottheit ſelbſt mußte ihren Liebling mit dem Lichte himmliſcher Weisheit wunderbar erleuchtet haben. — Von des göttlichen Jünglings Walten iſt jede Kunde verloren gegangen. — Was der Mann Großes und Vortreffliches gewirkt; wie er durch ſeine Lehre die Staubgeborenen über das Grab zum Himmel empor gehoben; wie er jene Religions- und Sittenverbeſ-

ſerung begründet, welche ſeit achtzehnhundert Jahren den Gläubigen die unfehlbarſten Regeln im Leben, den kräftigſten Troſt im Leiden, die ſeligſten Hoffnungen über der Gränze des irdiſchen Daſeyns gewährt, — finden wir in der Geſchichte von Tibers Regierung. —

Ende des zweyten Bandes.

Verbeſſerungen.

Seite 24 Zeile 6 von unten, ſtatt juliſchen, leſe man: tridentiniſchen Alpen.
— 28 — 13 von oben, ſtatt Trophäum, leſe man: Tropäum.
— 42 — 9 von oben, ſtatt Taurus, leſe man: Taunus.
— 120 — 14 von oben, ſtatt App. d. b. c. 7. B., leſe man: App. d. b. c. 5. B.
— — — 22 von oben, ſtatt Druſus, leſe man: Druſus Germanicus.
— — — 3 von unten, ſtatt im Jahre 11 nach Chr. G., leſe man: im Jahre 8 nach Chr. G.

Einige weniger bedeutende Druckfehler erſucht man den Leſer, gefälligſt ſelbſt zu verbeſſern.

Wien, 1819.
Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'ſchen Erben.

Digitized by Google

Digitized by [illegible]